

36004, VII, A, c



36004. VII. A. c.

Beiträge zur Volks- und Völkerkunde

Achter Band

Die Slowinzen und Lebakaschuben

Land und Leute, Haus und Hof,
Sitten und Gebräuche, Sprache und Litteratur
im östlichen Hinterpommern

Mit einer Sprachkarte und 3 Tafeln Abbildungen

Von

Dr. F. Tetzner



Berlin

Verlag von Emil Felber

1899

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Von den

Beiträgen zur Volks- und Völkerkunde

liegen bisher vor:

- Band I. **Volksglaube u. Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen.** Von Dr. Heinrich von Wlislocki. 5.— M.
- „ II. **Die Entwickelung der Ehe.** Von Th. Achelis. 2.60 „
- „ III. **Lieder und Geschichten der Suaheli.** Uebersetzt und eingeleitet von C. G. Büttner. 4.— „
- „ IV. **Geschichten und Lieder aus den neuaramäischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin.** Von Mark Lidzbarski. 6.— „
- „ V. **Grundriss einer Entstehungsgeschichte des Geldes.** Von H. Schurtz. 3.— „
- „ VI. **Die Weltanschauung der Naturvölker.** Von L. Frobenius. 9.— „
- „ VII. **Anthologie aus der asiatischen Volkslitteratur.** Von A. Seidel. 6.— „
- „ VIII. **Die Slowinzen und Lebakaschuben.** Von F. Tetzner. 6.— „

Die Slowinzen und Lebakaschuben

Von

Dr. F. Tetzner

Beiträge . . .
zur
Volks- und Völkerkunde

Achter Band

Die Slowinzen und Lebakaschuben
Von
Dr. F. Tetzner



Berlin
Verlag von Emil Felber
1899

Die Slowinzen und Lebakaschuben

Land und Leute, Haus und Hof,
Sitten und Gebräuche, Sprache und Litteratur
im östlichen Hinterpommern

Mit einer Sprachkarte und drei Tafeln Abbildungen

Von

Dr. F. Tetzner



Berlin
Verlag von Emil Felber
1899

Alle Rechte vorbehalten.

Dr. Richard Andree zu Braunschweig

in Verehrung.

Inhalt.

I. Die Kaschubei. S. 1—83.

1. Namen. 1. — 2. Das Gebiet der Slowinzen und Lebakaschuben. 7. — 3. Bevölkerung. 27. (I. Zahl der westpreussischen und pommerschen Kaschuben. — II. Zahl der Slawen in Lauenburg, Bütow, Stolp. — III. Zahl der Lebakaschuben (und Slowinzen). — IV. Sprachgrenze der Slowinzen und Lebakaschuben nach Kirchspielen. — V. Erlöschen der kaschubischen Kirchensprache.) — 4. Reisen und Forschungen. 29.

II. Die Bewohner der Kaschubei. S. 34—88.

1. Aussehen und Charakter. 35. — 2. Sprache. 41. — 3. Haus. 47. — 4. Tracht. 49. — 5. Boden, Beschäftigung, Gerät. 63. — 6. Nahrung. 67. — 7. Gottesäcker und Grabplatten. 69. — 8. Feste und Gebräuche. 70. — Verlobung und Hochzeit. 70. — Kindtaufe. 82. — Begräbnis. 84. — Arbeitsfeste. 85. — Sitten und Gebräuche. 86.

III. Aus der Geschichte und Kulturgeschichte der Kaschubei. S. 89—181.

1. Allgemeines. 89. — 2. Der Kreis Bütow. 90. — 3. Kreis Lauenburg. 95. (Charbrow 95, Osseken 98, Leba 99, Czarnowske 99.) — 4. Kreis Stolp. 100. (Grossgarde 100, Rowe 108, Wobesde 108, Zezenow 109, Schmolsin 127, Stojentin 146, Mickrow 146, Gross-Nossin 146, Budow 146, Lupow 146, Glogow 149, Giesebeitz 165, Klucken 168.) — Ein Tag in den Klucken. 173.

IV. Slowinziges und lebakaschubisches Schrifttum. S. 182—272.

A. Litteraturgeschichtliches. 182. — B. Simon Krof. 183. — C. Melchior Pontanus. 189. — D. A. Hilferding. 197. — E. Handschriftliche Litteratur. 205. (I. Schmolsiner Perikopenbuch. 205. — II. Schmolsiner Gebetbuch. 210. — III. Virchenziner Eide. 212. — IV. Zieglers Predigten. 228.) — F. Lieder und Sprüche. 232. — G. Sagen. 236. — H. Deutsche Lieder und Sprüche. 242. — I. Die slowinzigische und lebakaschubische Sprache. 251. — K. Litteratur über die Kaschubei, die Kaschuben und Slowinzen. 268.

Karte und Abbildungen.

Das slawische Sprachgebiet in Hinterpommern. Zu Seite 1.

Vorderseite eines Garder Hauses. Vorderwände von Kluckener und Gieseitzer Häusern. Zu Seite 48.

Grundriss eines Kluckener Gehöftes. Zu Seite 49.

Rückseite einer Kluckener Rauchkate, Vorderseite eines Czarnowsker Hauses. Lischke, Karine, Hirtenhorn, Kescher, Zese, Handmühle. Zezenower Tracht 1820 (nach Lorek). Ziehbrunnen, Grabschmuck. Schmolsiner und Glowitzer Kirche. Pontanus. Zu Seite 64 ff.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Lies S. 8,₁₉: besonderen; 24,₁₈: Brenkenhofsthal; 27,₂₈: Mikkola; 74,₁₅: schwarze, ₃₃: andern; 78,₁₄: wird; 80,₈: Kupferschilling; 96,₁₄: Kirchenvisitation; 110,₁: im Kruge; 113,₂₉: Menschengefalligkeit; 128,₁₁: Garden —; 134,₁₇: ipse; 150,₁₁: Gloveetz; 157,₂: Donalitius; 158,₁₅: Podewils; 170,₂₄: Verwandt; 171,₁₈: fehlt; sieht man; 180,₃₃: Saite; 205,₂₈: sind; 217,₇: dieselbe.

Zu S. 8.: Um 1221 waren die Wenden (Slowinzen) noch auf Rügen mächtig, Fürst Witzlaw befürchtet einen Aufstand (Dreger 101), 1247 erhalten sie gleiche Steuergerechtigkeit mit den Deutschen, 1640 wird ein Unterschied zwischen kaschubischer und slowinischer Sprache bemerkt (Micraelius 211), 1748 sprechen die Bauern jenseits der Stolpe noch wendisch, „welche Sprache man irrig die cassubische heisst,“ weil das eigentliche Kaschubische bei Belgard, Neustettin, Schivelbein etc. gewesen sei (Dreger 376).

Zu S. 33: Alexander Treichel-Hochpaleschken hat in den letzten Jahrzehnten wiederholt in seinen volkskundlichen Veröffentlichungen über Westpreussen Ostpommern berührt.

Zu S. 65 ff.: Wegen Schreibung slowinischer Worte, die nach dem Gehör geschah, bitte ich um Nachsicht.

Zu S. 218: Ausser der Titelergänzung des Adam v. Podewils (S. 271) sei auf Hamiltons „Erzählung des rühmlichen Lebens des Caspar Otto von Podewils (Adams Vater), Amtshauptmanns der Aemter Altstadt, Sukow und Sülzhorst, wie auch des Domcapituls zu Colberg Decanus, Erb-, Burg- und Schlossges. etc., † den 5. Nov. 1719“ (Stargard, Ernst Wwe. Fol. 16 Bogen) hingewiesen.

Zur Karte: Virchenzin ist kein Kirchdorf.

I. Die Kaschubei.

1. Namen.

Im Litauischen giebt es ein Wort, das wird viel verwendet, aber niemand weiss recht, was es bedeutet, es heisst *kuzabas* und wird unter anderem zur Bezeichnung des Mühlstein-Loches gebraucht, das zum Einschütten des Getreides dient. Auch eine Tüte aus Erlenrinde und das Loch im hohlen Baum, in dem Waldbienen hausen, sowie ein Korb aus Rinde zum Beersammeln führen diesen Namen. Das kleinrussische *kozub* bedeutet gleichfalls einen Korb, und auch das deutsche Kötze, Kütze hat man mit dem slawischen Wort in Verbindung gebracht. Die polnischen Worte *kazub*, *kozub*, *kazubek*, *kadlubek* entsprechen jenem litauischen Worte und bezeichnen ein Rinden- oder Bastgefäß, z. B. einen Brutkorb für Tauben. In der Putziger Gegend kommt, wie Berkas Wörterbuch berichtet, ein Wort *kaszeb* in der Bedeutung „Gefäß aus Baumrinde“ vor, und im Kaschubischen heisst ein Stück Baumstamm, das im Kern ausgefault ist: *kuzeb*. Mit *kozub*, *kaszeb* bezeichnet man ein kegelförmiges Gefäß aus Baumrinde zum Beerensammeln. Ein solches ein Liter haltendes Gefäß heisst Litauisch *aukszlis*.

Alle jene Wörter stehen dem Namen der Kaschuben am nächsten, ohne dass die Bedeutung genau anzugeben wäre. Ist somit auch die alte Ableitung von *szuba* (Jacke) in Abrede zu stellen, so könnte doch wieder das Lit.

kuzas (Jacke), dafür sprechen, dass die eigenartigen kaschubischen Kleider den Namen bestimmten.

Die Pommern sind dem Namen nach als die „am Meere (*po morze*) Wohnenden“ leicht zu erkennen, die Kabatken als die Leute, die statt des gewöhnlichen Rocks den Kabat (Jacke) tragen. Mit diesem Kabat ist ein anderes vermischt worden: *karwatka* (langer Kaftan, den früher die Lebakaschuben trugen); davon hiess ein Mann *karwatk* und eine Frau *karwatka*. In dem von mir angegebenen kaschubischen Liedchen bedeutet vielleicht *Kuropatka* ursprünglich Karwatka. Im Namen der Slowinzen aber steckt kaum (Miklosich, Et. W. 308) derselbe Stamm wie im Slawennamen, den man als die Berühmten oder die Beredten deutet.

Von diesen Namen begegnet uns der des Pommern zuerst, er umfasste die Slowinzen, Kaschuben, Kabatker mit. Der Name der Kabatker ist immer nur und erst seit 100 Jahren eine ungewöhnliche Benennung gewisser pommerscher Slawen um Glowitz gewesen, der der Slowinzen seit Alters für die pommerschen Kaschuben. Das Eigenschaftswort slowinisch brauchen Krof und Pontanus für sämmtliche pommersche evangelische Slawen. Pontanus nimmt es in Hinsicht auf die Sprache für gleichbedeutend mit wendisch in Pommern, während man gewöhnlich die Wenden als die westlichen, die Kaschuben als die östlichen Slawen Pommerns auffasst. Ich schliesse mich den Anschauungen von Krof und Pontanus an und bezeichne mit Slowinzen die alteingesessenen evangelischen Einwohner slawischer Zunge in Pommern. Diese hiessen früher Kaschuben.

Wenn man heutigen Tages einen Schimpfnamen daraus gemacht hat, der etwa „Niedrigstehender“ oder „Deutschverderber“ besagen soll, so ist dies eine Spracherscheinung, die öfter auftritt, z. B. auch gegenüber den „Polacken“, „Wendischen“ und „Stockböhmern“. Die slawische Schreib-

weise mit sz in *kaszeba*, *kaszuba* hat die deutsche beeinflusst und jenen Laut mit der lateinischen Schreibart in ss verwandelt, gegen die wirkliche Aussprache. Denn in slawischen und baltischen Worten entspricht sz unserem sch. Wo nicht gelehrter Einfluss vorliegt, spricht jedermann Kaschuben, nicht Kassuben.

Die Kaschuben haben nie ein eigenes politisches Ganzes gebildet, noch hat es ein gesondertes Herzogtum Cassubia gegeben. Der Volksname tritt zuerst häufiger im 13. Jahrhundert auf. In einer Urkunde werden Johannes v. Mecklenburg und Nikolaus Werle 1248 Herren der Kaschubei (Domini Cassubiae) genannt, des Mecklenburger Herzogs Heinrich Tochter Ludgard wird als Kaschubin (Cassubita) bezeichnet, und die pommerschen Herzöge Barnim I. und Boguslaw führen 1267 und 1291 den Titel Herzog der Slawen (Wenden) und der Kaschubei (dux Slavorum et Cassubiae). Unter Barnim I. 1222—78 nahm das Deutschtum in Pommern allmählich überhand. Die pommerellischen Herzöge hingegen blieben länger ihrer Sprache treu und siedelten die vertriebenen Wenden in Stolp, Bütow und Lauenburg an, vor 1181 war Pommern fast rein slawisch. Philipp II. und Franz I. nennen sich 1619 Herzöge der Pommern, Kaschuben und Wenden.

Als Pommerellen an den Orden und Pommern an Brandenburg fiel, behielten die Brandenburger Kurfürsten den Titel Herzog der Wenden und Kaschuben bei, und so ist er auch in den Titel der preussischen Könige aufgenommen worden.

Wer sind nun die Kaschuben? Der Kiewer Mönch Nestor teilt in seiner Aufzeichnung der slawischen Völker ums Jahr 1110 das slawische Völkergemisch der Lechen im Weichselgebiet und westlich davon in die Polen, Lutiker, Masovier und Pommern. Die Polen haben im allgemeinen ihren Stammsitz behalten; die Masovier

oder Masuren, im Warschauer Gebiet wohnend, sind in ihnen aufgegangen, während sich der Name bei den evangelischen Slawen des südlichen Ostpreussens erhalten hat, die sich manche Eigenart bewahrt haben; zu den Polen gehören sprachlich die Polaben.¹⁾ Die Lutiker wohnten auf dem südlichen Ufer der Oder, die Wenden sind ihre Reste, von denen jene anfangs dieses Jahrhunderts ihre Sprache aufgaben, während diese, umwogt von Deutschen, eine Sprachinsel im nordöstlichen Sachsen und den angrenzenden schlesisch-brandenburgischen Landesteilen bilden.

Gewisse Forscher halten an der Einheit sämtlicher lechischer Stämme fest und stellen den Sprachunterschied als so unbedeutend hin, dass sie am liebsten daraus ein politisches Ganzes unter Führung Polens ableiten möchten. Der Hauptstamm, die Pommern, standen allerdings bis ins 12. Jahrhundert in mehr oder weniger politischem Zusammenhange mit Polen und bildeten unter König Boleslaw dem Grossen 992 einen Teil seines Reiches²⁾. Indes hielten sich die Statthalter und Kriegsfürsten in Pommern so unabhängig als möglich, kämpften wiederholt gegen Polen, und im Jahre 1181 belehnte Friedrich Barbarossa Swantibors Söhne, die 1170 den Herzogstitel angenommen hatten, in seinem Hoflager zu Lübeck als Herzöge des Deutschen Reiches unter Brandenburgs Lehnshoheit.

So oft nun auch der Name der Kaschuben in der ältesten Zeit erwähnt wird, so ist doch in keinem Falle zweifelhaft, dass damit an erster Stelle gewisse pommersche und pommerellische Slawenstämme gemeint sind, über deren eigentliche Sitze die Ansichten auseinandergehen,

¹⁾ A. Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevianer und Glinianer Elbslawen etc. Vergl. auch Schleicher, Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache.

²⁾ Vergl. Maronski, Die stammverwandtlichen Beziehungen Pommerns zu Polen.

zumal man auch dem pommerschen Gebiet in alter Zeit eine Ausdehnung von der Passarge bis zur Eider zuerkennt.

Rechnen die oben angeführten Urkunden Mecklenburg zur Kaschubei, so scheint eine Urkunde von 1289 die Belgarder Gegend (in terra nostra Cassubiae Belgarth) zwischen dem Gollenberg und der Persante als die eigentliche Kaschubei (vera terra Cassubiae) zu bezeichnen. Dies Belgard liegt zwischen Leba und Lauenburg. Damit stimmt im 16. Jahrhundert auch Kantzow¹⁾ († 1542) überein, der in seiner Pomerania meint: „Cassuben ist ein teil von Pommern, und seint die Wende gewest, die nicht am Mehr sondern landwertsein gewohnt haben, welche wider gewohnheit der anderen Wende, weite gefaltzete Kleider trugen, denn Cassubitz heisst gefaltzete Kleider, und seint die gewest da itzt das bissthumb zu Cammin, der Heitort in Pommern, und die Neue Marek ist. Ire Sprache aber, die etwas unterscheid mit dem andern wendischen hat, ist nur allein im Heit Orte geblieben. — Das folk (in Pommern) ist itzt gar teutsch und sechssisch, ausgenommen das in Hinterpommern auff dem lande noch etliche Wende und Cassuben wohnen.“ Pfennig berichtet 100 Jahre später fälschlich von zwei Herzogtümern „Kassuben, wo Neustettin, Regenwalde und Polzin“ und „Wenden, wo Rügenwalde Haven und Stolpe“, die u. a. nebst den Herrschaften Lauenburg und Bütow zu Hinterpommern gehören; „polnisch spricht man“ an einigen Orten in Hinterpommern, sonderlich in stolpischen und in den Herrschaften Lauenburg und Bütow. Die polabische Mundart hat sich nur noch allein in den lüneburgischen Ämtern Dannenberg, Lücho und Wustro erhalten.“²⁾ Pfennig macht keinen Unterschied zwischen Hochpolnisch und Polackisch, das damals in Gegenden gesprochen wurde,

¹⁾ Thomas Kantzow, Pomerania. I, 6, II, 404.

²⁾ Pfennig, S. 78. 92.

die heute zu Preussen gehören, und dem wendischen und kaschubischen Dialekt in Hinterpommern. Auch das Wendische erhielt sich noch in Pommern und lebte in geringen Resten zuletzt bei Lutjenburg in Schleswig-Holstein und bei Putlus im Lande Oldenburg.¹⁾ Diese Reste sind immer kümmerlich, aber zählebig gewesen. Kantzow sagt: Umb diese Zeit (1404) sol eine alte Fraw im lant zu Rhügen auff Jasmunds, Gulitzin geheissen, gestorben sein, welche sampt jrem Manne die letzten waren, die im lande zu Rhügen wendisch khönten reden.²⁾ — Büsching verlegte die eigentliche Kaschubei versehentlich näher der Oder als der Leba, bis Bernoulli³⁾, Wobeser⁴⁾ und Probst Haken⁵⁾ im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die drei Kreise Bütow, Stolp und Lauenburg als die Kaschubei bezeichnen. Diese Auffassung ist die richtige, sie kam damals sofort bei Büsching⁶⁾, Brüggemann⁵⁾, Wutstrack⁶⁾ zum Ausdruck, später bei C. L. Haken, Lorek, Hilferding, ferner in Neumanns Ortslexikon und in Knoops „Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Posen 1885“. Demgemäß wird die Zahl der Kaschuben von Neumann auf 300 angegeben.

¹⁾ Aus allen Weltteilen 1897, 352.

²⁾ I, 436.

³⁾ Bernoulli I, 140.

⁴⁾ Büsching 181—83.

⁵⁾ Büsching. S. 189—193 und 197—204. Hakens Bericht ähnlich auch bei Brüggemann. Vergl. Dähnert, Pommer.-Bibliothek III, 299.

⁶⁾ Büsching. S. 148, 182, 189, 197.

⁷⁾ Brüggemann, I, S. 63—65 Bericht über die pommerschen Wenden von Haken, 65—69 von Haken; S. 70—72 von Haken über die Kaschuben. Letzteres stimmt fast wörtl. mit Hakens Bericht in Büschings Wöch. Nachr. S. 189—193, 197—204. Brüggemann wiederholt III, 902 die Notiz Hakens über die Ausdehnung des kaschubischen Sprachgebiets.

⁸⁾ Wutstrack, 1793/95. I, 188; 233 und II, 251, 258.

Aber mit dem allmählichen Aussterben der pommerschen Kaschuben übertrug man den Namen mit auf die 150 000 Slawen in Pommerellen, die einst zum Ordenslande und dann zu Polen gekommen waren und durch ihren räumlichen Zusammenhang immer mehr und mehr polnisch wurden; die eigentlichen Kaschuben am Lebasee betrachtete man dabei nur als Anhängsel¹⁾ und gab ihnen die Sonderbezeichnung Slowinzen, Kabatker. Diese Namen habe ich nicht unter ihnen gefunden, vielmehr betrachten sich die evangelischen Lebakaschuben als die echten Kaschuben und nennen ihre nächsten katholischen Verwandten in Pommerellen und dem pommerschen Grenzgebiet: Polacken oder Katholische.

Diese sind durch einen meilenbreiten Gürtel deutscher Bevölkerung von den Lebakaschuben geschieden. Die letzteren habe ich in meiner Arbeit vor Augen und beantwortete die oben aufgeworfene Frage dahin: mit Kaschuben bezeichnet man gegenwärtig meist die altpommersche slawische und katholische Bevölkerung Pommerellens, die sich allmählich noch eine Meile weit über die pommersche Grenze herüber ausgebreitet hat. Die alteingesessenen pommerschen Kaschuben aber sind die letzten slawischen Reste der Pommern am Lebasee; sie sind evangelisch und von jenen durch eine breite Schicht Deutscher getrennt. Sie heissen auch pommersche oder Lebakaschuben zum Unterschied von den westpreussischen. Am bezeichnendsten ist der Name Slowinzen für die Slawen in den Klucken und westlich davon.

2. Das Gebiet der Slowinzen und Lebakaschuben.

Über die Grenzen des kaschubischen Sprachgebiets erhalten wir Ende des vorigen Jahrhunderts von mehreren

¹⁾ Z. B. Böckh, S. 75. Biskupski, S. 1.

Seiten genügende Aufklärung. Zunächst berichtet 1779 Bernoulli über das Kaschubendorf Zipkow und den Hauptort der Kaschuben, Glowitz. Dann beschreibt Wobeser in demselben Jahre das kaschubische Sprachgebiet¹⁾; durch Hereinziehung des wendischen Sprachgebiets wird der Bericht etwas verworren, so dass Bernoulli berichtigend eingreift. (Siehe die Bemerkungen beider unter Glowitz und Rowe.)

Nach Wobeser reicht das, allerdings stark von Deutschen durchsetzte Gebiet, über die drei Kreise Lauenburg, Bütow und Stolp. Der Hauptsitz ist Glowitz, Zezenow und Sto-

¹⁾ Herr v. Wobeser, erster Direktor der kgl. Kriegs- und Domänenkammer zu Gumbinnen, „ein guter Kenner der Provinz Pommern“ berichtet in Büschings Wöchentlichen Nachrichten (7. Juni 1779) S. 182/3: „Es hat in Pommern keine Landschaften unter den Namen Kassuben und Wenden gegeben, aber die Kaszubi kommen im Dlugosch und anderen Schriftstellern als ein slavisches Volk vor. Die verschiedenen slavischen Völker dieser Gegenden haben nicht so gewohnet, dass jedes einen besondrecen Strich Landes für sich besessen oder seine besonderen Grenzen gehabt hätte. Diejenigen, welche die Gegenden an der Ostsee bewohnten, wurden von den weiter in das Land hinein wohnenden Völkern oder von den Polen mit dem allgemeinen Namen der Pommern belegt. Die ältesten Herzöge von Pommern haben sich niemals von den Wenden genannt, wohl aber Duces Cassubiorum. Die Kassuben breiteten sich bis in die Gegend von Rügenwalde aus, und wurden durch die Wenden verstärket, welche im 13. Jahrh. aus der von Deutschen besetzten pommerschen Gegend weichen mussten. Die Herzöge von Pommern fingen nun an, sich Herzoge der Kassuben und Wenden zu nennen, sowohl weil sie in ihrem Gebiet Unterthanen von beiden slavischen Völkern hatten, als vermutlich auch um ihr Recht an die Gegenden, welche ihnen Polen entrissen hatte, im Andenken zu erhalten. Die Unwissenheit verwandelte die Völker in Landschaften, das ist, es kamen Herzogthümer Kassuben und Wenden in die Lehnbriefe, wie schon der von 1338 bezeugt. Wo sind aber die Kassuben und Wenden geblieben? Es scheinet, dass die Einwohner in dem Theil von West-Preussen, der ehemals Pomerellen hieß, welche slavische Namen haben, von den Wenden abstammen.“

jentin. In Stolp werden ausser diesen dreien noch Garde, Rowe, Dammen, Schurow, Mickrow, Buddow, Nossin genannt, wo in einer Sprache gepredigt wird, die schlecht polnisch ist; kurz zuvor habe man dies noch in Freist, Lupow, Dübsow und im Rummelsburgischen Kreise in Kolziglow und Zetlin gethan. Da aber Bernoulli 1778 in Lupow eine kaschubische Predigt hörte und im Gegensatz zu Wobeser besonders darauf hinweist, so ist wenigstens bei diesem Orte Wobesers Wort nur auf „regelmässigen Gottesdienst“ zu deuten. Die Sprachgrenze des Kaschubischen stimmt also 1778 im Süden und Osten mit der politischen überein, im Norden wird sie vom Meer gebildet und im Westen verbindet sie die Westgrenze Bütows mit den Orten Budow, Dübsow, Lupow, Dammen, Freist, Rowe. —

Dass früher in westlicheren Kirchspielen auch kaschubisch gepredigt wurde, geht aus einer Notiz Wutstracks hervor: „Zu Anfange des 17. Jahrhunderts wollten die Pastores oder ersten Prediger an dieser (Altstädtischen Stolpschen) Kirche keinen 2. zulassen; letzterer wurde aber wegen der damals bei dem Gottesdienste noch üblichen cassubischen Sprache für nötig gehalten, und ist auch nach der Abschaffung dieser Sprache beibehalten worden.“ Der erste dieser (zweiten) Prediger war Paulus Manteius (seit 1623 den 9. Okt.), ihm folgte Michel Pontanus 1644 d. 4. Sept. und 1677 d. 28. Febr. Sebastian Petrus Silvester. Aber dieser Pontanus ist nicht der grosse Schmolsiner (1578—1654).¹⁾

Der Probst Haken fügt keine weiteren Bestimmungen über die Grenzen bei, teilt aber das Volk in drei Teile und äussert sich (Büsch. Wöch. Nachr. 14. Juni 79 auf S. 189) folgendermassen: „Man kann unter den pommerschen Kassuben eine dreifache Abteilung machen. Die gegen

¹⁾ Wutstrack II, 251.

Mittag nach Westpreussen zu wohnen, sind an Sitten und Sprache die mildesten, und beinahe naturalisiert. Die am Strande wohnen, sind schon rauher, und haben einen von den ersten sehr weit unterschiedenen Dialekt, sonderlich bedienen sie sich häufig der Partikel istka, daher nennt man sie spottweise die Istker. Die, welche zwischen beiden in der Mitte gegen die Leba zu wohnen und sich noch über dieselbe ins Lauenburgsche erstrecken, sind recht der Kern der alten Wenden. Ihre Sprache ist weder polnisch noch deutsch, sondern ein Mischmasch von beiden, und wer sie verstehen will, muss beide Sprachen in seiner Gewalt haben. Diese wollen wir hauptsächlich hier beschreiben. Vieles passet zugleich auf die Kassuben an der Ostsee, aber nur wenig auf diejenigen, welche an Westpreussen grenzen.“

Brüggemann ist in seinem Werke von seinen beiden Berichterstattern Backe und Probst Haken abhängig und giebt den Umfang des Gebietes 1784 (II, 902) wie Wobeser und Bernoulli wieder, indem er hinzufügt: „Die Prediger in diesen Kirchspielen müssen daher ihre Predigten und übrigen Religionsvorträge sowohl in der deutschen als kassubischen Sprache halten, sodass wenn der Gottesdienst in der einen Sprache geendigt ist, der in der andern so gleich seinen Anfang nimmt. Da der Unterschied der reinen polnischen und kassubischen Sprache sich wie die hochdeutsche gegen die plattdeutsche verhält und daher die Kassuben durchgehends die polnische Sprache verstehen, ob sie gleich nicht sprechen: so bedient man sich gerne im Volksunterricht der Bibel und Lehrbücher in der polnischen Sprache.“

Auch Wutstrack bietet nichts Neues. Er wiederholt (I, 188) die Angaben der vorigen drei, fügt, was ganz selbstverständlich scheint, der kaschubischen Kirchspielreihe Dammen bei, sagt, der kaschubische Dialekt neige

sich schon ganz dem Untergange zu (II, 63) und bemerkt bei Budow (II, 258): „Die kassubische Sprache nimmt in dieser Gegend so ab, dass nur noch selten, bloss den ältesten Einwohnern zu Gefallen, in dieser Sprache gepredigt, Beichte gehalten und das Abendmahl ausgeteilt wird. Nach dem Tode des jetzigen Predigers Homann und dieser alten Einwohner wird der Gottesdienst bloss in deutscher Sprache gehalten werden.“

Des Probstes Haken Sohn J. C. L. Haken gab seit 1820 Pommersche Provinzial-Blätter heraus und bemerkt (II. Band 1821. S. 335): Die Kirchspiele Zezenow und Glowitz, am südlichen Rande des Lebasees, in der Stolpischen dritten Synode sind gegenwärtig die einzigen, wo der Gottesdienst noch sonntäglich in polnischer Sprache — jedoch neben einer zweiten deutschen Predigt gehalten wird, und die angrenzenden Parochieen Rowe, Garde, Schmolsin und Stojentin diejenigen, wo die Zahl der alten reinen, des Deutschen durchaus unkundigen Kassuben jedes Ortes vielleicht noch 50—100 beträgt.“ Diese Notiz ist insofern ungenau, als in Schmolsin und Charbrow noch regelmässig, in Leba und Bütow wenigstens noch zeitweilig kaschubischer Gottesdienst stattfand, wie Kirchenbücher und Kirchenchroniken ausweisen. — I. C. L. Haken macht jene Bemerkungen zu Loreks Arbeit: „Zur Charakteristik der Kaschuben am Lebastrom“, die dieser nebst einem Trachtenbild in Hakens Zeitschrift veröffentlichte.

In Hilferdings Arbeit findet sich u. a.: „1. Ethnographischer Bericht: Die Kaschuben und Slowinzen nehmen die nördliche und westliche Hälfte des Regierungsbezirk Danzig ein, welcher einst das polnische Pommern¹⁾ bildete, und den östlichen Teil des Regierungsbezirk Cöslin in Pommern.

¹⁾ „Die Kaschuben nennen Cöslin — Koszaleno, Danzig — Dgunk^s oder Udgunk^s, Stolpmünde — Usee, Rügenwalde — Rawud, Schlawe — Slawno, Schönwalde — Szano.“ Hilferding.

Im Regierungsbezirk Danzig bewohnen sie den Neustädter und Carthäuser Kreis. Der erstere bildet den nördlichen Teil dieses Regierungsbezirks und grenzt gegen Norden und Westen an das Meer, gegen Osten an Pommern und gegen Süden an den Carthäuser Kreis. Hier ist das Hauptzentrum der Kaschuben. Nur der südwestliche Winkel um die Station Katz, etwa zwei Meilen von Danzig ist von den Deutschen besetzt. Der Carthäuser Kreis gehört vollständig den Kaschuben an, mit Ausnahme einiger deutscher Kolonien, welche sich in seiner Mitte um Kelpin, und im Westen um Rheinfeld befinden. Einige Ortschaften am Saume des Danziger Kreises sind auch von Kaschuben bewohnt. Südlich vom Karthäuser Kreise ist der Kreis Behrendt ebenfalls von Slawen eingenommen, allein hier geht das kaschubische Idiom mehr und mehr in das grosspolnische über. Die nördliche und westliche Hälfte dieses Kreises gehört mehr dem kaschubischen, die südliche und östliche mehr dem polnischen Dialekt an. In der Stadt Behrendt ist dieser Übergang vorzüglich bemerkbar: sie liegt gewissermassen auf der Grenzscheide beider Mundarten. Der Kreis Stargard ist bereits rein polnisch mit Ausnahme der deutschen Bevölkerung; jedoch im Südwesten im Kreise Konitz, im Regierungsbezirk Marienwerder, ist ein kaschubischer Strich, der sich bis an die Stadt Konitz selbst hinzieht. — Wir haben auf diese Weise die östliche und südliche Grenze der Kaschuben bezeichnet und wollen nun ihre Grenze vom Süden, von Konitz aus, nach dem Norden beschreiben. Die Kaschuben bewohnen die nordwestliche Hälfte des Konitzer und die angrenzenden westlichen Kirchsprengel Konarzyno und Borzyskowo des Schlochauer Kreises. Nun treten wir aus Westpreussen nach Pommern über. Hier gehörte den Kaschuben noch vor einiger Zeit der südwestliche Winkel an, nämlich der Kreis Bütow, jedoch jetzt sind nur noch

schwache Überbleibsel, wenn auch bēinahe in allen Dörfern, daselbst vorhanden.

Nördlich von hier, im Kreise Lauenburg, bewohnen die Kaschuben einen schmalen Strich, der sich an Westpreussen anlehnt und zwar hauptsächlich die Ortschaften: Rakitt (Rakitka), Gliesnitz (Glesnice), Wutzkow (Wucz-kowo) — diese drei Ortschaften gehören zum Kreise Stolpe —, Schimmerwitz (Szemerowice), Bukowina, Labuhn (Lebunie), Wussow (Wusewo), Poppo (Popowo), Dzincelitz (Dziecelice), Osseck (Wosiek), Lowitz (Lowcz), Jezow (Ježewo), Paraschin (Paraszeno), Bozepol (Božepole). Von Bozepol reichen die deutschen Ansiedelungen bis zur westpreussischen Grenze und umfassen auch den angrenzenden pommerschen Kirchensprengel Schwesslin (Swisleno). Weiter nördlich finden wir wiederum zwei angrenzende pommersche Dörfer, Bismark und Ribienke (Rabinke), in denen sich noch die kaschubische Sprache erhalten hat. Die Parochie Gnewin (Gniewin) ist schon ganz verdeutscht, allein im Kirchensprengel Osseken an der Küste des baltischen Meeres existiert noch die kaschubische Mundart, namentlich in den Dörfern Osseken (Osiek), Sterbenin (Starbenino), Schlochau (Sluchowo), Wierzchucino, Wittenberg (Bielogoro) und Piasnicz (Piosnica).

Von hier müssen wir uns gegen Westen wenden und finden die kaschubische Sprache auf dem Küstenstriche, welcher sich westlich bis zum Gardensee hinzieht: es ist dieses der nördliche, am Meere gelegene Teil des ganzen Lauenburgischen und der östlichen Hälfte des Stolpener Kreises. Die Breite dieses Striches beträgt eine halbe bis zwei und dritthalb Meilen am Meere entlang. Die Ortschaften, wo sich, wenn auch in schwachen Überresten, die slawische Sprache noch erhalten hat, sind, wenn wir von Osten nach Westen gehen, folgende:

1) Zwischen der Grenze von Westpreussen und dem

Flusse und dem See Leba: Der Ort Osek mit den bereits oben erwähnten fünf Dörfern; die Dörfer Lüptow (Lebie-towo), Koskireinke (Koscerzenka), Koppalin (Kopalena).

.....	Dennewitz
Biebrowo	Bebbrow
Slawúszewo	Schlaichow
Jáckowo	Jatzkow
.....	Cheottschencke,
Kúrowo	Kurow
Czekoceno	Zakenzin
Sáseno	Sassin
Uljanie	Uhlingen
Bargádzeno	Bergensin
Roszczyce	Roschitz
Strezéžowo	Stresow
Mászewo	Massow
Zdrzewno	Zdrewen
Kopono	Koppenow
.....	Scharzschorw
Wick	Viezig
Wrzesce	Freist
Chábrowo	Charbrow

Südlich von diesen Dörfern kann man noch einige Greise in der Umgegend antreffen, welche kaschubisch sprechen und verstehen, namentlich in Garzigar (Garczegorz), Jannewitz (Janojce), Rosgars (Rozgorze), Vilkow (Welkowo), Puggerschorw (Pogorszowo), Commlow (Kąbola), Küssow (Kisowo), Bresen (Brzézeno), Pusitz (Pużyce), Schwichow (Suchowo), Saulin (Sóleno), Merzno (Mérzeno), Enzin (Hejncowo).

Nieznáchowo	Neznachow
Szczenurzy	Schönehr
Sorbsk	Sarbske
Lebinc	Labenz

Leba	Leba (Stadt)
Žarnowske	Czernowski
Babidol	Babidol
Dąbino	Dambien
Gaco, Gaca	Speck.

Dieser Bezirk ist das Centrum der pommerschen Kaschuben. Hierzu muss man das Fischerdorf Giesebeitz (Izbice) und die Örtchen Pažatka und Zapotok beifügen, welche diesseits des Lebaflusses bei seiner Mündung in den gleichnamigen See liegen und durch einen grossen, unzugänglichen Morast von der übrigen, auf der Westseite dieses Flusses wohnenden Bevölkerung, geschieden sind.

2) Zwischen dem Leba-Flusse (die Slowinzen sprechen den Namen Leba wie Lijeba, die Kaschuben aber Leba = Weba aus) und den Morästen, welche sich an dem Pustynik-Bache hinziehen, südlich vom Lebasee:

Cécenowo	Zezenow
Wólén	Wollin
Poblóce	Poblotz
Prebędowo	Prebentow
Dárgolese	Dargolese
Wekósowo	Wixow
Duóchowo	Dochow
Zaratin	Grossdorf

So oder Zarentin ward dieses Dorf von den Alten genannt, die Jüngern aber nennen es, indem sie die deutsche Benennung übertragen, jetzt Wielko Wies.

Rzuszeze	Ruschitz
.....	Zemmin
.....	Czgorny
Glowczyce	Glowitz
Knécino	Klenzin
Wórblino	Warbelin
Szczypkojce	Zipkow

Siódлина	Zedlin
Бądzechowo	Banskow
.....	Rumske
Рówno, Rómo	Rowen
Skórzyno	Schorin

Die Bewohner dieser Dörfer sind unter den Namen Kabatker bekannt.

3) Westlich von den Morästen, durch welche der Bach Pustynik fliesst:

a) Die Dörfer oder vielmehr die aus einigen Fischerhütten (meist zwei oder drei) bestehenden, zwischen dem Leba- und Garden-See an der Meeresküste liegenden Dörfchen:

Kleki od. Kleczyce	Klucken
Brinkenhof	Brenkenhofsthal
Las	Lassen
Lokc	Lochzen
Boline	Bollenz
Dambe	Dambe
Rodk	Radike
Czolpino	Scholpin
Chusta	Chust.

b) Die Dörfer zwischen dem morastigen Bache Pustynik, welcher in den südwestlichen Winkel des Leba-Sees fällt und dem Flusse Lupow (Lepawa), welcher von Osten in den Garden-See einmündet:

Wierzchúcino	Virchenzin
Železe	Selesen
Smoldzene	Schmolsin
Secy	Zietzen
Witkowo	Vietkow.

c) Die Dörfer in dem Winkel zwischen dem westlichen Ufer des Lupow-Flusses, bei seiner Mündung und dem Garden-See:

Wielgo Garno	Gross-Garden
Kiersk	Kerske
Blotki	Blotke
Czluchowo	Schlochow
Stojicino od. Stowcino	Stojentin
Wesuóko	Wittstock
Rato od. Rto	Rotten.

In diesen drei Dorfgruppen nennen sich die slawischen Bewohner Slowinzen (Slowinci).

Die Anzahl der Kaschuben kann ich nicht genau angeben. Ich nehme jedoch an, dass es (mit Einschluss der Kabatker und Slowinzen — circa 3000 —, welche ihre Sprache noch beibehalten haben) gegen 200,000 oder auch noch etwas mehr Kaschuben gibt.

Ich erlaube mir hier einiges über den Nationalnamen und über die Beinamen der Kaschuben zu bemerken. Es kann kein Zweifel obwalten, dass sie sich Anfangs insgesamt Slowinen oder Slowinzen nannten; bis jetzt haben sie diesen Namen nur auf dem westlichen, von den pommerschen Slawen eingenommenen Striche, in den, von den übrigen kaschubischen Ortschaften durch tiefe Moräste geschiedenen Dörfern, bewahrt, so dass man mir, als ich unter den pommerschen Kaschuben frug, wo die Slowinzen wohnen, öfters antwortete: „za blotom“ (hinter dem Moraste). Dieser Abgeschiedenheit haben es die Slowinzen (die pommerschen Slowinzen sprechen diesen Namen nicht immer in seiner vollen Form „Slowinci“ aus; öfters hört man „Slownci“, Slounci; ihre Sprache nennen sie immer Slowinsko (selten Slowensko) mowa. In Izbice hörte ich auch Slawinsko) wahrscheinlich auch zu verdanken, dass sich bei ihnen ihr alter Name und verschiedene altertümliche Wörter erhielten, die man an anderen Orten nicht mehr hört. Die Benennungen Kabatken und Kaschuben sind augenscheinlich Spitznamen und von der Kleidung

hergenommen, durch welche sich vor Alters die Bewohner des rechten und linken Ufers des Leba-Flusses von einander unterscheiden mochten. Denn „Kabat“ nennt man daselbst einen Rock, (und zwar besonders einen solchen, welchen die dasigen Frauenzimmer tragen) und die Benennung „Kaschuben“ leiten die Kabatker jetzt noch von dem Worte „Schuba“ (szuba) ab und erzählen, dass diese Leute ehemd anstatt des Obergewandes zwei ganze unausgearbeitete Schaffelle mit der Wolle nach aussen getragen hätten, welche sie über den Kopf anzogen, dass sie wie ein Sack an dem Menschen herabhing; ein solches Kostüm nennt man daselbst Schuba und fügt bei, dass unlängst verstorbene Greise sich noch recht gut an solche Schuben (übrigens nennen die Slowinzen ein jedes lange Obergewand eine Schuba, Schaube) erinnert haben. Ausser den Benennungen Slowinzen, Kabatker (die Bewohner der Dörfer zwischen dem grossen Moraste und der Leba nennen sich ohne Unterschied Kaschuben und Kabatker, aber öfters legen sie sich die erstere Benennung bei, indem sie die letztere mehr ihren Nachbarn geben; ihre Sprache nennen sie immer die „kaschubische“; den Ausdruck „kabatkische Sprache“ habe ich niemals gehört) und Kaschuben gebraucht man daselbst noch die Benennung „Polski“ (polnisch), jedoch nur in Bezug auf die Sprache, nämlich, die Bewohner nennen ihre Sprache insofern eine polnische, als sie gottesdienstliche Bücher in polnischer Sprache haben. Ich habe öfters Ausdrücke folgender Art gehört: „die slowinische oder kaschubische Sprache ist ein und dieselbe, die Bücher sind bei uns polnisch“. Allein Polen nennen sich die baltischen Slowinzen und Kaschuben niemals.

Giebt es einen wesentlichen Unterschied in der Sprache zwischen den Slowinzen und Kaschuben und Kabatker? Nein. Der ganze [nein!] Unterschied besteht in der grösseren

und minderen Abweichung von der polnischen Sprache, welches wiederum durch die grössere oder geringere Entfernung von den Grenzen der polnischen Nation bedingt wird. So ist die Mundart der Fischer in Giesebeitz am Leba-See, welche sich schroff von den benachbarten Kabatkern und Slowinzen unterscheiden und sich mit dem Namen Kaschuben belegen, durchaus identisch mit der Sprache der Kabatker und Slowinzen und weit von der Mundart der Kaschuben entfernt, welche z. B. im Kreise Behrendt wohnen. Nur [?] eine Besonderheit unterscheidet einigermassen die Sprache der Slowinzen von der der Kaschuben und Kabatker, nämlich die Aussprache des harten l (l). Die Slowinzen sprechen es nämlich wie ein mittleres l und nach Art der Südslawen, die Kabatker und Kaschuben aber wie ein halbtönendes u, ähnlich wie bei den Kleinrussen (zu Ende der Sylben und Wörter) und oberlausitzer Sorben; allein das giebt uns kein Recht, auf die Existenz zweier besonderer Sprachen bei den dortigen Slaven zu schliessen, denn dieselbe Aussprache des l, welche wir bei den pommerschen Slowinzen finden, zeigt sich auch im Zentrum des eigensten Kaschubien, in Westpreussen, im Dorfe Schwarschau (Sworzewo) und den umliegenden Ortschaften, im Norden von Putzig, weswegen die dasigen Bewohner Bellezer (Belloczi) genannt werden, weil sie bel (i. e. byl) statt bel d. i. bew sprechen. Die nähere Be- trachtung der pommerschen Slowinzen und Kaschuben wird uns in der Folge zeigen, dass sie einen einzigen Dialekt, eine Reliquie der alten Sprache der baltischen Slawen bildet und zwar eine Reliquie, an der die eigen- tümliche Physiognomie dieser Sprache zum Theil verwischt ist, weil sie sich nur auf dem Grenzstriche erhalten hat, wo sie mit der polnischen zusammenfliesst. Was die Scheidung in Slowinzen, Kabatker und Kaschuben betrifft, so sehe ich darin eine Spur der Scheidung der slawischen

Nationen in kleine Stämme, eine Sonderung, die nicht alle-
mal eine Verschiedenheit der Sprache im Gefolge hatte.
Im Gebrauche eines einzigen Wortes jedoch unterscheiden
sich die Slowinzen stets von den Kaschuben; die Slowinzen
sprechen immer šerkew, jidę döccerkewje, die Kaschuben
hingegen kennen dieses alte Wort nicht, sondern gebrauchen
das polnische kosciol. Uebrigens hörte ich auch bei den
Kaschuben in Pommern cerkwisze statt des polnischen
emelarz und in Westpreussen bedienen sie sich öfters
dieses Ausdrucks. — —

Die Verschiedenheit in der Lage der slawischen
Nationalität in Pommern und Westpreussen:

Der Strich, welcher Westpreussen von Pommern scheidet,
ist schon längst mit keinen Zollschränken versehen und
nur auf der Landkarte sichtbar, aber nichtsdestoweniger
ist er bezüglich der slawischen Nationalität sehr wichtig.
Bei den Kaschuben auf der rechten (östlichen) Seite dieses
Strichs, in Westpreussen, ist die slawische Nationalität noch
genügend kräftig und lebendig; auf der linken, westlichen
Seite aber, in Pommern, ist sie in einem vollständigen
Aussterben begriffen und wird ohne Zweifel in fünfzig
Jahren spurlos verschwunden sein. Die Ursachen hierzu
sind sowohl politischer als auch religiöser Natur. West-
preussen gehörte bis zum Jahre 1772 zu Polen und ob-
gleich bereits unter der polnischen Regierung das deutsche
Element in dem dasigen Mittelpunkte des Handels, in
Danzig und in dessen Umgebungen vollständig herrschte,
so hatte es doch in die armen Wald- und Sanddörfer der
Kaschuben nicht einzudringen vermocht. Und seit den
Zeiten der Vereinigung des Danziger Küstenlandes, Gdanskojé
Pomorjé (Danziger Küstenland oder königlich Preussen,
Prusiy krolewskie, wurde dieses Land unter polnischer
Herrschaft genannt; es wurde bekanntlich von Polen
durch den Deutschordnen im 15. Jahrhundert abgerissen

und ihm durch den Vertrag von Thorn (1466) abgetreten) mit Preussen hat sich der Andrang noch nicht vollkommen entwickelt. Er ist vorläufig mehr gegen das reichere Grossherzogtum Posen gerichtet. Auf diese Weise hat sich die arme, reizlose Kaschubei, obgleich sie schon 90 Jahre Preussen unterworfen ist, der Germanisation weniger unterworfen, als selbst die Wiege Polens, das Land Posen, das doch erst seit 1815 zu Preussen gehört. (Ich spreche hier nicht von der nur zeitweisen ersten Einverleibung Grosspolens an Preussen im Jahre 1793.) Indessen kam das östliche Pommern bereits zur Zeit des westfälischen Friedens an Brandenburg; in diesem Lande herrscht das deutsche Element schon Jahrhunderte lang, und es ist daher nicht zu verwundern, dass sich die slavische Nationalität daselbst in ganz andern Verhältnissen befindet, als in Westpreussen.

Zugleich mit dem politischen Einflusse war auch der religiöse wirksam. Die westpreussischen, unter polnischer Herrschaft stehenden Kaschuben sind beim katholischen Glauben geblieben; die pommerschen, schon längst zu Deutschland gehörigen Kaschuben aber wurden im 17. Jahrhundert grösstenteils zum Protestantismus bekehrt. Trägerin des Protestantismus ist nun in diesem Lande die deutsche Nationalität mit preussischen Regierungsmaximen und mit der norddeutschen Bildung. Der schwache, vereinzelte slawische Stamm musste sich daher, als er den protestantischen Glauben annahm, auch der Herrschaft deutscher Ideen und deutscher Bildung unterwerfen, und nahm natürlicherweise auch bald die deutsche Sprache an. Hingegen ist der Katholizismus in diesem Teile unzertrennlich von dem polnischen d. h. hier kaschubischen oder überhaupt slawischen Element, und die katholische Geistlichkeit wehrt sich gegen den Andrang der deutschen Nationalität, um hierbei zugleich ihre Herde vor dem Einfluss des

Protestantismus zu bewahren. Auf diese Weise halten die katholischen Dörfer im Kaschubenlande an ihrer slavischen Nationalität viel fester, als die protestantischen. — Ich könnte viel über den Einfluss der Vorzeit auf die Situation der Kaschuben sagen. Ich könnte den grossen Fehler auseinandersetzen, welchen Polen zur Zeit seiner Unabhängigkeit bezüglich dieses unglücklichen Stammes beging, dem seine geographische Lage dem Anscheine nach eine glänzende Zukunft verhiess. Als der slavische Stamm, welcher einst auf der ganzen baltischen Küste bis zu der dänischen Grenze herrschte, im Mittelalter grösstenteils zu Grunde gegangen war, war ein nur kleiner, aber in politischer und merkantiler Hinsicht höchst wichtiger Teil derselben, nämlich das Danziger Küstenland, von Slawen, d. h. von den Kaschuben bewohnt geblieben. Polen herrschte über dieses Land, aber was hat es daraus gemacht? Die wichtigste Stadt, den Kauf- und Handelshafen an der Mündung der Weichsel, die Festung Danzig, liess es in den Händen deutscher Bürger, und den übrigen Teil des Küstenlandes, wo die stammverwandten Kaschuben lebten und leben, vernachlässigte es ganz und gar. Die sich entwickelnden Städte Neustadt (Wiejerowo), Putzig (Puck), Carthaus (Kartucij), Behrend (Koscerzyna), Konitz (Chojnica), erhielten deutsche Einwohner und sind gegen die Nationalität der sie umgebenden Bewohner feindlich gesinnt. In diesen Bewohnern hat Polen nicht einmal vermocht, das Bewusstsein der Nationaleinheit zu wecken. Obgleich die kaschubische Sprache der polnischen so überaus nahesteht und obgleich sich die Kaschuben nur auf die polnische Nationalität stützen können, so begreifen und erkennen sie dennoch ihren Verband mit der polnischen Nation nicht. Ich spreche nicht von den Kaschuben, welche an der Grenze Grosspolens im Kreise Behrendt und Konitz wohnen und die sich selber zu den Polen rechnen, obgleich ihre Aussprache

den Kaschuben verrät; aber weiter gegen Norden, im Innern der Kaschubei, erkennt das Volk, wie ich wiederholt sage, auch nicht den geringsten innern Verband mit dem Polenlande an, obgleich es mit polnischen Gebetbüchern in die Kirche geht und weiss, dass seine Sprache der polnischen ähnlich ist. Polen, welches so lange Jahrhunderte das kaschubische Küstenland beherrschte, hätte sich dieses Land auf leichte Weise vollständig assimilieren können. Es hat aber dieses nicht vollbracht infolge seiner Nichtbeachtung des gemeinen Volks. Die Kaschuben sind gewöhnliche Dörfler, Bauern; die kaschubische Sprache ist ein verdorbenes Pöbelidiom: wie wäre es da den grossen Herren möglich, sich mit dem niedrigen gemeinen Volk und seiner groben Sprache zu befassen? So urteilen heutigen Tages die polnischen Gutsbesitzer, welche noch zum Teil Besitzungen im Kaschubenlande haben. In der Unterhaltung mit mir drückten sie wohl auch ihre spöttische Verwunderung darüber aus, dass ich es für wert erachtet hatte, die Kaschuben und ihre Sprache kennen zu lernen. Obgleich sie ihr ganzes Leben unter den Kaschuben verbrachten, so war es mir doch nicht möglich, von einem einzigen unter ihnen Nachrichten über deren Sitten, Lebensweise, Gewohnheiten oder Sprache zu erlangen. Indessen unterwirft sich der polnische Adel im Kaschubenlande, indem er sich einerseits selbst von jedem innigen Verkehr mit dem Volke ausschliesst und anderseits mit dem Grossherzogtum Posen nicht im Verbande zu sein vermag, immer mehr und mehr dem Einflusse des Deutschtums. Er, und besonders die jüngere Generation, spricht leider und lieber deutsch als polnisch; ich habe in dieser Gegend viel junge Edelleute gefunden, welche selten und nur aus Not polnisch sprechen, wenn es ihnen aus irgend einem Grunde darauf ankommt, sich als Patrioten zu zeigen; in ihrem häuslichen Leben bedienen sie sich aber fortwährend der deutschen

Sprache. Ich traf im Kaschubenlande eine ganze Gesellschaft von etwa 20 solcher polnischer Herren, welche wegen der zufälligen Anwesenheit eines deutschen Beamten ihr ganzes Gespräch in deutscher Sprache führten.

Die katholische Geistlichkeit in dieser Gegend begünstigt nicht, wie ich bereits gesagt habe, die Ausbreitung des deutschen Elements. Allein der grösste Theil seiner Mitglieder ist leider, ebenso wie der Adel, von dem Geiste der polnischen aristokratischen Ueberhebung in Bezug auf die Kaschuben und ihre Sprache durchdrungen. Es giebt jedoch unter der Geistlichkeit auch einige Männer, welche einen besseren Begriff von ihren Pflichten gegen das Volk haben.“

Hilferding, der 1856 diese erste wissenschaftliche Forschungsreise durch die Kaschubei unternahm, bot viele neue Bemerkungen über die Ausbreitung der Kaschuben. Sein Bericht ist allerdings in so slawophilem Sinne gehalten, dass er u. a. ganz deutsche Orte, wie Benkenhofsthal unter den kaschubischen aufzählt und alle slawischen Reste durchs Vergrösserungsglas ansieht. Doch erhalten wir immerhin einen Einblick in den Wohnbezirk des Volks. In Bütow leben noch verstreut unbedeutende Reste. Der Süden von Stolp und Lauenburg ist völlig germanisiert, nur an der Grenze ist ein schmaler Strich slawisch. Er ist aber nicht, wie Hilferding anzunehmen scheint, ursässig. Diese Slawen sind vielmehr von Süden zugewanderte katholische Polacken. Im Norden, am Meere hingegen, ist ein schmaler Streifen evangelischer Kaschuben erhalten geblieben, den eine breite Schicht Deutscher von den slawischen Katholiken im Süden trennt; es sind besonders die Kirchspiele Osseken, Sarbske, Leba, in denen allerdings Kaschubisch als Kirchensprache erloschen war, ferner Charbrow und im Stolpischen: Schmolsin, Garde, Glowitz, Zezenow, von denen nur noch die beiden letzten kaschu-

bische Predigten genossen. Hilferding unterscheidet westpreussische Kaschuben, pommersche Kaschuben, die rechts von der Leba, besonders in Czarnowske und Giesebeitz wohnen, Slowinzen (Klucken, Schmolsin, Garde), Kabatker (Glowitz). Letzteres ist willkürlich.

Wie weit die in der Auffassung selbständige Berliner Abhandlung aus dem Jahre 1860 „Die Kassuben“ von Hilferding in Bezug auf die Sprachgrenzen abhängig ist, dürfte schwer zu sagen sein; sie ist nüchterner gehalten und beschränkt den Bezirk im Allgemeinen auf die vorhin genannten Stolpschen und Lauenburgschen Kirchspiele.

Die Zahl der Slawen betrug in Stolp und Lauenburg 1861: 1025, von denen auf Stolp nur 24 kommen. Freilich haben sich da nur die katholischen Polacken zum Slawentum bekannt, die evangelischen Kaschuben bezeichneten sich als deutsch. Dieser Umstand ist auch in Betracht zu ziehen, wenn man die treffliche und genaue Arbeit von A. von Fircks zu Rate zieht. Im ganzen Kösliner Bezirk giebt es nach ihm (S. 255) nur 24 evangelische und 698 römisch-katholische Kaschuben (S. 255), im Stolper Kreis werden solche überhaupt (S. 256) nicht namhaft gemacht. Die Lebakaschuben haben sich samt und sonders als „Deutsche“ zählen lassen. Nach demselben beträgt die Zahl der westpreussischen Kaschuben 53 613 neben 439 629 Polen und Masuren und rund einer Million Deutscher.

Neue Nachrichten über das kaschubische Sprachgebiet gab 1885 Knoop in seinem vorzüglichen Werke: „Volks-sagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern, Posen 1885.“

Da heisst es S. V: Wir in Hinterpommern nennen Kassuben nur die evangelischen Bewohner slawischer Abstammung in den Kreisen Stolp und Lauenburg; die katholischen Slawen im Bütower Kreise und in Westpreussen bezeichnen wir als Polacken, wie sie ja auch in

der That das Recht verloren haben, sich Kaschuben zu nennen. Sie sind im Laufe der Zeit dermassen polonisiert, dass sie sich von echten Polen kaum unterscheiden. Die Zahl der evangelischen Kaschuben hat seit dem Anfang dieses Jahrhunderts schnell abgenommen. — — Daher hörte in mehreren Kirchen die kaschubische Predigt bald ganz auf, so in Stojentin 1816. Länger wurde sie in Garde und Schmolsin beibehalten, und in beiden Kirchspielen sind noch jetzt einige ältere Leute vorhanden, die kaschubisch sprechen.“ Dann erwähnt er Zezenow, wo 1876 die Predigt aufhörte und Glowitz, „wo noch jetzt alle 8—10 Wochen kaschubischer Gottesdienst abgehalten, und zwar Abendmahlsfeier vor, Predigt nach der deutschen Predigt. Doch sind dazu höchstens einige zwanzig Kassuben versammelt, alte Leute, die, obwohl fast alle des deutschen mächtig, doch an kaschubischer Sprache und kaschubischen Wesen festhalten. Ihr Hauptsitz ist Giesebitz, im Süden des Lebasees und gewissermassen auf einer Insel im Lebamoor gelegen.“

In demselben Jahre erschien in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien (1885 S. 537—555) eine Arbeit „Die pommerschen Kaschuben“, von Hauptmann G. v. Wienkowski. Die Arbeit stützt sich auf Pfennig, Brüggemann, Lorek, Hilferding.

Für einen grösseren Leserkreis ist der Abschnitt „Ueber die Sitten und Gebräuche sowie den Charakter der Kassuben“ berechnet, den H. v. d. Dollen seinem hübschen Werke einverleibte „Streifzüge durch Pommern, Band 4, 12. Heft: Kassubien, Glowitz, Leba, Lauenburg. — Anklam 1885.“ Der Abschnitt gibt grösstenteils Loreks selten gewordenen Aufsatz wieder.

Ein oft erwähntes, 1886 zu Danzig erschienenes Werk von Karl Pernin, „Wanderungen durch die sogenannte Kassubien etc.“ behandelt Pommerellen und be-

merkt auf S. 68: Dass der Name Kaschuben auf Pommerellen übertragen worden ist, scheint nur sprachgeschichtlich geschehen zu sein, denn diese Benennung ist weder geschichtlich noch urkundlich begründet, dagegen hat sich der Herzog Barnim I zu Stettin 1220 Herzog der Kassuben und Wenden genannt.“

Ueber die Sprachgrenzen erschien dann nichts mehr, doch berühren dies Gebiet zwei treffliche Arbeiten: „Die Sprache der baltischen Slaven“ von Dr. Legowski (Nadmorski) in den Blättern für pommersche Landeskunde 1896, IV, 6—9 und „Das Dorf Giesebeitz“ von Boldt (Ebenda IV, 10 u. 11).

Indessen hatte ich den Entschluss gefasst, die pommerische Kaschubei ethnographisch und zu sprachlichen Zwecken zu durchwandern und besuchte im März und April 1896 die Hauptorte, insbesondere Glowitz, Giesebeitz, Speck, Babidol, Czarnowske, Hebrondamnitz und im Juli und August desselben Jahres Garde, Schmolsin, die Klucken, Zezenow, Charbrow, dazu den Leba- und Gardesee, um mit eigenen Augen bestätigen zu können, dass gegenwärtig das Kaschubische auf Czarnowske, Giesebeitz und die Klucken beschränkt ist, letztere aber noch als slowinzisches Dorf gelten können.

Diesem Werke kommen ferner dank gütiger Mithilfe während des Druckes verschiedene Ergebnisse einer Forschungsreise zugute, die Dr. Lorentz im Sommer 1897, besonders zu sprachlichen Zwecken, durch dies ganze Gebiet unternahm. Dieselben Zwecke verfolgte ein Jahr vorher der finnische Gelehrte Dr. Nikkola.

3. Bevölkerung.

I. Zahl der westpreussischen und pommerschen Kaschuben.

1856: ca. 200 000 (Hilferding)
1885: „ 180 000 (Biskupski)

1890: „ 137 000 (Legowski)

1893: „ 170 000 (Ramult)

1896: „ 170 000 (Brockhaus' Lexikon).

II. Zahl der Slawen in Lauenburg, Bütow, Stolp.

1843: 3000 — 1476 — 890 (nach Böckh)

1849: 2564 — 1834 — 2013 „

1858: 548 — 4091 — 236 „

1861: 791 — 2851 — 34 „

1869: 906 (= 2%) — 2360 (10%) — 237 (0,4%) (n. B.).

1856: 3000 (Slowinzen und Kabatken) + Kaschuben rechts von der Leba (Hilferding)

1890: 5000 (in Bütow und Lauenburg) nach Legowski

1890: 6637 (Polen, Masuren und Kaschuben im Kösliner Kreis) nach A. v. Fiereks S. 255.

III. Zahl der Lebakaschuben (und Slowinzen).

ca. 1860: 450 (Berliner Bericht¹⁾)

ca. 1880: 300 (Neumann)

1896: 200 (eigene Schätzung 1896).

IV. Sprachgrenze der Slowinzen und Lebakaschuben nach Kirchspielen.

1778: Rowe, Freist, Dammen, Lupow, Dübsow, (Zetlin, Colziglow), Budow. Kreise Bütow und Lauenburg ganz (Wobeser).

1821: Rowe, Garde, Schmolsin, Glowitz, Zezenow, Stojentin (J. C. L. Haken, der Bütow und Leba-Charbrow nicht berücksichtigt).

¹⁾ Nach diesem wohnen Kaschuben noch in Giesebeitz, Garde, Klucken, Schorin, Rowen, Glowitz, Ruschitz, Rumske, Zedlin, Klenzin, Grossendorf, Zipkow, Warbelin, Poblotz, Zezenow, Speck, Babilon, Charbrow, Sarbske, Labenz, Osseken, Wittenberg, Prebendorf, Schlaischow, Lüblow, Gnewinke, Bychow, aber nicht in Wierschutzin, wo das Polackische herrscht, das „stark abweicht“.

- 1860: Garde, Schmolsin, Glowitz, Zezenow, Charbrow, Leba, Sarbske, Osseken (Bl. f. pomm. Volksk. 1896, S. 52).
1885: Garde, Schmolsin, Glowitz, Zezenow, Leba.
1896: Schmolsin (Schmolsiner und Selesener Klucken), Glowitz (Zemminer Klucken), Leba (Czarnowske).

V. Erlöschen der kaschubischen Kirchensprache.

ca. 1700: Stolp || ca. 1778: Lupow, Freist, Zetlin, Colzglow, Dübsow || 1787: Mickrow || ca. 1795: Budow, Nossin, Schurow, Dammen || 1799: Rowe || 1816: Stojentin || 1832: Schmolsin || ca. 1845: Garde || ca. 1850: Leba || ca. 1856: Bütow: || 1865: Osseken || 1871: Charbrow || 1876: Zezenow || 1886: Glowitz.

4. Reisen und Forschungen.

Der erste Gelehrte, der die Gelegenheit wahrnahm, auf seiner Reise den Kaschuben Beachtung zu zollen und seine Betrachtungen zu veröffentlichen, war der Berliner Professor Bernoulli, dessen Bericht ich bei der Beschreibung des Kirchdorfs Glowitz wiedergebe. Er reiste im Juni und Juli 1777 und im Juli 1778 durch die Kaschubei, beschreibt ein kaschubisches Fest am 29. Juni 1777 zu Zipkow und erwähnt, wie er einer kaschubischen Predigt in Lupow beigewohnt hat.

Auf Anregung Büschings schrieben dann der Stolper Probst Haken und der Regierungsrat Wobeser, die beide als Verwaltungs- und Aufsichtsbeamte wiederholt Land und Leute an Ort und Stelle sahen, ihre Berichte für Büschings Wöchentliche Nachrichten 1779. Der Probst Haken teilt ihn nochmals in Brüggemanns Werk mit, gemeinschaftlich mit Backes Aufzeichnungen über die pommerischen Wenden.

Die eigenen Bemerkungen Brüggemanns (1779 und

1784), wie auch die Pfennigs (1769?, 1783), Wutstracks (1793 und 1795), J. C. L. Hakens (1821) sind unbedeutend.

Die letzteren leiten die Arbeit des Zezenower Pastors Lorek ein, der ausführlich schildert, was er namentlich in seinem Kirchspiel gesehen hatte.

Ich teile alle sachlichen Ausführungen sämtlicher erwähnter Gelehrter in den einzelnen Abschnitten bei Besprechung der Trachten, Feste u. a. mit. Das gleiche gilt auch von der Arbeit des Mannes, der nun mit besonderer Aufmerksamkeit die Kaschubei durchzog: Hilferding. Seine Arbeit ist neben der Loreks das beste und ausführlichste, was über die Kaschuben geschrieben ward. Hilferding hatte ein feines Verständnis und besass die nötige Umsicht, vom Volke zu erfahren, was er wissen wollte. Seine Arbeit wird wie die über die Polaben, als grundlegend unvergessen bleiben, auch wenn beide längst wissenschaftlich überholt sind. Seine deutsche Ausgabe des Reiseberichtes ist so selten, dass sie selbst grosse Bibliotheken nicht haben. Ich führe gehörigen Ortes alle seine Ausführungen an, über die Reise selbst berichtet er:

„Auf der Südküste des baltischen Meeres, gegen Westen von der Mündung der Weichsel hat sich bis jetzt eine slawische Bevölkerung erhalten. Es sind dieses die letzten Überreste eines einst grossen und berühmten Volkes, welches Jahrhunderte lang seine nationale Unabhängigkeit und sein unbeugsames Heidentum gegen die Angriffe des ganzen Deutschen Reichs verteidigte. Jetzt haben sich die Nachkommen dieses kriegerischen Geschlechts in eine sandige und morastige Einöde zurückgezogen, wohin sich selten ein Reisender verirrt. Von den Polen und Deutschen werden sie Kaschuben genannt; sie selbst nennen sich „Kaszebi“ vom Sing. Kaszeba (in der slavischen Formation ist in diesem Artikel möglichst die polnische Rechtschreibung angewendet), indem sie e für u sprechen — und in einigen

der entlegensten Ortschaften hat sich bei ihnen der alte nationale Name „Slowinzen“ erhalten. — Dieses unbekannte Fragment eines vor alters berühmten slawischen Volkes hatte mein Interesse auf sich gezogen. Ich verwandte einen Teil des Jahres 1856 dazu, um es kennen zu lernen. Zuvor hielt ich es für nötig, den besten oder vielmehr den einzigen Kenner des kaschubischen Volkes und der kaschubischen Sprache, nämlich Herrn Florian Ceynova aufzusuchen, welcher, selbst ein geborner Kaschube, aus dem Dorfe Slavòzeno bei Putzig, den slavischen Gelehrten zuerst einige Notizen über das Idiom seiner Heimat mitteilte. Gegenwärtig lebt er leider ausserhalb derselben, jedoch nicht weit von der kaschubischen Gegend, und zwar auf einem Dorfe, ohnweit des Städtchens Terespol an der Eisenbahn zwischen Bromberg und Danzig und beschäftigt sich daselbst mit der ärztlichen Praxis. Ich begab mich mit ihm nach Danzig und von da gegen Westen nach Neustadt, kaschubisch: Wejerowo, Lauenburg, k.: Lembork und das Dorf Glowitz, k.: Gloweczycy, und dann wendeten wir uns gegen Süden nach Bütow, k.: Bytow. Hier musste ich mich von Herrn Ceynova trennen, da er nicht für längere Zeit vom Hause wegbleiben konnte, und ich begann nun die Gegend, welche ich mit ihm im Laufe einiger Tage durchreist war, genauer zu durchforschen. Nachdem ich den Bütowschen Kreis fast in allen Richtungen durchstreift hatte, begab ich mich gegen Osten in das Städtchen Behrendt, k.: Koscerzyna und machte mich mit dem dasigen Dialekt bekannt. Von da ging ich gegen Norden in das Dorf Stendzitz, k.: Stenzyka, und weiter am See von Radùn vorüber zum Dorfe Przewoz; dann, über Brodnica, Chmielno Sianowo, Bandargowo, Zomblewo gelangte ich wiederum nach Neustadt. Dort setzte ich mich auf den Postwagen und fuhr nach Lauenburg, wo ich schon vorher gewesen war. Um den nordwestlich von Lauenburg gelegenen

Winkel gründlich kennen zu lernen, wo sich am Meeresufer der Name der Slowinzen noch erhalten hat, begab ich mich zuvörderst in die Stadt Stolpe (Stolp), welche die Polen Slupsk nennen, in der Hoffnung, auch dort irgend ein Überbleibsel der slawischen Nationalität anzutreffen; allein, ausser dem Namen erinnert in dieser Stadt nichts an die Slaven. Ich musste daher von Stolpe nach Glowitz zurückkehren. Hier fand ich viel Interessantes für mich, mir war hierbei die Hülfe und Belehrung des gebildeten und gefälligen Pastors Lohmann, welcher mich mit besonderer Zuvorkommenheit aufnahm, von grossem Nutzen.

Nachdem ich mit dem verständigen und aufmerksamen Pastor und mit den Einwohnern von Glowitz, welche die slawische Sprache noch nicht vergessen hatten, alles nötige durchgesprochen hatte, begab ich mich nach Schmolsin und Garde, wo ich fast eine Woche blieb. Von Garde wandte ich mich wieder gegen Osten, um parallel mit der Meeresküste in das Putziger Wiek und die Halbinsel Hela zu gelangen. Auf diesem Wege besuchte ich verschiedene Fischerhütten, welche sich in dem Moraste am Lebasee befinden und Kleki oder Klucken genannt werden, sowie das Dorf Giesebitz, die Küstenstadt Leba, die Dörfer Sarbske, Osseken, Wierschutzin, Zarnowiec (Zarnowitz) Krokow und Sworzewo (Schwarschau).

Mit dem Besuche von Putzig und den Fischerortschaften auf Hela endete meine Reise und ich kehrte wieder nach Danzig zurück.

Meine Ausbeute an ethnographischen und linguistischem Material war nicht unbedeutend. Ein grosses Interesse kann sie allerdings nicht in Anspruch nehmen; allein es muss für uns doch jede, die slavische Welt betreffende Notiz interessant und wichtig sein, wenn sie auch aus dem entlegensten und verborgensten Winkel kommen sollte:

ausserdem ist die kaschubische Sprache, besonders in Pommern, wo sich ihr Typus reiner erhalten hat und wo sie dem grössten Teil nach ihre eigentümlichen, für den Philologen interessanten Formen und Wörter umfasst, in einem so schnellen Absterben begriffen, dass sie dort in zwanzig oder dreissig Jahren ganz verstummt.“ —

Der Bericht der Berliner sozialpolitischen Wochenschrift über die Kaschuben 1860 ist kurz und für ein grösseres Publikum berechnet. H. v. d. Dollens Abschnitt (1885) giebt kurzen Bericht über einen Besuch in Glowitz und macht Loreks Arbeit wieder einem grösseren Leserkreis bekannt, auf die sich auch v. Wienkowski stützt.

Neues bot das Werk Knoops, der selbst aus der Stolper Gegend stammt und dessen Familienname unter den letzten Kaschuben Zezenows genannt wird. Er besuchte auch Charbrow und andere kaschubische Orte und hat ein reiches Material von Sagen besonders gesammelt, auch die wenigen kaschubischen Volkssagen Temmes (1837 und 1840) mitgeteilt und die Volksgeschichte aus den alten Chroniken und Geschichtsbüchern aufgenommen (1885). Knoops Werk wird immer den Grundstock für einen Forscher bilden, der sich mit hinterpommerscher Volkskunde beschäftigt. Gleiches Interesse verdienen die von ihm und Dr. Haas herausgegebenen Blätter für die pommersche Volkskunde.

Ich wollte nun das Völkchen in seinem Leben und Treiben belauschen, seine Sprache kennen lernen und aufzeichnen, aus seinen Kirchen- und Schulchroniken belehrt sein und auch im Bilde das festhalten, was mir wertvoll schien. Hier veröffentliche ich einiges von dem, was ich auf meinen Reisen sammelte. Zu grossem Danke bin ich den Pastoren und Lehrern verpflichtet, die mich in freundlichster Weise bei meinen Nachforschungen unterstützten.

II. Die Bewohner der Kaschubei.

1. Aussehen und Charakter.

Die Kaschuben weichen in Grösse und Gestalt nur wenig von den Deutschen ab, ihr Äusseres im Gesichtsausdruck und in der Haltung steht mitten inne zwischen Polen und Niederdeutschen. Der glatt ausrasierte Backenbart, wie der struppige ausrasierte Vollbart sind ebenso häufig wie das glattrasierte Gesicht. Sie sind grösser und schwerfälliger, aber doch lebhafter als die Deutschen und übertreffen sie an Ausdauer und Bedürfnislosigkeit. Mann und Frau haben prachtvolle weisse Zähne, ihrer wird schon in alten Chroniken gedacht, und meine berechtigten Zweifel an der Echtheit eines später zu erwähnenden deutsch-kaschubischen Fischerliedes suchte man mit der Strophe von den Elfenbeinzähnen zu entkräften. Ich habe weit mehr blonde als schwarze Kaschuben, Kahlköpfe aber fast gar nicht unter ihnen gesehen. Sie sind königstreu und am Alten hängend, bei allem Selbstbewusstsein freundlich, höflich, entgegenkommend, in der Ehe treu; von Falschheit habe ich nichts gespürt. Man sagt ihnen grosse Schlauheit und ewiges Misstrauen nach.

Dem Charakter nach ist der Kaschube tief religiös, dabei lernbegierig und auf Erwerbung praktischer Kenntnisse bedacht; aber er achtet die Kunst nicht hoch, er ist

bieder und arm, braucht keine musikalischen Instrumente und achtet selbst den Gartenschmuck nicht. Der Lärm auf dem Markte und in der Gaststube artet nie in Thätilichkeiten aus. Wenn die Lebafischer durch widrige Winde auf den Dünen der Nehrung in den Strandhütten festgehalten werden und nicht in die Heimat am südlichen Ufer zurückkehren können, liegen sie tagelang bei Spiel und Trunk und kochen und wirtschaften selbst; man schnupft leidenschaftlich, raucht und lärmst, selten aber entsteht Rauferei. Sie sind nie still, die Unterhaltung über die nichtigsten Dinge kann Stunden dauern und ist lebhaft, dabei gilt ein Mann, ein Wort. Viele dieser Fischer haben einen Roman hinter sich, sie waren zu Schiff als Matrose oder Seesoldat in aller Herren Ländern, haben die Linie wiederholt gekreuzt und alle Meere durchfahren, hatten sich in Amerika angesiedelt und der Heimat Lebewohl gesagt. Aber nach einer Reihe von Jahren kehren sie zu ihrem Fleisch und Blut, zu ihrer Scholle und Welle zurück. Die abgehärteten Seerecken haben im Jubel der fernen Grossstadt im Genuss der Gaben reicher Länder und beim Sieg über rebellische Afrikaner doch nur den einen Gedanken: recht bald auf der kargen Sandbrache der weltfernen Heimat sich Haus und Hof zu bauen. Und wer kommt je in diese Gegend, ausser dem Briefträger, dem Förster und Strandwächter? Niemand, kein Händler oder Reisender, kein Forscher oder Maler. Die wenigen, die sich hierher verirren, es mag jedes Jahr einer sein, leben im Gedächtnis der Bevölkerung fort, und man erzählt von dem „Berliner“, dem „Dresdener“, „Leipziger“. Es sollte eine Eisenbahn von Stolp über Glowitz, nach Giesebitz¹, Czarnowske und nach Leba kommen, dem einst die Rolle Kiels zugeschrieben war. Anderen Ortes würde man eine

¹⁾ Am 13. Aug. 1897 ward die Eisenbahnlinie Stolp—Wendisch-Silkow Dargeröse (über Glowitz) und Schmolsin eröffnet.

solche Neuerung mit Freuden begrüssen. Hier stösst sie bei vielen auf Widerstand. In Glowitz hörte ich sagen: „Was soll die? Kein Mensch kommt mehr nach Glowitz aus Giesebitz zum Gerichtstag, kauft ein und zecht. Gewann man den Prozess, so trank man, verlor man, so trank man erst recht. Nun bleibt man zu Hause in Giesebitz und in den Klucken.“

Diese Klucken (Hütten) bewahren am längsten kaschubisches Wesen. Am See, auf der Heide und am Kluckenfluss ganz abseits gelegen, eine Stunde von Giesebitz, zwei von Glowitz, ragen seine dürftigen Kathen aus dem Moor hervor. Man hat in vier Ecken Kiefern wurzeln eingesetzt, um der luftigen Hütte feste Grundpfeiler zu geben und die Balken auf dem weichen Boden mehr zu festigen. In der trockensten Jahreszeit ist der ungedielte weiche und biegsame Boden dieser Klucken nass, die Feuchtigkeit geht durch die Beinkleider, wenn der Pastor mit den Alten kneidend Hausandacht abhält. Im Winter und bei schlechtem Wetter sind diese Klucken von aller Welt abgeschlossen, das Wasser steht in der Stube und die Bewohner müssen wohl gar auf dem Dachboden hausen. Bei Sturm fliegt der Sand wie Schnee auf die Kleider; im Sommer aber ist es ganz hübsch, die Käthner fahren auf die See und bauen ihr armseliges Aeckerlein. Und man spreche den Bewohnern nicht von einer glücklicheren Gegend, der Kluckner hat in der Jugend auch die Welt gesehen, aber so schön wie in der Heimat war es nirgends: „In Glowitz und Giesebitz mit seinen eng zusammengepferchten (!) Häusern und seiner schlechten (!) Luft kann man weder sehen noch atmen. Wir aber treten bei Sonnenaufgang aus der Hütte und sehen meilenweit über See und Land unseres Herrgotts Natur.“ Ausdauernd, gesund, gross und kräftig sind die „Bengels und Mädeln“. Erstere werden fast alle Soldaten und Unteroffiziere, letztere schleppen

die schweren Karinen oder Körbe mit den Fischen meilenweit nach Glowitz und Stolp zum Verkauf, eifrig und zähe auf den Wohlstand der Wirtschaft bedacht. Dazu tauschen sie Brotmehl und Grütze ein und eilen den weiten Weg in die geliebte Heimat zurück. Am Sonntag aber geht es den gleichen meilenweiten Weg zur Kirche, immer und allgemein. Nur wer alt und krank ist, liest inzwischen zu Hause in der Postille und dem Gesangbuche, früher am liebsten in kaschubischen Büchern.

In Glowitz erzählte mir der eine, jetzt in Giesebitz wohnende, wie man bei dem kargen Verdienst allein mit der Aufteilung grosser Feldstrecken noch etwas verdienen könne. Einmal habe er an einem Nachmittage damit 450 Thaler gewonnen, ein andermal habe er es dem Juden übertragen, der ihm aber von 800 Thalern Gewinn nur 100 gegeben habe. Er war einige 40 Jahre alt. Als er 7 Jahre alt war, starb sein Vater, der, wie die Mutter, stockkaschubisch sprach. Die Schule aber war bereits ganz deutsch, auch der Religionsunterricht. Seedienst in Hamburg, England und Schweden hat aber die kaschubische Sprache nicht ganz in ihm unterdrückt. „Kaschubisch verkauft mich keiner, aber platt sprech ich lieber, ich bin kein Kaschube, sondern ein Deutscher, das deutsche Lied ist hübsch, das kaschubische (Unser Vater u. s. w.) dummes Zeug.“

Die germanisierten und die Stockkaschuben zerfallen in eine Reihe Gesellschaftsklassen, die sich bei Heiraten und wenn es sonst darauf ankommt, kastenmässig scheiden. Die Gutsherren, die Putkamer und Zitzewitz, Stojentin und Kleist stehen hoch über ihnen. Der Bauer hat 2, der Halbbauer 1 Pferd, der Kossäther 2 Ochsen, der Büdner entspricht dem altgermanischen Hagustald, ist Besitzer und bewohnt einen Anteil am Hofe seines Bruders. In den Klucken aber bezeichnet der Name den

höchsten Rang, den, der ein Haus allein hat. Der Käthner ist einfacher Besitzer eines Häuschens, der Instmann aber ist Tagelöhner bei einem Herren, dessen Kathe er bewohnt. Er muss mit seiner Frau und einem erwachsenen Kinde oder gemieteten Knecht für die Herrschaft arbeiten, hat aber gewisse Tage zur Bebauung eines ihm zur Verfügung gestellten Feldes frei. Als Lohn empfängt er einen Teil des Reinertrages und einige Thaler bares Geld.

Der Kaschube ist in seinem Wesen mehr ernst als heiter. Die vaterländische Scholle gewährt ihm nur kargen Ertrag, die breiten Lebauwiesen lassen nicht so kräftiges frischgrünes Gras wie unsere Wiesen wachsen. Vom Rowener Moor bis nach Zezenow unterbricht nur selten eine Hütte den unwegsamen Grund und der Sand weht in Czarnowske und Speck, Babidol und Giesebeitz, Klucken und Fuchsberg über Haus und Feld und verschlechtert das wenige Ackerland, das neben spärlichem Getreide nur Kartoffeln bietet. Im Kampfe um die Nahrung auf dem Felde und der See verfließt der Wochentag, und der Sonntag ist ganz und allgemein der Kirche gewidmet; Gesangbuch, Bibel und Predigtbuch bilden die einzige Lektüre des Kaschuben. Daher kommt es, dass weltliche Gesänge nur in sehr geringer Zahl, Kirchenlieder aber in Menge im Munde des Volkes leben.

Den Kaschuben schilderte man früher als schlau und oberflächlich, eingebildet und, infolge des Entferntseins von Aufsicht und Behörde, selbstherrlich und stolz. Seine Ansicht von Recht und Gesetz, Herrscher und Polizei, war zur Zeit der Grossväter merkwürdig.

„Die Gesetze sind nicht etwa weise Verordnungen, vernünftig beraten zum Zweck der Volkswohlfahrt. Sie sind vielmehr willkürliche Satzungen, um die Leute zu ärgern, oder doch in ihrer Freiheit zu beschränken. Die Gesetzgeber haben eine übermenschliche Macht und stehen

vom Schutzmänn an bis zum König fast noch höher als Gott. Denn Gott ist nie sichtbar, der Aufseher hingegen doch einmal. Gegen diesen aber vermag gewöhnliche Unterthanenmacht gar nichts, vor den Behörden muss man sich einfach in grösster Demut und Unterwürfigkeit beugen. — so lange sie anwesend sind. Hat aber eine derartige Person den Rücken gewendet, dann ist der Zauber der Macht völlig gebrochen, dann kann man thun und lassen was man will; jede Sünde ist null und nichtig, wenn man dabei vom Schutzmänn nicht erwischt wird.“

Von der schlimmsten Seite zeichnen Haken und Lorek das Volk. Haken sagt: „

„Die Komplimente eines Kaschuben sind polnisch. Einen Deutschen verachtet und hasst der Kaschube, thut ihm auch den Gefallen nicht, dass er ihm in deutscher Sprache antwortet, wenn er sie gleich versteht. Er erscheint als abergläubisch, misstrauisch, heimtückisch, zurückhaltend, eigensinnig, grob, diebisch und zu Meuterei geneigt, auch als unversöhnlich und rachgierig bis ins dritte und vierte Glied. Er ist sehr arglistig und stellt sich äusserst dumm, damit er, wenn er soll gestraft werden, sich mit seiner Einfalt entschuldigen kann. Die Weiber führen grössten teils das Regiment und sind bei Ausführung kühner Bubenstücke immer die ersten, weil sie glauben, dass man bei derselben Bestrafung sie übersehen würde, insonderheit führen deswegen schwangere Weiber den Trupp. Ohne Widerstand ist der Kaschube ein Löwe, aber recht im Punkte des Ernstes der ärgste Poltron, er müsste denn besoffen sein. So lange er nichts zu essen hat, ist er bis zum Ekel kriechend, aber ein bisschen mehr, als er alle Tage braucht, macht ihn unleidlich. In Falschheit und Lügen leistet er viel. Darüber klagen auch die kaschubischen Prediger. Sonst scheint er äusserlich gottesdienstlich zu sein, ja er ist gewissermassen schwärmerisch. Es siehet

gut aus, wenn er in der Kirche sein Gebet kniend verrichtet. Man sollte glauben, man habe eine erweckte Gemeinde vor sich, wenn gepredigt wird, denn das Weinen und Seufzen geht durch die ganze Kirche. Es ist mir schon begegnet, dass, wenn ich bei Kirchenvisitationen der Jugend und den Alten eine bewegliche Ermahnung gegeben, das Geschrei so gross geworden, dass ich mich selbst nicht habe hören können und Stille gebietet müssen. Es ist aber in der That bei den meisten mehr Mechanismus als wahre Rührung.

Die Kaschuben stecken noch tief im Aberglauben. Diesen üben sie aus bei Heilung ihrer und ihres Viehes Krankheiten, und um sich furchtbar zu machen, durch die vorgegebene Kunst, hexen zu können. Vor nicht gar vielen Jahren wollte kein Mensch mehr durch das Dorf Zezenow fahren, denn er lief Gefahr, dass ihm ein Pferd oder Ochse umfiel, wenigstens lahm ward. Der verstorbene rechtschaffene Pastor Beyer kam endlich dahinter und entdeckte ein Kraut bei ihnen, das so giftig war, dass wenn das Vieh nur daran roch, noch mehr aber, wenn es davon frass, so war die Hexerei in wenigen Minuten fertig, als es aber weggeschafft war, hörte sie auf.“

Nicht besser urteilt Lorek, dessen Anschauungen ich bei der Beschreibung Zezenows mitteile.

Ich meinerseits gedenke stets mit Freude an die liebenswürdigen zuvorkommenden Leute in Czarnowske, Giesebitz und den Klucken, mit denen ich wochenlang umging. Sobald man mit ihnen, das ist Haupterforderniss, Brüderschaft getrunken hat, — gehen sie für einen durchs Feuer. Und könnte man ihnen ihre Lebensanschauung verargen? Man hat in früheren Zeiten ihre Sprache mit Füssen getreten und hat die alten Besitzer des Landes in Leibeigenschaft gehalten. Die Sieger haben oft nicht am besten geschaltet und gewaltet; kein Wunder, wenn sich ein

unterdrücktes Volk auch einmal regt. Wer Stoff für realistische Zeitromane oder packende Volksdramen braucht, darf nur die kaschubischen Kirchenbücher lesen. Da oben gab es Revolutionen lange vor 1848.

Aber auch die weniger angenehmen Kaschuben verbisseneren Schlags neigen sich vor einem, vor der Leichenrede und Strafpredigt des Lehrers. Und wenn sie immerhin gleich darnach in den Krug gehen, während der Feier, während der Anwesenheit im Trauerhaus und auf dem Gottesacker herrscht eine peinliche Stille, ein völliges Aufgehen in den ganzen Vorgang. Der Gottesacker und das Grab ist ihnen etwas Unheimliches. Die Grabrede von den Vorzügen und Fehlern des Toten wirkt mehr, als jede Predigt. „Das geht zu Herzen, das wirkt!“ rufen sie aus. Und beim Anblick der eigenartigen, kaschubischen Totenplatten und Holzkreuze schweigt der gesprächige Kaschube. Die eigentümlichen Grabbretter leuchten herüber in unsere aufklärende Zeit, wie die Runensteine unserer nordischen Vorfahren.

2. Sprache.

Welche Sprache spricht man jetzt in dieser Gegend? Die Grundsprache braucht man ausser bei Gebeten nur, um unter sich zu unterhandeln, besonders wenn es Deutsche nicht hören sollen, sonst überwiegt das Plattdeutsche, gespickt mit zahlreichen Kaschubismen; auch die Mitglieder jener stockkaschubischen Familien singen jetzt am liebsten Plattdeutsch und unterhalten sich in diesem Dialekt. Schule, Kirche, Militär, Amt, Gericht bieten die hochdeutsche Sprache, die im Schmolsiner Kirchspiel wohlklingend gesprochen wird. Aus beiden hat sich ein Gemisch entwickelt, das ebenso eigenartig als unschön ist; dabei wirft man sich gern Sprachunkenntnis vor, zumal wenn in die mühsam erlernte hochdeutsche Sprache der Wirrwarr von

mir und mich sich Eingang schafft. Zu den Hoch- und Plattdeutschen kommen nun noch die aus Westpreussen eingewanderten Polen und Zigeuner von Kündde und Czarnowske. Rein und schön aber spricht man das Deutsche in den Dörfern im Moor von Schmolsin bis Giesebeitz, da haben die Kaschuben nach Aufgabe ihrer Sprache gleich das Hochdeutsche angenommen und sich gegen das Plattdeutsche gewehrt. So war es ja auch mit den Letten auf dem nördlichen Teil der kurischen Nehrung, die jetzt neben ihrer Muttersprache hochdeutsch reden, während die Sarkanauer und Rossittener platt sprechen.

Der Boden aber, den nacheinander keltische, turcilingische, slawische Bevölkerung gepflügt hat, ist nun ein Erbteil der Deutschen geworden, die die völlige Germanisierung in den nächsten Jahrzehnten durchgeführt haben werden.

Auf der Fahrt nach Glowitz lernte ich das vielsprachige Gemisch jener Gegend erkennen. Da finden sich neben den plattdeutschen Bauern eingewanderte Mitteldeutsche, der slawische Typus ist durch eingesessene Kaschuben und arbeitsuchende Polacken vertreten. Auch diese sind nicht allzu gross, schwarz und blond, starkknochig. Ueberall erklang dasselbe Wort: „Ja, mein Vater, mein Grossvater, das waren noch echte Kaschuben, als Lohmann noch in Glowitz kaschubisch predigte, doch heute ist alles vergessen und versunken, aber wir sind deutsch“.

Daneben begegnen wir dem Gebildeten, der sein Hochdeutsch spricht, dem Handwerker, der einen Mischmasch von Hoch und Platt hergestellt hat, und dem Bauer, der dies Gebild noch mehr ändert.

Die Zigeuner geben dem Gemälde eine besondere, neue Farbe. Seit alters sesshaft gemacht, verlassen sie doch zu gern Haus und Heim, Acker und Eigenbesitz. Die Arbeit

ist ihre geringste Nebensache. Und wenn sie auch in betreff des 7. Gebots besser als ihr Ruf sind, so ziehen sie doch der Arbeit jede andere Art von Erwerb vor. Bei allen Entbehrungen liegen sie faul herum und meiden regelmässige Beschäftigung. Schmutzig an Leib und Kleid verpuffen sie die erbettelten Münzen in Tabak und Schnaps oder machen sich Ketten und Ohringe davon. Nur eins bringt sie in schnelle Bewegung: Jahrmarkt und Musik. Die liegt ihnen in den Adern, ohne Buch und Noten singen die Mädchen glockenrein neue und uralte Lieder, das dunkle Auge lebt vor Lust, und die Anmut der Bewegung übertrifft bei weitem die Schwerfälligkeit der Eingesessenen. Ein Bursch schlägt die Harfe, und vor dem Dorfe entwickelt sich ein anziehendes Bild. Wie anziehend die Zigeunerin ihr zerschlissenes Kleid mit wertlosem Schmuck zu zieren weiss, wie liebreizend sie ihr Köpfchen wirft, welche Sonne unter den dunklen Seidenwimpern leuchtet; wie graziös sie die Wolken aus der kurzen Thonpfeife blässt! Die braune Gesichtsfarbe und das schwarze Haar lassen sie sofort als ein Kind anderer Zonen erkennen, und doch leben und weben sie seit Jahrhunderten in dieser Luft, gehen in dieselbe evangelische Schule und wachsen unter denselben Umständen auf. Verachtet und gestossen, übertreffen sie an Klugheit und Zierlichkeit ihre Nachbarn. Sie sind die einzigen, die ihr Volkstum gänzlich ableugnen, um den Kaschuben und Deutschen ebenbürtig zu sein.

Mit welchem Stolz blickt der junge Bräutigam auf seine buntfarbig geschmückte Braut, die in Kettlein und Spangen zur Glowitzer Kirche wandelt. Die eigentümlichen Sitten bei Hochzeiten und Trauer sind dem eingesessenen Zigeuner allmälich abhanden gekommen, aber eins eint ihn mit seinen Genossen draussen in Ungarn und Spanien: der Wandertrieb. Und wandern, wandern, wandern.

— Stundenweit ziehen sie auf Jahrmärkte, um zu singen und zu weissagen; und auch wenn nirgendwo etwas los ist, sind sie lieber auf der Strasse als daheim. Wie viele Erlasse haben die jeweiligen Herren von Pommern gegen diese Landstreicherei erlassen; man verbiete dem Schmetterling zu fliegen! Da nagelt man gekreuzte Besen vor die Thür, die Zigeuner fluchen und ziehen weiter. Ihre elenden Pferde ziehen die elenderen Karren von Gemeinwiese zu Gemeinwiese, und hie und da fallen doch ein paar Pfennige für Heu, Tabak und Cichorie ab. Sie sind alle grosse Kinder, unsäglich trüb und traurig und kurz darauf lustig und ausgelassen. Wer Bier und Zigarren giebt, kann jede Weissagung sofort ins Gegenteil verwandeln lassen. Nie habe ich aufdringliche Verschämtheit gemerkt. Sie fühlen sich als die Geduldeten, weil man es ihnen jederzeit sagt, sie zahlen — wenn sie es haben — die unverschämtesten Preise für Tinte und Papier, um sich einen Gewerbeschein schicken zu lassen. Den kaufmännischen Wert des Geldes kennen sie nicht, wie gewonnen, so zerronnen! Für 5 Pfennige Hafer und einen Groschen für einen Briefbogen! so leben sie dem Heute. Und sie wollen keine Zigeuner sein. Mein Vater war ein Soldat und meine Mutter war nur eine Stunde seine Frau. Neustettin sei ihre geistige Metropole, „da schickt man uns Liedertexte her, und wir schicken sie zurück und bekommen neue; so is billiger“.

Das Wischiwaschi eines solchen Liedes gebe ich hier wieder. Ich habe es nebst zahlreichen anderen aufgeschrieben aus dem Munde von Burschen und Mädchen. Bei Harfenspiel erklang es, da der Wirt die Gaststube verweigerte — im Pferdestall.

Dass ich hold der Liebe,
Das steht geschrieben.
Winket der blauen Sehnsucht wieder.
Mein Kind, sei wieder gut,

Dein Angesicht ist immer bös.
Sah ich die schönste Müllerin
Wieder mehr am Sande streifen,
Hat das Bötlein angestrandet.
Sie war in ihrer Schuld viel zu klein.
Sie wusst' auch nicht, was lieben heisst,
Eine falsche Liebe trägst du zu mir.
Hätt ich das eher gewusst,
So hättest du das niemals erblickt.
Die Mutter stand an ihres Kindleins (?) —
Und drückte ihre Hände bloss.
Die Thränen pressen aus den Augen heiss,
So oft wie ich habe an dich gedacht,
So wär vieles nicht geschehn.
Die schönste Müllerin,
Ihre schwarzen Augen haben mich verführt,
Brünnett im Gesicht, schwarze Haare,
Da war mein Herz voller Liebe.

Ob dem Lied überhaupt einmal ein Sinn zu Grunde lag, ist zu bezweifeln. Die schöne Sängerin aber hatte bald eine Menge Hörer herbeigelockt und blitzte vorlaute Frechlinge gehörig ab, die sie mit Zärtlichkeiten beehren wollten. „Heimatloses Pack, zieht in euer Land“ musste sie hören, sie hatte keinen bitteren Blick für die Beleidigung. „Fern im Süd das schöne Spanien“ erklang bald zur Harfe. Dann folgten nach anderen Schnaderhüpfeln

Ich kenn ein junges Liebespaar,
Das lebt gerad wie ein Taubenpaar,
Und wenn sie in Gesellschaft sind,
Da heisst es stets „mein liebes Kind“.
Fritz und Mathilde liebten sich,
Aber der Vater litt es nicht.
Da sprach die Alte: „Hab dich nicht so,
Gedenke an unsre Jugendzeit,
Wie wir uns haben auch beide erfreut.“

Noch erklang ein Lied in der Zigeunersprache, und dann hiess es auf einmal: „Das war das letzte Wort, das

find ein' sichern Ort, muss immer sicher sein“. Und damit schloss stets Gesang und Unterhaltung. — Die Lieder sind auch wegen des grossartigen Sprachwirrwarrs merkwürdig, der ein Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch, Zigeunerisch und Kaschubisch bietet, und die meisten sind ausserdem so entstellt und so sinnlos, dass sie kaum einer vernünftigen Betrachtung wert sind. Zusammengestellte unverstandene Worte neben dichterischen Gedanken, die sie selbst nicht verstehen. Strophische Gliederung eignet den wenigsten Liedern.

Aus den zahlreich von mir aufgezeichneten wähle ich noch einige aus. Nach dem Geibelschen „Fern im Süd das schöne Spanien“ hörte ich von einem Zigeuner eines in seiner Muttersprache:

„Ich lieb' dich, du holdes Mägdelein,
Sollst mein herziges Weibchen sein.
Reich mir deinen Rosenmund,
Dass ich dich küsse von Herzensgrund.
Wir geh'n in den grünen Wald hinaus,
Da springt ein flinker Hirsch heraus,
Mädchen, wir geh'n nach Haus.“

Besonders beliebt nannte man das Lied vom grünen Wald:

„In dem grünen Wald ist unser Aufenthalt,
Wenn die Gläser klingen und die Mädel singen,
Da nehm ich mein Tüchelein und steck's in meine Tasch' hinein.

O lieber Papagei, wo ist dein Aufenthalt
In diesem grünen Wald?
O liebes Mägdelein, komm' ein bischen her zu mir,
Ich werde dein Herz mal prüfen, o Mägdelein, was fehlet dir?
Dir fehlet nur das Lieben. Weil du ein holdes Kind.
An deinem Herzen, so reich, so arm,
An deinem Herzen, so kalt, so warm,
Wo ich nachsuchte, fand ich keine Spur,
In der weiten Ferne fand ich ihn nur.“

„Auf gedruckte Noten geben wir nichts, wir spielen so“, meinen die Sänger und Spieler. Ein anderes gern gesungenes Lied lautete:

Ich werde mich nun bald bequemen,
So ein hübsches junges Weibchen zu nehmen,
Aber unter neunen findet man nicht eine,
Die meine Wirtschaft recht wohl versteht,
Ach nein, ach nein, ach nein, ach nein,
Ich werde da schon vorsichtig sein.

Welche Mädels sind recht zärtliche Dinger,
Haben weisse Ärmel und zärtliche Finger,
Das ist alles die äusserliche Pracht,
In ihrem Herzen sind sie schwarz wie die Nacht,
Ach nein, ach nein, ach nein, ach nein,
Ich werde da schon vorsichtig sein.

Welche Mädels sind die Lämmer und die Täubchens,
Komm' sie aber erst in den Stand des jungen Weibchens,
Dann wollen sie gleich herrschen in dem Haus,
Schlagen dich gleich mit der Peitsche heraus,
Ach nein, ach nein, ach nein, ach nein,
Ich werde da schon vorsichtig sein.

Gott sei Dank, ich weiss noch eine Sorte,
Diese sei mir treu, ja treu in dem Worte,
Ja diese wird sich freun, ja diese wird sich freun,
Diese soll ich mir auch einstmals erheun (heiraten?),
Ach nein, ach nein, ach nein, ach nein,
Ich werde da schon vorsichtig sein.

3. Haus.

Das gewöhnliche kaschubische Haus ist etwa 12 m breit, 6 m tief, 2 m hoch, das spitze Dach ragt noch 4 m höher. Es ist mit Schilfschindeln bedeckt und hat schiefl abgeschrägte Giebel und Holzessen; in Garde und den Klucken fehlt hier und da noch der Schornstein und der Rauch dringt durch Thüren, Fenster und Luken. Selten aber mangelt dem Dach das Storchnest und die schrägen langen

Baumstämme oder Leitern, die von der Erde bis auf den First reichen und zur Befestigung und leichten Besteigung bei Feuersgefahr dienen. Das Haus besteht aus Balken und Lehmwerk, selten aus blossem Holz. Es hat zwei gleiche Teile, die Scheidewand halbiert die Vorder- und Hinterseite, doch so, dass, bei einer Thür in der Mitte der Vorderseite, der Hausflur gemeinschaftlich ist; gewöhnlich aber sind zwei nebeneinander befindliche Thüren mit entgegengesetztem Schloss vorhanden, so dass die Halbierung völlig wird. Jede Hälfte hat an der Vorderseite und oft auch an der Nebenseite ausser dem Flurguckloch ein kleines sechsteiliges Fenster und über der Thür eine Heuluke. Eine Bank und aufgeschichteter Torf oder Brennholz befinden sich vor der Vorderseite, zuweilen sind an den Seiten weitere Teile zu Kammern oder Viehställen angebaut. In der Nähe befindet sich der Backofen und der Kartoffelkeller. Jener ist eine etwa 2 m hohe Halbkugel aus Lehm, die Vorderseite ist abgeschnitten und mit Ziegelsteinmauer und runder Holzthür versehen. Dieser hat fast dieselbe Gestalt und besteht aus Schilfschindeln und Holzdach, die Kartoffeln werden nach Bedürfnis daraus entnommen. Die Stubenthür der linksseitigen Stube geht zur linken Seite des Hausflurs in dieselbe, zuweilen führt noch eine Thür in die Küche hinter dem Hausflur. Die Stube ist meist so angelegt, dass zur rechten Seite der Stubenthür der Herd und der Kachelofen ist. Der Herd reicht weit in die Mauernische hinein, auf einem Eisengestell brodelt über Torf- oder Holzfeuer das Wasser im Kessel für Cichorie oder Pellkartoffel. Der Kachelofen mit Ofenbank hat weder Herd noch Röhren, ist aber mit Haken zum Aufhängen nasser Kleider versehen. An derselben Seite zur Linken steht eine Kommode, an der Gegenseite die Betten, an der Vorderseite der Tisch mit Stühlen und vielleicht ein Koffer. Gegenüber der Vorderseite führt

eine Thür zur Kammer, die Vorräte enthält oder die Werkstatt für Weberei, Deckenmacherei u. dergl. bildet. In der Stube aber surrt noch die Spindel, der Grossvater strickt Netze oder schnitzt an der Schnitzbank. Kränze von freudigen und traurigen Ereignissen, der Erntefeststrauss oder ein Roggenbüschel vom vorigen Jahr, sind an der Wand befestigt, bis sie vom diesjährigen abgelöst werden. Ausser den Bildern des Kaiserpaars und denen Verwandter finden sich selten andere, am ehesten noch biblische. Die Diele ist mit Sand bestreut, die Wände sind meist weiss, die Balken und die Decke schwarz getüncht. Ist der Stall nicht seitlich angebaut, so steht er für sich, vor oder gegenüber dem Hause; die Zahl der Haustiere ist verhältnismässig bedeutend. So haben die Kluckener 140 Kühe, jedoch nur 8 Pferde; und doch benutzen sie die Rinder wenig beim Ackerbau, sondern graben und behacken selbst die Kartoffelbeete. In den Klucken wird die Grundform des Hauses durch zahlreiche Anbauten verändert.

Die Wege lassen viel zu wünschen übrig. So reichte vor 40 Jahren ausser den Wildpfaden überhaupt kein Fahrweg in die Klucken, da ging es durch Dick und Dünn über Gräben und Moorstrecken; an sumpfige Stellen legte man Knüppel, um nicht zu versinken. Die Zwinge des Spazierstockes war zwieselförmig, um Halt zu finden. Die Leichen fuhr man über den See nach Brenkenhofsthal und zu Wagen eine Meile weiter nach Schmolsin. Heute führt wenigstens ein Fahrweg in die Schmolsiner Klucken, und der Ort hat einen eigenen Gottesacker.

4. Tracht.

Völlig verschwunden ist die kaschubische Tracht. Ich habe mit Mühe nur noch in Czarnowske von einer Greisin im Schrein verborgene altkaschubische Trauer- und Festtagskleider gesehen, jene schwarz, diese weiss. Gegen

ein Gläslein Schnaps liess sie sich gern photographieren. Sie selbst aber nannte ihre Tracht einformig gegenüber der, die sie als junges Mädchen getragen habe. Wo ich auch fragte, in Babidol und Giesebitz, Fuchsberg und Glowitz, Czarnowske und Zemmin, Hebrondamnitz und Ruschitz, Garde und Klucken, nirgends war etwas zu haben, es war „zerrissen und verschmissen“. Vor vielen Jahren habe Herr v. Zitzewitz gekauft, was noch vorhanden gewesen sei, und das wäre auch schon sehr wenig gewesen. Aber man erzählt, wie die Väter noch in kurzen Hosen und Jacken, langen weissen, oben bunt gestrickten Strümpfen und Babuschen gegangen seien. Auf dem Kopfe hätten sie Mützen gehabt, die vorn und hinten spitz waren, dass das Wasser herunterlaufen konnte. Jacke und Mütze wären mit rotem Fries oder Wollfutter verbrämmt gewesen, so dass man dies bei dem Mützenaufschlag gesehen habe. Statt der Knöpfe waren die Jacken mit Lederwickeln oder Hefteln versehen. In den Klucken ging bis in den Winter hinein Alt und Jung barfuss und bis in den Sommer hinein in Zipfelpelz und Handschuhen. Kniestrümpfe und Jacke waren weiss, erstere hatten rote Troddeln und bunte rot und weisse Kanten, letztere reichte nur bis an die Hüfte und hatte weisse Lederknöpfe. Das Beinkleid war weit, die Jacke eng und von dichter Leinwand mit Barchentfutter. Die Frauen hatten, ähnlich den Litauerinnen, weitärmelige Hemden, ärmellose Wolljacken, kurze vierzipf-fältige rote Röcke, in den Hüften einen Gürtel, allerlei Kopf- und Brustschmuck und beim Abendmahle einen weissen Umhang, der später ihr Leichtentuch ward. In den Klucken haben alte Frauen noch zuweilen solche den lettischen ähnliche rote Faltenröcke und ärmellose anliegende Jacken über dem Leinenhemd, aber das Laken habe ich nirgends gesehen. Die Bräute trugen dicke Preisselbeerkränze, die Frauen weisse Hauben oder künst-

lich geschlungene schwarze dicke Kopftücher; in das Mieder war ein nach unten spitzer quergestreifter Satz in roter und weisser Farbe eingesetzt. Die kaschubischen Fausthandschuhe, aus Wollgarn dicht gestrickt, sahen weiss aus, hatten bunte Kanten und eingestrickte Figuren, Männer und Häuser, Tiere und Blumen, als Zier. Der Glowitzer Pastor empfing früher bei jeder Verlobung je ein Paar solcher Handschuhe, die reichlich ein Pfund gewogen haben, und mit vier Mark bezahlt worden sind. Die Kleider machten sich die Kaschuben früher selbst und verachteten die, die sie kauften. Heute ist dies ganz anders. Deutsch ist die Tracht, Kinderspiel und Kirchengang ist durch die Schule dem des ganzen Landes gleich gemacht worden. Tanz und Hochzeit haben nur noch einiges Eigenartige behalten. Ein Preisselbeerkratkranz mit gelben Papierrosen umfließt das standesamtliche Aufgebot. Sang und Tanz liebt man nicht, die Heiraten und Kommunionen finden nicht, wie früher, an einigen besonders beliebten Tagen statt, sondern das ganze Kirchenjahr hindurch.

Alte Berichte über die Tracht sind spärlich. Bernoulli (vgl. unter Glowitz) erwähnt nur den wollenen, naturfarbenen, vielfältigen Frauenrock mit Wams. Die erste ausführliche Nachricht stammt vom Propst Haken 1779, unabhängig davon ist die Aufzeichnung von Lorek 1820, der verdienstlicherweise ein Bild beigibt. Die späteren Berichte sind kurz und beschränken sich auf ein paar Notizen. Ich lasse die beiden Berichte folgen.

Propst Haken schreibt: „Unsere Kern-Kaschuben führen so allgemein den Namen der Kabatken, dass es fast kein Spottname mehr ist. Er kommt von dem kaschubischen Worte kabat, welches die anderen kawart aussprechen, her. Dieses bedeutet ein kurzes Wams, welches zu dieser Benennung Gelegenheit gegeben hat. — Ich will also zuvörderst von ihrer Kleidung etwas sagen, die, wenn man

eine ganze Gemeine in solcher Uniform sieht, und wahrnimmt, dass das kleinste Kind dem ältesten Menschen ganz gleich gekleidet ist, einen ganz besonderen Eindruck macht, zumal da sie, weil sie schwarz und weiss ist, so sehr absticht. Man weiss auch, dass sie in den ältesten Zeiten nicht anders gewesen, als sie jetzt ist, und dass kein Zwang ihnen dieselbe rauben würde. Die Manns Personen tragen des Sommers weisse, von Wollen- und Leinengarn gewebte Röcke, ohne Knöpfe, mit Heften, so kurz, dass sie nur eben über die Lenden reichen. Unter dem Rock haben sie ein Kamisol von weisser Leinwand, zuweilen auch wohl von gestreifter. Ihre Hosen sind sehr weit, von schwarzer und grober Leinwand gemacht, und die weissen Strümpfe sind jederzeit von Wolle. Des Sommers tragen sie die letzten nur bis an die Knöchel und lassen das übrige bloss, zum Barfussgehn.

Ihre Schuhe, die sie selten tragen, binden sie mit Schnüren oder Riemen. Dieselben haben Sohlen eines Daumens dick, und diese sind, wie die Absätze, vom Rande umher mit eisernen Nägeln beschlagen, dass sie länger halten sollen (das thun auch die pommerschen Bauern fast durchgängig. Die Frauensleute haben ganz eiserne Bricken unter den Absätzen.) Wenn also ein Haufen Kabatken auf Steinen oder auf einem gefrorenem Boden geht, sollte man glauben, dass ein Kommando Husaren hinter ihnen herkäme. Den Hut stutzen sie nicht, sondern die Krempe steht in einem runden Zirkel um den Kopf herum. Die meisten haben eine gefärbte Schnur um denselben gebunden. Das war der Mannsleute Sommerkleidung. Des Winters ziehen sie über dieselbe einen schwarzen Rock mit rotem Boy gefüttert und noch über diese zweifache Kleidung einen Schafspelz, dessen rauhe Seite inwendig, der ohne Kunst gemacht ist, denn sie nähen nur zwei Schafsfelle so zusammen, dass sie an

der Seite offen bleiben, und oben lassen sie ein Loch, den Kopf durchzustecken.

Einige der Wohlhabendsten wählen statt eines schwarzen Winterrocks auch wohl einen blauen. Die Handschuhe sind von Wolle, mit Fingern und oben mit Fransen, weiss und werden Sommer und Winter zum Staat getragen. Sonst aber haben sie auch Fausthandschuhe ohne Finger, inwendig dick mit Wolle gefüttert, bis auf die Hälfte weiss, das übrige mit bunter Wolle gestrickt, welche auf Reisen nützliche Dienste leisten, daher sie unter dem Namen der kaschubischen Handschuhe weit und breit verkauft werden.

Ein männlicher Kaschube kann seinen ganzen Anzug mit 2 Thalern bezahlen. Ebenso wohlfeil ist der Anzug des weiblichen Geschlechts. Vorläufig muss ich sagen, dass unter hundert Frauenspersonen nicht vier sind, welche eine erträgliche Bildung haben. Ihre Farbe ist gelbschwarz, und wo etwas rotes sein sollte, da ist diese Grundfarbe mit braun vermischt. Diese Mischung setzt diese Nation in Sicherheit, dass nicht leicht fremdes Blut in dieselbige kommt, wofür sie auch einen solchen Abscheu tragen, dass sie ein Mädchen umbringen würden, welches dergleichen Schandfleck auf ihre Nation brächte und sich mit einem Deutschen abgäbe.

Die Sommerkleidung der Weibspersonen besteht in einem Kamisol von schwarzer, grober Leinwand, welche sie selbst weben und färben. Die Ärmel reichen bis an die Hände. Das Kamisol aber, welches keine Schösse hat, reicht nur bis an die Hüften, wo der Rock anfängt. Dieser ist von gleichem Zeuge und von gleicher Farbe, ziemlich enge, doch in kleine, gleiche Falten gelegt, welche über der Linte hervorstehen. Unten um diesen Rock ist rund umher ein schwarzer Streifen von Tuch, eine halbe Viertelelle breit, angesetzt, mit welchem er nur so recht

über die Knie geht und kaum die Waden berührt. Das Hemd hat am Halse eine schmale Linte, an welcher es sehr kraus gefaltet ist. Ueber dasselbe tragen sie ein schwarzes Schnürlein, welches nicht allein auf der Brust, sondern auch auf dem Rücken tief ausgerundet ist. Wenn die nun ihr Kamisol darüberziehen, dieses aber kaum bis an die Rockslinte reicht, so suchen sie die beiden Kleidungsstücke dadurch zu vereinigen, dass sie eine lange schwarze oder dunkelblaue Tuchcke etlichemal um die aufstehenden Rockfalten und um das unterste Ende des Kamisos herumwinden.

Wenn sie des Sommers ohne Kamisol in den Hemdärmeln gehen, welche auf den Schultern mit tief ausgenähten Zierraten versehen sind, und also der tief ausgeschnittene Schnürlein sich zeigen muss, so besetzen sie dasselbe auf allen Nähten mit schwarzen wollenen Schnüren, und sind sonderlich auf einen aus vielen bunten Stücken zusammengesetzten Brustlatt bedacht. Hierin haben sie mit den pommerschen deutschen Bauernmädchen etwas gemein. Um den Hals tragen sie niemals ein Tuch; es müsste denn sehr kalt sein. Ihre Schürzen und Strümpfe sind weiss; die Schuhe sind zugebunden und fast ganz wie die Mannsschuhe mit breiten Absätzen versehen.

Diejenigen, welche noch Jungfern sind, kämmen ihr Haar ganz glatt nach hinten zu und binden es mit einem langen, schmalen Riemen im Genick fest zusammen. Sodann flechten sie daraus zwei Haarzöpfe, und diese wickeln sie von der Seite einigemal um den Kopf herum, damit das Haubenwerk eine Haltung habe. Das erste, was nun folgt, ist ein Stück himmelblau gefärbtes Papier, eine halbe Elle breit, welches sie um die Flechten herumlegen und im Genick zusammenstecken, dass also die Platte des Haares bloss bleibt. Dieses Papier hat keine weitere Absicht, als der rechten Binde die Steife zu geben. Diese

ist von schwarzem Rasch, und die untersten Ecken sind inwendig mit rotem Tuch gefüttert. Wenn sie nun solche über die papierene Binde legen, werden die Ecken in die Höhe gebogen, damit man das schöne Rote, diese kostbare Zierde ihres Kopfschmuckes, sehen kann. Die Binde wird mit Heften befestigt.

Wenn eine Jungfer ihren Stand ehelich oder unehelich verändert hat, so geben die Weiber nicht zu, dass sie länger ihr Haar bloss trägt. Sie nehmen ihr also die schwarze Binde ab und streifen über das Papier eine weisse, die wie eine Mütze gemacht ist, sich aber auf die Binde passen muss, und in der Mitte einen runden Boden hat, um das Haar zu verdecken. Alsdann kann sie ihre schwarze Binde wieder darüber haken. Wenn der Sonntag herannaht und die Kaschubin sieht, dass ihre Kleidung fahl geworden ist: so nimmt sie für einen Dreier Kupferwasser, löset es auf, überbürstet mit demselben die Kleidung, hängt sie die Nacht auf, und des Morgens ist alles wieder pechschwarz.“

Lorek verweist auf sein Bild und führt die Kaschuben folgendermassen redend ein: „So wie man uns hier sieht, ist unsere Lieblingstracht schwarz, wie sie bereits unsren ältesten Vorfahren eigen war. Nicht bloss die Weiber unter uns, sondern auch wir Männer, ziehen hierin die schwarze Farbe allen übrigen vor. Unser Fest- und Sonntags-Trauungs- und Gottesdienst-Rock ist ein solcher dunkler Kittel ohne alle Falten, mit rotem Fries gefüttert, der überall am Rande etwas vorsteht und ist vornherab und an den Schössen mit Heften (Haken und Ösen) versehen. Auch unsre weiten kurzen Pumphosen waren bisher von der benannten Farbe, sind aber schon ziemlich ausser Brauch gekommen, und durch grobe, weisslinnene verdrängt worden. Zunächst aber ist uns auch die rote Farbe in einigem wert und daher unser Sonntags-Kolpack rot,

mit einer schwarzen Verbrämung, sowie unsere noch festlicheren schwarzen Pudelmützen im Kolpack von rotem Tuch sein müssen, wie hier in unsrer Abbildung zu schauen.

Sonst aber ist unsere gewöhnliche Sonntags- und Alltags-Kleidung in einigen Stücken anders. Beiderlei Geschlechts tragen wir von Jugend auf lange schwarze Pohlröcke, aus Linnengarn und Wolle zusammengeweht, welche unsere Hausmütter selbst verfertigen und färben; und nur die verschiedene Form der Kopfbedeckungen zeigt bei den Kindern das Geschlecht an. Erst wenn das ersehnte sechste oder siebente Lebensjahr heranrückt, erscheinen wir, zu unsrer Freude, als echte Kaschuben. Die Harnaya, wie ich Hintermann hier sie trage, ist eine Jacke von weissem Garn, mit Wolle durchschossen, und wird nun unsre Lieblingskleidung für die übrige Lebenszeit. Darunter tragen wir eine Liwk (Leibchen, das ist Weste) von gleichem Zeuge und beide werden mit Heften zugemacht. Endlich noch bekommen wir eben dergleichen kurze Beinkleider und wollene Strümpfe. Aber später erst werden uns die ledernen Schuhe zu Teil, wie grosse Leute sie tragen, die den Fuss bis über die Knöchel umschliessen, doppelte dicke Sohlen und platte Absätze haben und überall, auch längs den Sohlen-Rändern, mit flachen, eisernen Nägeln dicht beschlagen sind. Früherhin mussten wir uns mit hölzernen Korken (Pantoffeln) begnügen, die wir auch lebenslang bei unsren gewöhnlichen häuslichen Verrichtungen tragen.

In der Folge schützt und schmückt auch unsere Hände ein Paar weisser wollener Handschuhe, die entweder mit Fingern und oben am Handgelenk mit krausen Fransen versehen oder dicke Faust-Handschuhe sind, welch letztere bis über die Mitte weiss, nach oben hin aber zierlich mit allerlei bunter Wolle gemustert sein müssen. Diese letztere Art gehört unumgänglich zur Vollendung jedes festlichen Anzuges, sowohl im Winter als Sommer und verdient

allerdings auch durch ihr dickes und festes Gewebe und die weichen Fransen von gerollter Wolle, womit sie innen versehen sind und welche die Hand auch gegen den härtesten Frost schützen, den vorzüglichen Ruf und Nachfrage, welche sie sich weit und breit erworben hat.

Dagegen gewöhnen wir uns, gleich den Weibern, den Hals jeder Witterung blass zu stellen und des Halstuches auch im Winter leicht zu entbehren; obwohl wir dann übrigens allerdings für eine wärmere Kleidung sorgen. Ein Kozuch (Zipfelpelz), der aus zwei ausgegerbten und mit Leistenriemen aneinander genähten Schaffellen mit ihren Schwänzen besteht, hat oben eine Öffnung, die sich bis unter die Brust erweitert, durch welche der Kopf gesteckt und die sodann über der Brust mit 4 oder 5 ledernen Knöpfen geschlossen wird. Höher am Halse ist sie mit einem kleinen aufstehenden Kragen eingefasst, der den kahlen Nacken deckt. Einen solchen Pelz liefert uns der Kürschner für $1\frac{1}{2}$ —2 Thaler, jedoch ohne Ärmel, welche wir aus gleichem Zeuge, wie die Harnaya und mit Tuch oder Boy gefüttert, selbst anheften. Im Gange spielen die beiden Zipfel gegeneinander zwischen den Beinen und decken uns die Lenden dergestalt, dass von den Hosen wenig zu sehen ist.

Stiefeln tragen wir nicht leicht: denn sie sind uns zu teuer, da es uns bereits schwer genug fällt, uns jene Schuhe für den Preis von $1\frac{1}{2}$ Thalern anzuschaffen und unser gesamter Anzug uns nie über 8—9 Thaler kosten darf. Daher behelfen wir uns auch im tiefsten Schnee gewöhnlich mit dieser wohlfeileren Fussbedeckung, die mit ledernen Riemen zugebunden wird und darüber mit langen Kamaschen. Den Kopf aber schützt beständig eine gute Pudelmütze.“

Mögen nun auch die Kaschubinnen über einen

Gegenstand, der jeden weiblichen Mund zur Beredsamkeit begeistert, das Wort, nach ihren Männern, nehmen!

„Mehr noch, als unser Mannsvolk“, wissen sie uns zu erzählen — „haben wir Weiber zur schwarzen Farbe geschworen, welche jenes bereits anfängt zu verachten und mit Abweichung von der urväterlichen Sitte, zu verdrängen. Sobald auch wir Kinder-Rock und Mützchen überlebt haben, kleiden uns unsere Mütter, auf immer, sich selber gleich. Unser Haar wird glatt gekämmt; dicht am Kopfe mit einem selbst gewebtem schwarzen Bande gebunden; in zwei dreisträngige Flechten geflochten; diese um den Kopf und zurück nach hinten gewunden und dort wieder an das Ende des Bandes befestigt; so dass der Scheitel immer glatt und sichtbar bleibt. Über die Flechten wird eine weisse Binde von Leinwand (Spadnozk, Bina, d. h. Unterschlag, Binde) geschlagen und hinten zugesteckt. Darüber kommt nun die eigentliche Kopfbinde (Zaglowk) von schwarzem Rasch, einer Hand breit, die oberwärts an beiden Seiten, bis in die Gegend der Stirn, mit hervorragender roter Stosskante versehen, hinterwärts aber nach unten in ein kleines Dreieck zurückgebogen und festgenäht ist. In andern Gegenden ist dieses Dreieck auch wohl rot ausgeschlagen.

So schmücken indess wir Jungfern uns nur allein: die andern, welche es nicht sind und die Ehefrauen, tragen unter der schwarzen Kopfbinde noch weisse Weibermützen (Huva d. i. Haube), welche auch die Scheitel bedecken und anderwärts noch mit einem grossen, platten, mit Leinwand überzogenen Knopfe im Wirbel staffiert sind und gleichsam das Abzeichen eines fremden Kirchspiels abgeben.

An festlichen Tagen, z. B. bei Taufen, Trauungen, Kommunionen u. s. w. tragen die Mädchen, statt der schwarzen Kopfbinde, einen Krzepiank, Medik, d. i. eine linnene, unten auf der Stirn ausgezackte Binde, mit

ausgenähieten kleinen Öffnungen, damit die untere, weisse Flechbinde durchscheine. Dieser Krzepiank wird, eines starken Messerrückens dick, mit blauer Stärke überkleistert; und hierauf kommt nun, statt der eigentlichen schwarzen, eine weisse Binde von schlesischer Leinwand zu stehen; so dass nur etwas wenig von jener blauen auf der Stirne sichtbar bleibt. Wenn wir aus der Kirche heimkehren, nehmen wir die weisse Binde ab und bleiben in der blauen.

Mit solchem Kopfputz erscheint auch die Braut zur Trauung; darf aber an den beiden ersten Hochzeitstagen sich, ohne die weisse Binde darüber, nicht blicken lassen. In andern wohlhabenden Gemeinden schmückt sich die Braut noch mit einem Kranze von grünen Gartenpflanzen, Petersilie u. dergl., mit Goldschaum beklebt; und ihre Kopfbinde ist mit blanken Knöpfchen und viereckigen buntgetriebenen Messing-Flittern besetzt.

Unsere verheirateten Frauen tragen auch festlich der gleichen blaue Mützen (Mutza), die aber den ganzen Kopf decken und denen dagegen die weisse Oberbinde mangelt. Statt deren aber hängen sie beim Kirchenbesuch und beim Opfern ihre kurzen, — bei Trauungen aber und Komunionen ihre langen Laken von schlesischer Leinwand über, welche zu beiden Seiten des Kopfes in eine Falte geschlagen und, ebenso wie auf der Brust, festgesteckt werden.

Unser übriger Anzug besteht ferner in einem langen Unterrock (Suknia, Pohlrock) ohne Ärmel, von rotem oder weissem Fries. Darüber kommt die Liwk, d. h. Schnürleib, von schwarz gefärbtem, selbstgemachten, linnen und wollenen Zeuge, welches am Halse und Rücken tief ausgeschnitten ist, damit ein grosser Teil des Hemdes sichtbar werde.

Es reicht von beiden Seiten nur bis an die Brust und ist mit Heften und Ösen versehen. Auf die Brust wird ein Stück roter Fries (Borschduck, d. h. Brusttuch, Brust-

latz) gelegt und nun die Liwk mit einem schmalen Bande von verschiedenen Farben darüber geschnürt. Bei Traueraffällen muss dieser Brustlatz durchgehends von schwarzem Zeug sein.

Über der Liwk tragen wir den Kabat — eine kurze, schwarze Leibjacke, mit ganz kurzen abgeteilten Schösschen, von gleichem Zeuge, aber langen Ärmeln — der mit Heften zugehakt, oder auch offen getragen wird. Die Liwk ist unten mit Heu, gleich einem Wulste, gestopft, damit der Kiedel, d. h. Kittel, Weiberrock — darauf fest sitze. Dieser besteht aus einem gleichen schwarzen Gewebe, hält bis an 13 Ellen in sich; ist oben an der Linte in etliche hundert kleine Falten gelegt, die dann nach unten zu in grössere auslaufen; reicht indess kaum bis über die Waden und ist unten mit einem schwarzen, 3 Finger breiten Tuchstreifen besetzt.

Über die obere Einfassung dieses Kiedels und die Schösschen des Kabat wird eine schwarzblaue, haarne Binde (Stanka oder eigentlich Stanik. Anderwärts heisst sie Kasunka, eigentlich Kasakina oder eigentlich Kasakinka, eine kurze Jacke, d. i. eine kleine Taille am Kleide) die oben ein eingewebtes weisses Käntchen hat und die man fertig in Danzig kauft, dreimal herumgewunden, um beide zusammenzuhalten.

Bei Traueraffällen muss diese Binde ganz schwarz, ohne jene weisse Einfassung, sein: denn diese schwarze Stanka und der vorerwähnte schwarze Brustlatz sind die beiden einzigen Kennzeichen, wodurch wir unsere Trauer zur Schau tragen, die sich hingegen bei den Männern durch gar nichts ankündigt.

So ist hier bei uns verarmten Kaschuben am Leba-Strome die Weibertracht einfach und zu jeder Zeit sich gleichend. Westwärts hinauf, nach den Ufern der Lupow hin, machen jedoch unsere wohlhabenderen kassubischen

Schwestern in ihrer Kleidung einen grösseren Aufwand. Bereits haben wir angemerkt, dass der Kopfputz ihrer Bräute schmucker ist; und so sind auch ihre Anzüge kostbarer und glänzender. Am letzten Sonntage vor der Trauung erscheint bei ihnen die Braut in der Kirche in einem Kiedel von rotem Tuch, der unten mit einer schwarzen Tuchkante eingefasst ist. Darüber trägt sie eine grüne, unten durchbrochene und mit weissem Genät verzierte Schürze, durch welche der rote Rock hervorschimmert. Ihre Liwk ist mit vielen schwarzen Schnüren besetzt; der Borschduk prangt mit allerlei seidenen und Kattun-Flecken, die in Drei- oder Vierecken zusammengestückt sind. In diesem Anzuge erscheint sie hernach auch als junge Frau: zur Trauung hingegen kommt sie in einem blautuchenen Kiedel, der gleichfalls unten mit einer schwarzen Kante versehen sein muss und vorne von einer weissen Schürze verdeckt wird.

Unsre Sommerkleidung ist alltäglich die nämliche; nur wird alsdann der Kabat abgelegt und von uns Mädchen auch zur Kirche nicht mehr — wohl aber hier noch von Ehefrauen — angezogen. Ein Halstuch tragen wir auch im Winter nicht; sondern das blosse, mit einer kleinen aufstehenden Linte, in vielen Falten an dieselbe geheftete Hemde deckt den Hals und die Brust. Wohl aber bekleiden wir Mädchen uns am Sonntage mit unserm Popleck — einem kurzen, nur bis an die Hüften reichenden Oberhemde von (sogenannter) schlesischer Leinwand, ebenfalls mit aufstehendem, schmalen Kragen, der, sowie das Oberhemde selbst, besonders aber auch oben an den Ärmeln, weiss ausgenäht ist. Die langen Ärmel laufen gegen die Hand immer enger zu und bleiben hier offen. Vorn ist dieses Hemde nicht zusammengenäht, sondern wird nur übereinander geschlagen, die Liwk darüber gezogen, und die Stanka vollendet wie sonst den Anputz. — Kürzer war

sich über einen so reichhaltigen Gegenstand nicht auszudrücken.“

Die wenigen Bemerkungen in der Zezenower Schulchronik verraten das allmähliche Schwinden der Tracht. Die Abweichungen der beiden Gewährsmänner von einander sind wohl als rein örtliche aufzufassen, ebenso wie die in dem Berliner Aufsatz:

„Die Tracht des Mannes ist die schwere Pelzmütze (gewöhnlich von Hundefell), unter der langes, schlichtes Haar auf die Schultern herunterfällt (wir haben viele alte Kaschuben gesehen, aber noch keinen mit kahlem Kopf oder dünnem Haar), eine kurze Jacke, kurze Hosen, wollene Strümpfe und lederne Schuhe zur Kirche, zur Arbeit hohe rindslederne Stiefel, im Hause hölzerne Pantoffeln und wollene Handschuhe mit künstlichen bunten Figuren, zu denen die Wolle nur auf der Spindel gesponnen wird, weshalb die Wolle weich ist und die Handschuhe besonders warm sind. In früherer Zeit trieb der jeweilige Pfarrer von Glowitz Handel mit diesen kaschubischen Handschuhen, weil er von jedem Bräutigam ein solches Paar Handschuhe geschenkt bekam. Jetzt ist dieses Accidenz in Geld verwandelt und dadurch die Kunst fast ausgestorben: ein echtes Paar kaschubischer Handschuhe, die reichlich 1 Pfund wiegen, wird von Liebhabern mit 4 Mk. bezahlt. Die Fischer haben beim Fischen noch eine eigentümliche helmartige Mütze, die selbst die Schultern bedeckt und kaum das Gesicht freilässt, dazu eine Jacke von rauhen Schaffellen. Die Weiber tragen eine wollene Jacke mit buntem Latz, kurzen Ärmeln und weiten, weissleinenen Hemdsärmeln (im Sommer), einen roten, kurzen, wollenen Rock und um die Taille einen breiten, wollenen Gürtel und wollene Strümpfe und Schuhe. Gehen sie zum heiligen Abendmahl, so hüllen sie sich ganz in ein weisses Laken, welches zugleich bestimmt ist, einst ihr Leichentuch zu werden, wie denn der

Kaschube auch sehr gern sich schon dann seinen Sarg machen lässt, sobald er sich auf das Altenteil giebt, sich denn auch schon auf dem Kirchhofe beim Pfarrer oder Küster seine Grabstätte ausbittet. Die Kopfbedeckung der Frauen ist ein künstlich geschlungenes schwarzes Tuch oder eine Mütze, mit Pelz besetzt. Alle Kleider spinnt und webt der Kaschube allein, auch seine Festtagskleider, und der echte Kaschube sieht mit Kopfschütteln seine Söhne in einem langen Kirchenrock, zu dem das Tuch gekauft ist. Er meint, eine ordentliche Hausfrau muss so etwas nicht dulden; denn bei den Kaschuben hat die Hausfrau für die Bekleidung des Mannes, wie der Familie zu sorgen, ihr allein bringt es Schimpf, wenn der Mann nicht seine Kleidung hat, die ihm zukommt; sie führt bei allen Kaschuben die Kasse, und selbst bei den Tagelöhnnern holt gewöhnlich die Frau den verdienten Lohn, wenigstens bei den ordentlichen Familien, denn „der Mann würde es in den Krug bringen“.

5. Boden, Beschäftigung, Gerät.

Der Boden der jetzigen Kaschubei ist karg und wenig ertragreich, Äcker und Gärten sind spärlich. Vom See her treibt der Wind immer neuen Flugsand und begräbt das wenig fruchtbare Ackerland mehr und mehr; in den Klucken zieht sich eine Sanddüne das Dorf entlang, die zum Teil die Katen überragt, zum Teil ihren Grund bildet. Beim Brunnengraben hatte man erst 4 m Sand und einige Meter Moor zu durchstechen, ehe man auf Kies kam. Die Wiesen, und voran die Lebauwiesen, sind mit besserem Gras bewachsen und selbst die Wälder sind gering an Ausdehnung. Nur die Moore breiten sich über quadratmeilengrosse Flächen aus, die von allerhand Sträuchern und Kräutern, besonders vom vielfältig gebrauchten Wachholder, bewachsen sind. Dementsprechend ist die Moorkultur ausgebreitet; diese liefert der ganzen Um-

gegend das Brennmaterial. Sehr gut gedeiht die Kartoffel und bietet der Bevölkerung reichliche Nahrung. Beschäftigt sich der eine Teil der Bewohner mit Ackerbau, so geht der andere dem Fischfang im fischreichen Lebasee nach. Als Gewürz baut man einige Küchengewächse, besonders Zwiebeln, eine Kluckner Familie brachte jährlich für 100 M. auf den Markt. Gartenfrüchte liebt weder der Fischer noch der Ackersmann, die Gärten haben selten Obstbäume und Beersträucher, öfters nutzloses Zierholz. Die wichtigsten Fischarten, die der Kaschube im Lebasee fängt, sind: Barsch und Plötz, Zander und Karausche, Schleie und Bleie, Stinte und Kaulbarsch, Hecht und Aal, aus der Ostsee holt man Lachs und Stör, Steinbutte, Flunder und Dorsch. Die Jagd erstreckt sich auf Hasen, Füchse, wilde Enten, Schnepfen.

Als die wichtigeren Pflanzen der Kluckener Flora fand ich: Läusekraut (*Pedicularis*), Pfennig- oder Taschenkraut (*Alektrolophis*), Schafgarbe (*Alchemilla vulgaris*), kleinen Ampfer (*Rumex acetus*), Hahnenfuss (*Ranunculus*), Einblatt oder Herzblatt (*Parnassia*), Sumpfwurz (*Calla*), Augentrost (*Euphrasia Odont.*, *Euphrasia officinalis*), Sumpfporst (*Ledum*), Wasserpest (*Elothea*), die sie Kaschubenraute nannten, Wassernabel (*Hydrocotyle vulgaris*), Tannenwedel, Sumpfvergissmeinnicht, Engelsüss, Ackerhundskamille (*Anthemis arvensis*), Knabenkraut (*Orchis*), Sumpfwurz (*Epiactis latifolia*), auch Stendel, Sitten genannt; Pfeilkraut, Habichtskraut, Wasserliesch (*Butomus umbellatus*), Röhrige Pferdesaat (*Oenanthe fistulosa*), Wollgras, Heide (*Erica tetralix*, *Calluna vulgaris*), Weidenröschen oder Epilobium, Spergel (*Spergula arvensis*).

Die gebräuchlichsten Netze der kaschubischen Fischerei sind im wesentlichen dieselben, deren sich die Anwohner des frischen und des kurischen Haffs bedienen, seien es nun Deutsche, Polacken, Letten, Liven oder Litauer.

Zunächst die auf dem Lebasee verbotene Zese. Ein sackartiges, 3 m langes, $1\frac{1}{2}$ m breites Netz, dessen untere engmaschigere Hälfte eine Kehle hat. Holzstückchen (Flete, kasch. pluto) aus Pappelborke halten den oberen Rand hoch, Steinchen beschweren zuweilen den unteren. Zwei Boote nehmen eine solche Zese in die Mitte.

Ähnlich, nur ohne Kehle, ist die Flunderzese. Die Kehle wird durch die halsförmige Kreuzung in der Mitte des Netzes ersetzt. Sie scharrt mit Bleistückchen, gleich jenen Fleten, im Sand auf dem Seegrund. Mit ihr fängt man Flundern und Dorsche in der Ostsee, „wenn's Glück gut ist, geht ein Lachs ein“. Der Dorsch wird dort auch Pomuchl genannt.

Die Reusse oder das Setznetz ähnelt der Zese, endet aber in einer Spitz. Sie hat eine Kehle. Der vordere Abschnitt ist $1\frac{1}{2}$ m lang, die hinteren 3 zusammen ebenso.

Der Kescher auch Zaufkescher d. i. Ziehkescher, wird zuweilen Zauberkescher genannt, weil angeblich jeder Fisch damit gefangen werden kann, ist meist $\frac{1}{4}$ m breit und kaum doppelt so tief. In Giesebitz heissen die kleinen Staknetze Klémenz oder Klimmjo.

Das Winternetz, auch Zugnetz, Klippnetz genannt, besteht aus 3 Teilen: einem Netzsack und zwei Flügeln. Das Netz ist ähnlich der Flunderzese, nur hinten spitzer und $\frac{1}{2}$ mal länger und breiter. An der Öffnung aber sind auf beiden Seiten Netzflügel angebracht, etwa $2\frac{1}{2}$ m breit und je nachdem 20—150 m lang. Der kaschubische Ausdruck dafür ist Wjidnik (von wjid = winden), weil es beim Ziehen aufgewunden wird, das Sacknetz heisst Mazeza oder Meternetz, die hinteren Maschen sind 1,5 cm breit.

Die Brozeschke (von bruodzec, waten) ist der Wjidnik ähnlich, wird aber auf Flachwasser zum Fang von Plötzen, Aalen, Barschen, Hechten, Bleien, Zandern benutzt. Die lange Stange am Winternetz heisst Brät, die kurze

zum Richten der langen Klütsch (Schlüssel), die Gaffelstange zum Fortschieben der langen Wjisl, Wjidl (Ruder), zum Fischen nimmt man ein Boot, nicht einen Kahn. Jenes ist unten breit, dieser spitz.

Eigentümliches Gerät beim Feldbau, der am eifrigsten in Giesebitz betrieben wird, ist nicht vorhanden; das Feldgerät ist das allgemein übliche und ist infolge des Moorböden in geringer Zahl vorhanden.

Auch die Hausgeräte haben meist nichts Eigenartiges. Hervorzuheben ist die alte Schrotmühle, auf der früher das Brotmehl, jetzt nur noch Grütze oder Haferschrot für das Vieh gemahlen wird. Durch das Loch des oberen Mühlsteins wird das Getreide eingeschüttet. Mit der Hand wird dann die Schrägstange im Kreis gedreht, der Schrot fällt in das untenstehende Gefäß. Genau dieselbe Mühle giebt es in Litauen, dort heißt das obere Schüttloch kuzabas, es enthält den Stamm des Namens der Kaschuben.

Die Multer (1 m lang, $\frac{1}{3}$ m breit) zum Aufhäufen der Fische ist allgemein gebräuchlich, ebenso die Lischke (1 m lang, $\frac{1}{3}$ m breit und hoch) und die Karine. Die Lischke ist ein Spankorb mit Lederhenkel und dient zur Aufbewahrung des Frühstücks und unentbehrlicher Gegenstände. Sie wird mit auf die Arbeit genommen und seitlich oder über dem Rücken wie eine Reisetasche getragen. Die Holzarbeiter hängen sie bei Waldarbeit an einen Baumast. Eignet die Lischke den Männern, so die Karine den Frauen. Die Karine ist ein kleiner Rückentragkorb mit Bügeln vorn und hinten. Hauptsächlich holt man Fische damit, aber es wird auch Brot und alles mögliche darin getragen.

Das unentbehrlichste aber ist nur in der Kneipe zu finden und könnte in das Wappen der Kaschubei aufgenommen werden, es hat nur die eine Gestalt. Neben einem runden, in der Mitte eingedrückten Fläschen steht ein Korngläschen.

Der Deckenleuchter der Kluckener Schule ist als heimisches Erzeugnis eines Tischlers in einer der Kunst nicht geneigten Gegend zu erwähnen; die Hirtentruba ist in ganz Norddeutschland heimisch.

6. Nahrung.

Die Nahrung ist jetzt völlig unserer ländlichen Kost entsprechend. Brot, Pellkartoffel, Fische, Cichorienkaffee bilden die Hauptbestandteile, während die Stockkaschuben Grütze und Klösse bevorzugen.

Das Brot wird in den Klucken und in Fuchsberg „auf der Karine gebacken“, d. h. man kauft es auf dem Markttort oder tauscht es gegen Fische ein. Die Giesebitzer, Czarnowsker und der Kluckner Lehrer aber backen selbst. Das gewöhnliche Bauernbrot wird ganz aus Kartoffeln hergestellt oder doch stark mit Kartoffeln vermischt. Statt des zuweilen fehlenden geformten Brotes bäckt man sich schnell eine Kuchenform auf dem Ofen. Kuchen und Gebäck liebt man nicht.

Die Fische werden nur gekocht gegessen, selten gebacken. Man kocht Kartoffeln und geräucherte Flundern zusammen, auch Kartoffeln und Aal in Milch, gesalzener Hering ist etwas Feines; der Wirt in Garde verkauft zuweilen 1—2 Tonnen an einem Tage. Kartoffel bildet das Hauptgericht der Kartoffelkaschubei und wird oft mit Grütze zusammen gekocht. Kaffee wird selten gekauft, man bevorzugt Cichorie und gebranntes Korn der Billigkeit wegen. Zucker geniesst man nicht dazu, er ist mehr ein Heilmittel.

Fleisch isst man wenig, ebenso Obst und Klösse, das ist ein Festgericht. Haken erzählt von der Nahrung der Kaschuben: „Die Speisen der Kaschuben sind sehr gering. Grütze, Gartenfrüchte u. s. w. richten sie bloss mit wenig Salz und vielem Wasser zu. Zum Brot nehmen sie Roggen,

Gerste, Buchweizen, Hafer, Erbsen, nicht rein gemacht, sondern so wie es gedroschen, samt der Spreu. Alles dieses wird grob gemahlen, gesäuert und gebacken. Daraus entsteht eine schwarze Masse, und dieses Brot gebrauchen sie, nicht etwa nur bei Misswachs, sondern wenn sie auch die beste Ernte haben (wie denn Kaschuben die rechte Speisekammer von Hinterpommern ist), so thun sie sich höchstens 4 Wochen mit besserem Brot etwas zugute, kehren aber sogleich wieder zu ihrem gewöhnlichen zurück, damit sie sich nicht verwöhnen mögen. Der gewöhnliche Trank ist Milch und Wasser. Des Sonntags oder in der Stadt trinkt der Kaschube wohl Bier und Branntwein, aber ein Weniges kann ihn trunken machen. Wegen der Milch sind die Kaschuben, trotz der übrigen elenden Kost, grosse, starke und gesunde Leute, die ein hohes Alter erreichen. Das grobe Brot macht ihre Zähne so rein und weiss wie Elfenbein.“ Die Angaben über das Brot stimmen inhaltlich mit denen Loreks überein. — Eine Leidenschaft hat der sonst so treffliche Bewohner neben dem Schnupfen und Prozessieren: den Branntweingenuss. Viel Fusel! Mann und Weib, Kind und Kegel! Bei uns geht man abends zum Stammtisch; dort in der Morgenfrühe — und wenn man sonst Lust, Zeit und Geld hat. Wer sein Viertelchen mit der Flasche getrunken hat, geht an die Arbeit. Abends — nach 10 Uhr — darf niemand im Krug sein, früh aber ist die Menge da. Man hat seit Menschengedenken dagegen gepredigt und Strafverbote erlassen — die Kirchenakten sind voll davon —, man trinkt heute noch. Glücklicherweise verdrängt die Germanisierung den Fusel durch Bier. Die kräftige kaschubische Natur hat scheinbar keinen Nachteil vom Schnapsgenuss. „Der Schnaps singt, springt, schimpft, schlägt, flucht, wirft auch einen ordentlichen Menschen manchmal hin, aber aufheben thut er keinen.“

7. Gottesäcker und Grabplatten.

Ich hatte Gelegenheit, eine Menge alter kaschubischer Särge der vorigen Jahrhunderte geöffnet zu sehen. Selbst das Grab hat nichts Besonderes bewahrt. Die eichene Grabkiste besteht häufig aus einem fünfbleitrigen Kasten, dem ein sechstes Brett aufgenagelt war, zuweilen waren sie nicht einmal angestrichen. Später nähern sich die Formen immer mehr unserer gegenwärtig gebräuchlichen, bei der die Deckel dem Sarg ähneln. Das weisse Grabtuch fehlte nie, die Grabkleidung hatte oft Zier und Flimmer. Münzen habe ich nie gesehen, entgegen der oft aufgeföhrten alten Sitte, auch nicht Schnapsflaschen und Gesangbücher.

Die Gottesäcker haben selten eine Mauer, sind häufig mit Laub- und Nadelbäumen bewachsen, zeichnen sich durch unregelmässige Grabreihen und breite Gräber aus und haben eigentümliche aufrecht stehende Grabplattenformen. Neben den viereckigen gehen runde und ausgebogene her, Kreuze wechseln mit kelchförmigen Grabplatten, alle sind von Holz und etwa $1\frac{1}{2}$ m hoch. Eine auch in Litauen vorkommende glockenförmige Blechplatte hat einen Vorderbogen und oben eine Sonne; sie ist weiss angestrichen und hat schwarze Buchstaben, während die anderen schwarzen Grabplatten neben den weissen auch schwarze, braune und grüne Farbe aufweisen. Auf der Hinterseite steht ein Spruch, deren ich später eine Anzahl mitteile. Die Vorderseite enthält die Lebensgeschichte des Verblichenen, stets in deutscher, nie in kaschubischer Sprache. Solche Aufschriften lauten beispielsweise: „Ruhestätte des Budners Johann Klick. Er wurde geboren 1782 am 10. May und starb 1857 am 6. July im Alter von 75 Jahren, 2 Monaten“. „Hier ruhet der Eigentümer Martin Klick, geb. 24. Dez. 1813, gest. 10. März 1884.

Karoline Klick, geb. 13. Jan. 1825, gest. 20. März 1817.⁴
„Hier ruhet in Gott: Martin Gresens, Bauer aus Glowitz, er starb am 26. Dezember 1850. Alt: 68 Jahr, 3 Monate, 2 Tage und dessen Ehefrau Heda, geb. Karwaick, starb am 11. August 1860. Alt: 69 Jahr, 3 Monat, 22 Tage. Sie lebten in Ehe 33 1/2 Jahr und zeugten 1 Sohn und 2 Töchter.“ Die Rückseite bildet ein Grabspruch, der wie alle, die Erde als Elend und Jammerthal, den Himmel als die höchste Freude ausgiebt. Häufig sind noch kurze Sprüche, wie „Jesus meine Zuversicht“, „Über ein Kleines, Joh. 16, 18“, „Wiedersehn ist unsere Hoffnung“.

Heute bürger sich neben den alten Holz- und Blechplatten die überall gebräuchlichen eisernen Kreuze und marmornen Grabtafeln ein, aber schon im vorigen Jahrhundert hatten die Vornehmen Grabkapellen oder Familien-grabplätze, deren Gräber grosse steinerne Platten bedeckten. Die Inschrift auf der Grabplatte des grössten Glowitzers, des Pastors Schimansky, lautet: „Allhier ruhen die Gebeine des weyl. wohllehrwürdigen Herrn Petrus Schimansky, treu und fleissig gewesenen Lehrers der Gemeine zu Glowitz. Geb. den 22. Februarii 1709, im Amt gewesen 42 Jahr, im Herrn entschtafen den 9. Oktober 1775. Sein Andenken bleibt in Segen.“

8. Feste und Gebräuche.

Die Familienfeste, Hochzeit, Kindtaufe, Begräbnis, entbehren heute des eigenen Gepräges, nur in den Klucken hat sich noch manch alter Brauch erhalten. Früher ging es dabei weit lebhafter her, wie uns Loreks Aufzeichnungen bezeugen.

Verlobung und Hochzeit.

Frühzeitig beginnt ein Mädchen für seine Ausstattung zu sorgen und besonders Leinwand und Handschuh zu

Hochzeitsgeschenken fertig zu machen, die sie dem Pastor und Verwandten geben müsste. Auch die Angehörigen sorgen für das Nötige, was zur Hochzeit gegessen und getrunken wird. Verlobungen hält man für überflüssig. Stirbt in den Klucken eine Jungfrau, so stellt die Mutter am Abend vor der Beerdigung im Totenzimmer die Ausstattung des Mädchens aus und brennt Lichter an.

Die Einladung zur Hochzeit besorgt, wie in alter Zeit, der Stari oder Ollermann oder Köstenbitter, dessen Hut und Spazierstock mit roten, gelben und grünen Bändern geziert ist. Bei den Kirchfahrten wurde bis vor Kurzem mit Pistolen geschossen und auf dem Rückwege ein Wettfahren veranstaltet, das nicht immer gut abließ. Bei den Hochzeitsspeisen fehlen nie Hühnersuppe, Klösse mit Obst, Flundern; Grütze giebt es nicht an diesem Tage, wohl aber Kartoffeln und Aal, in Milch zusammen gekocht. Lange Verlobungen liebt der Kaschube nicht, hingegen hält er auf standesgemässse Heirat, — die Leute aus einem anderen Dorfe gelten ihm selbstverständlich als viel geringer —, und auf eine würdige, reichliche Hochzeitsfeierlichkeit. Sie ist gewöhnlich Dienstags, Freitags oder Sonnabends, selten Donnerstags, weil sonst angeblich Zank in der neuen Ehe herrscht.

Sie dauert 3 Tage, der voraufgehende und der nachfolgende Sonntag fassen sie ein. Am ersten Sonntag ladet der Ollermann oder Stari mit einem Spruche ein, meist an einem Freitag im Herbst ist die eigentliche Hochzeit. Am Donnerstag war Polterabend, am Freitag früh stehen die Hochzeitgeschenke auf dem Tische, meist Nippssachen aus den Bazaren der nahen Städte. Am Kirchgang oder der Kirchfahrt beteiligt sich das halbe Dorf. Beim Beginn des Läutens sind die Beteiligten, die indessen im Krug einen Imbiss genommen haben, sofort zur Stelle und werden vom Stari in Ordnung aufgestellt, dann gehts in

die Kirche. Früher feierte man gern die Hochzeiten eines Dorfes zusammen an einem Herbstdage des Jahres. Da ging es laut und lärmend zu, Speise und Trank wurden in solchen Mengen voraus genommen, dass wiederholt falsche Paare zusammengesprochen wurden, ja sogar Prügelei unter den verschiedenen Parteien entstand. — Auf den drei gemeinsamen Hochzeiten des Dorfes R. trank man in den 50er Jahren 1200 Liter Spiritus, wie der Berliner Aufsatz berichtet. Nach dem Segen folgt Tafel im Krug, dann Tanz. Die Heimkehr findet gegen Abend statt; ihr folgt ein neues Gelage im Kaschubenhause, der folgende Tag wird mit Essen, Trinken, Tanzen und Erzählen ausgefüllt. Am Hochzeitstage bleibt der Kaschube mit seiner Braut bis zum Schluss im Kreise der Geladenen. Geschieht dies nicht, so muss er eine Flasche Wein zum besten geben. Am Sonntag ist wieder Kirchgang, abends kehren die Gäste nach Hause zurück. So einfach der Kluckner und Czarnowsker, der Fuchsberger und Gieseitzer sonst lebt, an diesem Tage lässt er sichs etwas kosten. Das Brot wird zuvor geräuchert, und Huhn und Schwein müssen ihr Leben lassen, um das Fest zu verschönern. Und es wird derb eingehauen. „Er frisst so gierig, wie ein Ochs die Teufelskirsche“ ist ein beliebtes Sprichwort. — So ist es in den Klucken.

In Gieseitzer wird beim Hochzeitsgang nach Glowitz auf der Feldgrenze die Flasche herumgereicht und dann auf dem Rad des Brautwagens zerschellt. Vor und nach der Einsegnung tanzt man in einem der Glowitzer Gasthäuser, die gesamte Zeche bezahlt der Bräutigam. Die Nachfeier am folgenden Sonntag, die dem Kirchgang der Jungvermählten folgt, hat der junge Ehemann zu bezahlen. In anderen kaschubischen Dörfern, wie Grossendorf, werden die Gäste an jenem Sonntag nach dem Kirchgang in der Speisekammer vom jungen Manne mit einem Schnaps und

von der jungen Frau mit einem Stück feinen Weissbrots beschenkt, dem Jungfraubrot. Am Hochzeitstage steht oft ein Schweinskopf auf der Speisetafel, den Apfel im Maule, grüne Blätter in Nase und Ohr. Starí und Bräutigam allein sitzen bedeckten Hauptes am Tisch.

Welches Unglück beim Schiessen zur Hochzeit entstehen konnten, darüber berichtet die Schmolsiner Chronik. Am 19. November 1889 waren zwei Kluckner Hochzeiten. Die Brautleute gehen zur Kirche, nach altlawischer Weise schiesst man, trotzdem dies längst verboten war, mit Pistolen. Von den zwei Jünglingen Klick und Pollex bittet der erste den zweiten, ihn auch einmal schiessen zu lassen, und will ihm die Pistole nehmen. Sie geht los, und Klick fällt tot zu Boden. Der Pastor weigert sich, die kirchliche Handlung zu vollziehen, des anderen Jünglings Anverwandte legen aber Fürbitte ein, und Edelbüttel fragt: „Wollt ihr Kluckener wieder schiessen?“ Alle riefen: „Nein!“ Am folgenden Freitag nach der Bluthochzeit fanden 5 neue Trauungen statt, da unterblieb das Schiessen.

Die gemeinsamen Hochzeiten erwähnen auch Bernoulli, Haken, Lorek und die Zezenower Chronik.

Haken berichtet über die kaschubischen Verlobungen und Hochzeiten:

„Wie die Kaschuben es mit ihrer Verlobung halten, weiss ich nicht, denn sie sind mit dem, was sie nicht schlechterdings öffentlich thun müssen, äusserst geheim, und wenn man nach ihren Gewohnheiten frägt, so fürchten sie, man wolle sie um dieselben bringen. Ihre eignen Prediger sind nicht im Stande, etwas von ihnen herauszubringen. Denn kein Wild trauet dem Jäger weniger, als ein Kaschube dem Pommering, wie er ihn nennt.

Die Hochzeiten werden alle in der Woche nach Michaelis gehalten, wovon ausser dem höchsten Notfall nicht ab-

gegangen wird. Sobald das Aufgebot bestellt ist, kommt die Braut in ihrem Putz nach der Kirche. Sie hat sonst ihren gewöhnlichen Anzug, nur dass sie anstatt des schwarzen, einen blauen Rock von Tuch an hat, um welchen unten eine scharze Tuchstreife, welche man ausgezackt hat, angesetzt ist. Ihre schwarze Kopfbinde ist mit viereckig gravierten messingenen Blechstücken besetzt. Um die Stirn und den Kopf trägt sie den Kranz, welcher von Lipstock, Ligustrum, Raute, Wintergrün, Sellerie, buntem Grase, Goldschaum und Flittern zusammengesetzt ist. Ehedessen trugen die Bräute auch lange schwarze Mäntel, welche, wie die grossen, silbernen Ringe, Familienstücke waren. Da aber die alten verbraucht sind, hat man keine neuen angeschafft.

In diesem Kranz muss sie drei Wochen lang, welche von der Zeit, da das Aufgebot bestellt worden, bis zur Trauung dauern, so oft sie sich öffentlich sehen lässt, erscheinen, und während dieser Zeit darf sie auch eine grüne Schürze tragen, da sie sonst weiss sein muss. In der Hochzeitswoche kommen alle Brautleute auf einen Tag bei dem Prediger zusammen, um den Katechismus herzusagen; haben sie denselben nicht im Gedächtnis, so werden sie abgewiesen und wenigstens in Jahr und Tag nicht getraut. Diejenigen aber, welche bestehen, werden vom Prediger ermahnet, im Christentum zu wachsen, untereinander ehrbar, keusch, züchtig und gottselig zu leben; wofür die Braut dem Pastor ein paar bunte kaschubische Handschuhe schenkt. Der Bräutigam braucht zu seinem Putz und zum Unterscheidungszeichen nichts mehr als ein grünes oder blaues Band um den Hut. Am Hochzeitstage gegen Mittag erscheinen Braut und Bräutigam mit Musik in Begleitung aller Dorfnachbarn in dem Kirchdorfe, wohin sie gehören und warten daselbst bis alle andezn von den umliegenden Dörfern eingeladenen Gäste sich versammelt haben: unterdessen wird

einmal herumgetrunken, und die Instrumente müssen sich hören lassen. Wenn alle Brautpaare mit ihren Gästen beisammen sind, tritt der Prediger vor den Altar, und der Küster muss singen. Unter dem Gesange erscheint das Paar, welches das erste im Aufgebot gewesen, auch zuerst; die Junggesellen gehen voran, die Mädchen hernach, und sie gehen in sehr langsamer Prozession um den Altar, um ein Opfer an Gelde (welches gemeinlich ein Pfennig ist) für den Prediger darauf zu legen, worauf sie sich in die Bänke niedersetzen. Auf das erste Paar kommt das zweite u. s. w. Nach richtig eingegangenen Brautpaaren hält der Prediger eine kurze Trauungsrede und verrichtet die Kopulation nach der Agende, wobei er die Brautpaare eines nach dem andern namentlich an den Altar ruft, und wenn ihrer soviel sind, dass sie in einer Reihe nicht Platz haben, müssen wohl zwei bis drei hintereinanderstehen. Nach der Trauung nehmen verheiratete Männer den Bräutigam in ihre Mitte und treten mit ihm zur Seite, verehelichte Frauen aber die Braut und opfern noch einmal mit ihr auf dem Altar, worauf denn alle in voriger Prozession sich aus der Kirche ins Hochzeithaus verfügen. In einigen Kirchen wird sowohl der Bräutigam als die Braut von zwei Weibern zur Trauung geführt, die weisse Laken über dem Kopfe tragen, welche bis auf die Knie herunterhangen.

Die Hochzeitsspeisen, zu welchen alle Gäste beitragen müssen, bestehen aus zwei oder drei kaschubischen Gerichten, unter welchen Buchweizen, Grütze mit Honig begossen, das vornehmste und notwendigste ist.

Nach der Mahlzeit gehts zum Tanz, dem aber der Bau der Stuben Schranken setzt, denn sie sind so niedrig, dass, wenn der Tänzer einen Zoll hoch springt, er sich an den Balken stösst. Gleichwohl tanzt man, bis der Morgen anbricht. Die Frauen nehmen endlich die Braut, streifen ihr die vorbeschriebene Haube über die Binde und führen

sie in die Brautkammer. Was sie daselbst noch weiter mit ihr betreiben, lassen sie keinem Deutschen mit ansehen.“

Lorek verbreitet sich etwas weitschweifig über den Gegenstand. Aus seinen Anführungen geht das folgende hervor.

Bei Verlobungen sah man auf die üblichen Geschenke, die Braut gab dem Bräutigam bei der Verlobung Hals- und Taschentuch, vor der Trauung Hemd, Hose, Strümpfe, Taschentuch, Halstuch, Handschuhe; jedem seiner Verwandten ein Paar Fausthandschuhe, ebenso dem Gutsherrn und seinen Söhnen; seiner Frau und seinen Töchtern ein Paar bunte selbstgewebte Strumpfbänder; des Bräutigams Vater Hemd, Taschentuch, Halstuch und Handschuhe, seiner Mutter vier Ellen schlesische Leinwand als Umhängetuch, den verheirateten Schwestern zwei, den unverheirateten eine Elle, dem Pastor ein Paar Handschuhe; im ganzen etwa 30 Paar Handschuhe. Sie erhielt vom Gutsherrn ein Geldgeschenk, ebenso von des Bräutigams Vater und seinen Söhnen; vom Bräutigam einige Thaler, ein Paar Schuhe und zwei Ellen feine Leinwand.

Dem Brautvater schenkte der Bräutigam eine Pudelmütze, dessen Söhnen einen Hut und ihren Schwestern eine Elle schwarzen Kalamants zu einem Leibchen, die Brautmutter erhielt „des Anstands wegen“ nichts. An diesen Geschenken, namentlich an den Handschuhen, arbeitete das Mädchen schon in der Jugend. Anfänglich mussten Braut und Bräutigam eine Katechismusprüfung ablegen, die später in Wegfall kam. Seit Einführung der deutschen Sprache in Kirche und Schule, d. h. seitdem alle Kaschuben der deutschen Sprache mächtig sind, ist sie auch nicht mehr so nötig als früher, da der Unterricht kaschubisch war. Denn die Predigten fanden ja nie in rein kaschubischer, sondern in schlecht polnischer Sprache statt, die den

Kaschuben immerhin schwer verständlich war, und oft waren weder die Lehrer noch die Pastoren des Polnischen ordentlich mächtig.

Das reichste und bunteste Fest war die Hochzeit, die in jedem Kirchspiel meist nur an gewissen Tagen im Herbst stattfand, so dass ein ganzes Dorffest begangen ward. In Zezenow war es die Zeit kurz vor Martini (11. Nov.), gewöhnlich am Dienstag nach dem 3. Aufgebot. Bekam auch der Bräutigam nicht viel Heiratsgut, so bat er sich doch eine reichliche Hochzeit aus, die tagelang dauerte und den Ertrag langer Arbeit verschlang. Zwei Hochzeitsbitter leiteten das Ganze, einer ladet zum Bräutigam, der andere zur Braut ein. Im schwarzen Festrock, einer Pudelmütze mit Knistergoldplatte, mit dreifarbigier Bandschleife auf der Brust und einem vergoldeten Strauss von Wintergrün, die neuen Fausthandschuhe baumeln lassend, zogen sie mit grossem, rot angestrichenem Stab von Dorf zu Dorf, um in Versen einzuladen. Überall erhalten sie einen Schnaps, so dass sie zuletzt kaum mehr nüchtern sind.

Sind sie nachts zurück, so fahren zwei ähnlich geschmückte Männer mit einem Leiterwagen zur Braut, um die Mitgift zu holen; je geringer sie war, desto grösser der Wagen, desto lustiger die Leute. Nun kommen sie zur Braut, deren Kopfputz mit Goldschaum verziert ist, und die im roten Rock, grünweisser Schürze, mit Schnüren verziertem Leibchen, wie eine Königin einhergeht.

„Es ist 10 Uhr abends. Die Pferde werden in den Stall gezogen, wogegen die Hochzeittrabanten sich hier nicht minder die ganze Nacht gütlich thun. Unter der Zeit schleicht sich loses Volk heran und sucht Rad, Runge, Leiter u. dergl. von dem Wagen zu stehlen. Die beiden immer wackeren Schatzmeister legen ihre Peitschen nicht aus der Hand, stürzen öfters plötzlich zur Thür hinaus,

und jeder, den sie bei ihrem Wagen ertappen, wird für seinen Frevel tüchtig durchgeblaut. Kommt nun der Morgen, so werden endlich Anstalten zur Abreise getroffen. Dieser und jener bringt irgend ein von ihm entwandtes Stück des Brautwagens zurück und spricht: „Zwar habe ich Euch das gestohlen, da Ihr aber eine so weite Reise vorhabt, so soll es Euch hiermit zurückerstattet sein!“ Dafür bekommt er einen Schnaps und kaschubische Pfeffernüsse, die jedoch nur aus kleinen hartgebackenen Würfeln von blossem Roggenmehl bestehen.

Nun werden die Pferde eingespannt und die Schwänze, Mähnen und Zäume derselben mit grünen übergoldeten Sträussen herausgeputzt. Der Brautkasten mit seinem armseligen Inhalt, samt den Brautbetten, werden aufgeladen, die beiden Trabanten besteigen wieder in der vorigen Weise ihre Gäule, die Brautfrauen, die den Brautschatz beschützen, setzen sich auf den Wagen und fort geht es.

Doch hier werde zuvor bemerkt, dass bei den Kaschuben hier am Lebastrome keine Ehefrau zur Hochzeit eingeladen wird und dahin kommen darf. Nun wählen Braut und Bräutigam jedes zwei Ehrenfrauen, Przedanka (Überlieferinnen, von *przedac* = verkaufen, herstammend), die sich auch wirklich durch dies Amt hochgeehrt fühlen und eifrig danach streben. Vor den Hochzeitsmädchen zeichnen sie sich dabei durch das weisse Hängelaken aus. Doch zurück zu unserem Zuge. Dieser geht jetzt in vollem Galopp nach des Bräutigams Wohnung, die gleichwohl nicht so gar schnell erreicht wird, denn unterwegs lauern überall lustige Burschen auf, mit langen Stangen bewaffnet, welche sie hurtig quer über den Weg in einen Strauchzaun stecken, so dass die Pferde stehen bleiben müssen. Doch schon versehen für diesen Fall, haben die beiden Wagenlenker sich von der Braut die Taschen mit Nüssen und einer Branntweinflasche füllen lassen. Sie kaufen sich los, indem

sie für die jubelnden Kinder Nüsse ausstreuen und die Stangenwerfer wiederholt mit der Branntweinflasche erquicken. Nach vielem Geschäker setzt sich der Zug aufs neue in Bewegung, bis abermals eine Wegsperre ihm Stillstand gebietet und so fort bis er endlich das Ziel erreicht.

Hier nehmen die Ehrenfrauen aus dem Brautkasten die Bettlaken und Handtücher hervor, um das Brautbett aufzumachen. Dabei hüten sie sich aber wohl, die Betten mit den Händen aufzuklopfen, weil sonst unfehlbar das künftige Ehepaar sich schlagen würde; vielmehr muss dabei nur alles sanft gestrichen und aufgelockert werden. Sie schliessen den Kasten und die Brautkammer zu, übergeben den Schlüssel von letzterer dem Bräutigam und kehren darauf zu Fuss nach der Wohnung der Braut zurück.

Indes versammeln sich auch die Hochzeitsgäste sowohl im Hause des Bräutigams als in der Wohnung der Braut, je nachdem sie von dem einen oder anderen Teile geladen sind, zum Frühstück. Branntwein und Butterbrot werden im Überfluss genossen. Um die Mittagszeit übernimmt der Stari das Amt eines Vorsängers und stimmt ein polnisches Reiselied an: „In Gottes Namen fahren wir etc.“ Hier nächst nimmt der Bräutigam unter vielen herzlichen Umarmungen und heissen Thränen Abschied von den Eltern, und die Ehrenfrauen teilen Brotschnitte unter die Gäste aus mit der Erinnerung: „Steck' es zu dir, es geht auf die Reise!“ Ein Gleiches geschieht im Hause der Braut.

Dann gehen beide Hochzeitsgesellschaften von hier und dort aus, und so treffen Braut und Bräutigam mit ihrem Gefolge endlich auf dem Kirchhof zusammen. Sobald nun alle diese Paare auf diese Weise vereinigt sind, wird auch der Prediger gerufen. Er tritt vor den Altar, der Küster stimmt an, und nun führt feierlich der Stari

mit vor sich empor gehaltenem rotem Stabe den Zug in die Kirche. Ihm folgen der Bräutigam, dessen nächste Verwandte und Ehrenfrauen und die übrigen Gäste. In gleicher Ordnung naht auch der Stari der Braut mit ihrer Begleitung und so allmählich alle Brautpaare. Samt und sonders gehen sie alle stattlich mit abgemessenen, aber schwankenden Schritten einzeln zum Altar. Jeder legt dem Prediger einen Kupferschilling oder auch wohl Rechenpfennig hin. Die Staris stellen sich in der Eigenschaft als Trauführer mit den Brautpaaren vor den Prediger, hinter sie die Ehrenfrauen; und so vernehmen sie nach beendigtem Gesange die Traurede.“ — Nach der Trauung geht die Braut mit den Jungfrauen um den Altar und kniet nieder, worauf sie der Pfarrer einsegnet. Jede Begleiterin giebt ihm einen Schilling. Von der Kirche geht es ins Gasthaus, nach Lorek in das eines Freundes, der sich dazu bereit erklärt, wo man sich bei Speise und Trank gütlich thut, die Staris fordern dann von jedem Mann einen gleichen Teil zur Bezahlung des Wirtes. Die Braut muss in einer Ecke der Stube sitzen bleiben, wo die Ehrenfrauen sie nicht mehr aus den Augen lassen, noch von ihrer Seite gehen.

Wird es Abend, so geht nun die ganze Versammlung nach dem Hochzeithause; findet es aber verschlossen. Auf geschehenes Anklopfen wird inwendig gefragt: Wer da sei? „Gute Freunde“ antwortet man. „Mit nichten! Wenn ihr nicht Ausländer (Deutsche) seid: so gebt euch kundig.“ Das erste beste Blättchen Papier wird mit toter Kohle bekritzelt und, unter oder über der Hausthüre, durch eine Spalte eingeschoben. Aber nicht zufrieden mit dieser Beiglaubigung fordert und empfängt man mehrere ähnliche Zettel, bis endlich die Pforte sich öffnet. — Alles begiebt sich hierauf in die Stube; nur die Mädchen nicht, die auf der Hausflur zurückbleiben und sich verstecken. Wenn

das Brautpaar und die angesehensten Gäste sich an den für sie zugerichteten Tisch gesetzt haben, geht der Calfactor (Hochzeits-Aufwärter, Calfactor) hinaus, sucht die Mädchen auf und führt jedes einem jungen Menschen zu, indem er zugleich beiden ihre Stelle am Tische anweist. Die vor dem Brautpaar brennenden Lichter dürfen nicht geputzt werden, bis sie von selbst ausgehn, um nicht die Liebesflamme des jungen Ehepaars wegzuputzen, bevor sie im Tode gleichfalls von selbst verlischt.“

Die Hochzeit richtet das Brautpaar oder die Eltern der Braut auf eigne Kosten aus. Auf dem Gastmahl wird nur Bier getrunken. Die Hochzeitsgäste geben Milch, Butter, die Verwandten eine Gans u. dergl. Musik und Tanz fehlt fast immer, aber nie Gesellschaftsspiele. Dann führen die Ehrenfrauen die ziemlich entkleidete Braut und den Bräutigam in die Brautkammer und verschliessen die Thür.

Früh morgens kommen sie wieder, helfen der Braut beim Anziehen und bringen die Brautkammer in Ordnung. Die Gäste finden sich wieder ein, die Männer erhalten Butterbrot und Schnaps, die Frauen Nüsse und geben dafür ein Hochzeitsgeschenk in einigen Groschen. Bis zur Nacht dauert das Essen und Trinken, und am dritten Tage ist nochmals für die Verwandten Fest. Dazu ladet der Ehemann nur die Verwandten ein, Frauen und Männer. Die junge Frau darf die Eltern vor ihrem ersten Kirchgange nicht wieder besuchen oder doch ihre Schwelle nicht betreten. Braucht sie etwas von ihnen, so geht sie bis zum Haus und ruft, bis jemand heraus zu ihr kommt und entledigt sich rasch ihres Anliegens. — Die Vermählungen erstreckten sich ehedem fast nur auf Volksgenossen des selben Dorfes, ganz selten auf Glieder fremder Gemeinden oder gar auf Deutsche.

Viel Ähnliches bieten die Berichte Backes und Hakens

über die Wendischdeutschen in Pommern. Auch die Litaner und Letten haben Verwandtes.

Kindtaufe.

Geburt und Kindtaufe waren mit abergläubischen Gebräuchen gespickt. Neugeborene legte man, damit sie artig wurden, unter die Ofenbank oder auf dieselbe, und darunter eine Bibel. In die Wiege birgt man ein Gesangbuch, dann wird das Kind klug. Tagelöhnerskinder werden unter die Ofenbank gelegt, damit sie später nicht in Hochmut verfallen, „denn dies nützt ihrem Stande später nicht viel.“ Bei Zwillingen wird das Mädchen zuerst getauft, sonst bekommt es einen Bart. Die Mutter soll nicht durchs Fenster steigen, sonst wird das Kind ein Dieb. Die Schwangere darf nicht unnütz Wasser kochen, sonst bekommt das Kind „das Älter“, d. h. es bleibt blass und kränklich. Nach der Taufe begleiteten ehemals die Frauen und Mädchen in ihren weissen Laken die Wöchnerin. Sie kniete an einer Altarstufe nieder, und der Pfarrer legte die Hände auf Mutter und Kind und segnete beide ein. Als Taufnamen wählte man nur alte gebräuchliche. Starb die Mutter im Kindbett, so wurde sie um die Kirche in feierlichem Aufzuge herum getragen und dann erst ins Grab gelegt. Hatte das neugeborene Kind ein Häutchen auf dem Kopfe, so wurde letzteres aufgehoben, getrocknet, verbrannt, zu Pulver gerieben und mit der Muttermilch eingegeben; starb das Kind, bevor es das Pulver genossen hatte, so frass es dem Volksglauben nach im Grabe sein Fleisch und sein Hemde, und bald starben alle Verwandten, bis man der Leiche den Kopf mit einem Kirchen-Totenspaten wegstach. Züge des Vampyrglaubens trifft man noch jetzt an.

Haken berichtet nur weniges über die Taufe: „Bei ihren Taufen und Gevatterschaften ist eben nichts Besonderes zu

sehen. Bei dem Kirchgang bringt die Mutter das Kind, wenn gleich die strengste Kälte wäre, mit nach der Kirche. Der grösste Staat ist, wenn viele Weiber die Wöchnerin um den Altar begleiten, welches in langsamer Prozession geschieht. Sobald die Wöchnerin um den Altar herum ist, kniet sie an der Seite nieder, und der Prediger segnet sie und ihr Kind nach einem gewissen Formular öffentlich ein.“

Dagegen weiss Lorek von alten Taufgebräuchen mancherlei zu erzählen: „Eine Stunde zuvor, ehe der Täufling nach der Kirche getragen wurde, schickte man zwei Staris von ganz anderem Schlage. Es wurden nämlich zwei Knaben von 8—9 Jahren ersucht, die ganze Dorfgemeinde zur Taufe einzuladen. Man deutet leicht, dass sie sich hierzu sehr willig finden liessen; nicht sowohl des Ehrenämthens wegen, als vielmehr, weil es dabei einigen Schnaps oder sonst dergleichen zu verdienen gab. Diese beiden flinken Staris nun stürzten plötzlich in das nächste Haus hinein, stiessen schnell die Stubenthür auf und begannen auf der Schwelle jählings und mit einem Geschrei, als ob sie auf einem Speere steckten, ihre Einladungsrede: Rarara, hohoho, rarara, zostaniein z Bogiem, niemafs wiele czasu (lebt wohl, uns fehlt die Zeit). Mancher wurde durch dies unerwartete Geschrei auf den Tod erschreckt; er sprang auf, um sein Hausrecht zu üben und die ungelegenen Umbitter mit dem Stocke zu bewirten.“ Die Knaben sprangen so von Haus zu Haus und warfen dabei die Holzschuhe in die Luft, um sie wieder aufzufangen. Manche Leute schlossen die Thüren ab, wenn eine Taufe in Sicht war, besonders Deutsche. Dann stimmten die Staris ihr Geschrei vor den Fenstern nur um so lauter an. Deutsche Taufnamen wurden selten gegeben, man blieb bei einigen verbreiteten wie: Kathrina, Stanze, Else, Martin, Michel, Paul. — Die Kaschubinnen nahmen während der Schwangerschaft häufig die Samenkörner des Stechapfels.

„den schwarzen Pfeffer“ und unwissende Hebammen gaben den Schwangeren, Wöchnerinnen und Säuglingen häufig „Goldtropfen“.

Jetzt ist fast nichts davon mehr zu finden. —

Begräbnis.

Die Berichte über die Begräbnisfeierlichkeiten sind sämtlich dürftig. Haken schreibt nur: „Bei Beerdigungen machen ein Totenhemd, bei den Männern eine Schlafmütze, bei den Weibern eine Binde, und vier unbehobelte zusammengenagelte Bretter, die Begräbnisanstalten und ein solches weisses Laken, als die Weiber über den Kopf hängen, die ganze Trauer aus. Dieses Laken tragen sie auch gemeinlich bei Kirchgängen und der Kommunion.“

Lorek gedenkt auch nur im Vorübergehen der Leichenbegängnisse. Die leidtragenden Frauen trugen ein schwarzes Leibchen aus Wolle und Linnen, einen schwarzen Gürtel auf schwarzem Rock; die Trauer im Totenhause artete nach dem Begräbnis bei Schnaps und Speise nicht selten zum Gelage aus. Nur die Klucken bieten zu besonderer Betrachtung Anlass, weil die Schmolsiner Klucken nicht gestatten, dass die Zemminer und Selesener Klucken die Toten auf deren Kirchhof begraben. Sie müssen stundenweit nach Selesen und nach Glowitz. Der Glowitzer Kirchhof galt ja als besonders heilig, besonders wirkte das Ausgraben eines heidnischen Urnenfriedhofs mit zum Ruhme des Ortes, der ja am längsten kaschubischen Gottesdienst gewährte. Und der Kirchberg trägt noch zahllose alte sonderbare Kreuzformen und Grabplatten, die man auf keinem kaschubischen Friedhöfe sonst findet. Man mass den Sarg mit einer Rute aus und machte an einem beliebigen Orte des Glowitzer Gottesackers selbst das Grab danach, die Ruthe zerbrach man und warf sie dem Sarge nach. Die Bank, auf der der Sarg stand, warf man um,

dass der Geist nicht sitzen bleiben könnte. Ein Dutzend Dörfer waren nach Glowitz eingepfarrt, aber auch Fremde bestimmten ihre letzte Ruhestätte auf dem Friedhofe ihres Volkes.

Stirbt ein Kluckner, so hält der Lehrer eine Leichenrede im Trauerhause und begleitet die Leidtragenden bis an die Dorfgrenze. In den Schmolsiner Klucken begräbt er selbst unter Chorgesang und Rede; in den anderen benachrichtigt man die Kantoren der Dörfer, durch deren Gebiet man kommt. Sie begleiten den Sarg mit Chorgesang weiter bis zum Gottesacker. Ein kleines Fest im Krug bei Speise und Trank, ja öfter auch bei Musik, schliesst die Feierlichkeit so wie bei Hochzeiten und Kindtaufen. Dem Toten gab man früher eine Münze und einen Lieblingsgegenstand, so seine Schnapsflasche und Schnupftabaksdose, sein Gesangbuch, ferner Haare von seinen Haustieren, Federn von seinen Hausvögeln mit, damit er im Grabe etwas habe und nichts nachhole. Bienen und Haustiere bekreuzte man, sobald die Leiche das Haus verliess, dass sie zurückblieben. Starb eine Frau im Wochenbett, so ward sie um den Altar getragen.

Arbeitsfeste.

Die übrigen Feste bieten nichts besonderes ausser Schenken und Gasten; so Weihnachten und Geburtstag. Nicht mehr gebräuchlich sind die alten Arbeitsfeste, die sich in alter Kraft noch in Samogitien unter dem Namen Talkos erhalten haben (vgl. die „Talkos der Litauer“ im 73. Bande des Globus 1898, wo diese Talkos ausführlich behandelt sind). Lorek sagt, die Ernte habe an gewissen Orten immer zu gewissen Tagen stattgefunden, die herkömmlich waren und Domnik genannt wurden, weil sie in die Zeit des 4. und 5. August fielen. Man habe sich nicht um das Wetter gekümmert. In der Nacht ward das

Getreide gemäht und sogleich gebunden, so dass oft das Wasser aus den Garben tröpfelte. Auch beim Heuschnitt wählte der Kaschube die Nachtzeit. „Von nah und fern ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen; bewaffnet gehen sie mit ihm abends in die Wiesen, das Todesurteil zu vollstrecken, und unter fröhlichem Jubel währt die Arbeit bis an den hellen Morgen. Hinreichender, ja überflüssiger Vorrat an Branntwein und Bier erhält die Kräfte; trotz der Geschäftigkeit der Zuträger werden die Flaschen und Legel nicht erschöpft. Diese Mähzeit war für den Kaschuben die Zeit des Wohllebens und Genusses. Wenn die Mäher früh nach ihres Genossen Haus kamen, hatte inzwischen die Wirtin eine reichliche Mahlzeit aufgetragen und nicht geknausert mit Würsten, Eiern, Butter, Bier, Branntwein; „damit der Mann und seine Freunde sich für die schwere Arbeit der Nacht erquicken und den ganzen Tag fröhlich mit ihnen verbringen könne“, Durch Hungerleiderei muss nun aber 14 Tage lang wieder eingebracht werden, was auf einmal verschwendet ward.“

Ein solches allgemeines Arbeitsfest findet alljährlich nur noch einmal statt, wenn das Winternetz gezogen worden und der Fang ein glücklicher war.

Sitten und Gebräuche.

Einzelnes ist schon bei den Festen hervorgehoben worden.

Am Weihnachtsheiligenabend zieht der Schimmelreiter herum. Ein Bursche nimmt einen Besen unter den Arm, bindet vorn einen Stiefelknecht, hinten einen Strohwisch daran und nimmt ein Bettuch um. Jenes sollen Kopf und Schwanz des Pferdes darstellen. Ein anderer Bursche macht den Treiber. Man zieht zu befreundeten Familien und klopft ans Fenster. Ruft der Insasse den Schimmelreiter herein, so werden die Kinder mit Zuckerwerk beschenkt. Am

Sylvesterabend streut man Asche an die Obstbäume und bindet Strohseile darum. Um Mitternacht kommen die Geister auf den Kreuzweg zur Offenbarung. Man muss allein und ohne ein Wort zu sagen, zu ihnen reiten, ihre Offenbarung anhören und noch in der Geisterstunde unter Dach und Fach sein. Hat man diese Aufgabe gelöst, so geben sie Geld und Güt. Im anderen Falle brechen sie einem den Hals. An die Haus- und Stallthüren macht man drei grosse schwarze Kreuze, die verweigern den bösen Geistern den Eintritt. Ein Hahnfuss oder Hufeisen sind gleich wirksam.

Zu Mariä Reinigung unterlässt man nie, Haus und Hof mit brennendem Wachholder zu reinigen und zu räuchern.

Osterwasser bleibt das ganze Jahr heilkräftig.

Am Johannistage warfen die Mädchen, wie in Litauen, Kränze in die Bäume; bleiben sie hängen, so bekommt das Mädchen noch selbigen Jahres einen Mann.

Am Andreasabend giesst man Blei, um die Zukunft zu erforschen.

Der Geisterglaube ist noch ziemlich lebhaft und wird von den dort häufig gastenden Zigeunern wach gehalten. Diese handeln mit „Zigeunerpillen“, die für alles Mögliche gut sein sollen.

In den Klucken verkaufen die Leute ungern die Milch, sie meinen, die Kühe geben dann keine mehr. Die innern 12 Nächte sind, wie in ganz Deutschland, so auch am Leba-see, heilig und geheimnisvoll. Die Träume, meint man, treffen sicher im folgenden Jahre ein. Zu Johanni und an anderen Tagen reitet man um Mitternacht auf einen Kreuzweg und dreimal rundum, da kommt Beelzebub, der sagt, wann man zu Haus sein soll; ist man zur Zeit unter Dach und Fach, wird das Pferd stark und kräftig, sonst bleibt es dürr. Wie man in Sachsen am zweiten Weihnachtsfeiertag

„Frische Grüne peitschen“ geht, so in Westpreussen am zweiten, bei den Slowinzen am ersten Osterfeiertage. Die Konfirmanden hängen in den Klucken je einen Strohblumenkranz in der Schulstube auf.

Beschrieene Schweine lässt man durch vier Reifen springen, dann fressen sie wieder.

Die Verwendung des dort überall wachsenden Wachholders ist eine sehr mannigfaltige, besonders räuchert man Ställe und Stuben damit aus; früher trugen die Bräute Wachholderkränze. Jetzt umkränzt man noch die standesamtlichen Aufgebote mit Wachholderkraut und anderen grünen Blättern.

III. Aus der Geschichte und Kulturgeschichte der Kaschubei.

1. Allgemeines.

Die kaschubischen Kirchspiele lagen innerhalb der drei Kreise Stolp, Bütow und Lauenburg, deren Gebiet seit der Völkerwanderung in mehr oder wenigerlosem Zusammenhange mit dem Königreich Polen stand. Seit 1062 herrschte ein eigener polnischer Herzog; durch Erbschaftsteilung zerfiel später Pommern rechts der Oder in das eigentliche Pommern oder Slawien und in Hinterpommern oder Pommerellen. Die Persante bildete die Scheide. Pommerellen im heutigen Sinne, d. h. östlich und südlich der oben erwähnten 3 Kreise, gehörte seit 1290 zu Polen bez. zum Orden und wurde erst 1772 preussisch. Es hat also eine politisch getrennte Geschichte gegenüber Stolp, Bütow und Lauenburg gehabt; deshalb kann auch der gemeinsame Name der Kaschuben heutigen Tages nur gezwungen auf die Slowinzen, Lebakaschuben und die katholischen Slawen Pommerellens angewendet werden, denn früher galt er nur für die Castellanei Belgard und die nächste Umgegend. — Mit Belgard (deutsch Weissenburg) ist aber nicht die pommersche Stadt, sondern das Dorf zwischen Leba und Lauenburg gemeint.

Die pommerschen Herzöge wurden 1180 vom Kaiser Friedrich Barbarossa als deutsche Fürsten belehnt; ihre

Länder hatten ein wechselndes Geschick. Der Kreis Stolp gehörte seit 1257 den pommerellischen Herzögen, 1297 fiel er an Polen, 1308 an Brandenburg, in demselben Jahre kam Pommerellen jenseits der Leba an den Orden. Die Germanisierung ging rasch vorwärts. 1317 erhielt es Wartislaw IV. von Pommern, dessen Söhne es wieder an den Orden verpfändeten. Nach dem Tode des letzten pommerschen Herzogs Bogislaw XIV., oder dem westfälischen Frieden 1648 und dem Ableben des letzten Nebenzweigs der pommerschen Fürsten 1684 kam Stolp zu Brandenburg und blieb immer mit ihm vereint. Der Einfluss Brandenburgs aber hat von 1308 ab nie aufgehört, das Jahr 1520 galt als die Zeit, in der es dauernd an den Hohenzollernnamen geknüpft war.

Bütow und Lauenburg aber, das 1317 der Orden, 1466 Erich II. von Pommern als polnisches Pfand empfangen hatte, nahm Polen 1637 in seinen Besitz, führte die Gegenreformation ein und wandelte die Hauptkirche in eine katholische um, (sie ist es heute noch trotz der evangelischen Bewohnerschaft). Es musste aber 1657 in den Verträgen zu Wehlau und Bromberg beide Kreise an den grossen Kurfürsten als freie Mannslehen abtreten; seitdem blieb es bei den Hohenzollern.

Von diesen 3 Kreisen galt der Stolper immer als Hauptsitz der Kaschuben. Der alte Spruch besteht völlig zu Recht: „Wo kommen die Kaschuben her? Von Stolp. Es sind so viel als Sand am Meer, Karree!“

2. Der Kreis Bütow.

Am wenigsten geeignet zur Erhaltung des Kaschubentums, seiner Lage wegen, war der Kreis Bütow. Er war denn auch der erste, der die selbständigen kaschubischen Predigten aufgab. Noch im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde zu Bütow ein kaschubisches Gesangbuch gedruckt,

und um die Mitte des Jahrhunderts berichtet man, dass noch an allen Orten sehr spärlich Kaschuben anzutreffen seien. Die Nähe Brandenburgs und des germanisierten Pommerns wirkte natürlich bedeutend ein, dagegen konnte der Einfluss Pommerellens deshalb nicht von grosser Tragweite sein, weil jenes katholisch, dieses evangelisch war. Ausserdem griff unter der polnischen Regierung allgemein eine Bevorzugung deutschen Wesens und deutscher Sprache Platz; Danzig, das kaum 100 Jahre in deutschen Händen ist, war längst deutsch. 1856 besuchte Hilferding ganz Bütow. Er, der selbst das völlig deutsche Brenkenhofsthal unter den kaschubischen Orten Stolps aufzählt, kommt zu dem Ergebnis: Es giebt hier niemanden mehr zu germanisieren. Er berichtet: „Am allerehesten wird die slawische Nationalität im Kreise Bütow verlöschen, welcher den südlichen Winkel des östlichen Endpunktes von Pommern einnimmt. Ich habe bereits gesagt, dass sich dort Überreste der slawischen Nationalität noch fast in allen Dörfern erhalten haben. Aber slawisch spricht nur die ältere Generation, und die slawische Nationalität wird mit ihr zugleich aussterben. Das Volk selbst vermag dieses einzusehen. Obgleich den Greisen das Schwinden der nationalen Sprache traurig anzusehen ist, und obgleich sie wissen und davon sprechen, dass die Regierung bei der Ausrottung der dortigen slawischen Sprache stark beteiligt ist, so hört man doch nirgends dagegen murren. Die Germanisation hat im Bütowschen Kreise schon solche Verhältnisse angenommen, dass sich ihr das Volk bereits als einem unabweislichen Verhängnisse unterworfen hat. Eigentlich hat sie ihr Werk daselbst schon vollendet; es giebt niemanden mehr zu germanisieren, und man hat etwa nur noch 20 Jahre zu warten, damit die einigen hundert Greise sterben, die noch nicht Deutsche geworden sind. In der Stadt Bütow selbst verstehen die Bürger kein Wort slawisch. Nur einige Greise

aus dem Handwerkerstande bedienen sich noch der kaschubischen Sprache. Wenn man daselbst jemanden unter 60 Jahren antrifft, welcher kaschubisch spricht, so ist es ein Eingewanderter. In Bütow giebt es eine kleine alte, in der Vorstadt gelegene protestantische Kirche, welche die kaschubische heisst. In ihr hält man für die Kaschuben monatlich einmal kaschubischen Gottesdienst. Der polnische Gottesdienst hat schon vor 20 Jahren aufgehört.

Ein alter Kaschube, den ich in Bütow sah, sagte mir: Starszy płakali i lamentowali, woni beli jesz Kaszeby, że dzeci się muszeli po niemecku uszec, all to nic nie pomogło. Teraz to wszeksi muszemy Niemcami bec, to je zły: starszy nie mogą uczec dzeci, a to je zły. (Die Alten weinten und lamentierten — sie waren noch Kaschuben —, dass sich die Kinder mussten deutsch unterrichten lassen, allein das hat nichts geholfen. Jetzt müssen wir alle Deutsche sein, das ist übel; die Eltern können ihre Kinder nicht lehren und das ist übel.) Und indem er auf seine 60jährige Frau zeigte, fügte er hinzu: Kej wona mała beła, to wona chęć się po Kaszebska uczec, ale woni nie dozwolili, xandz i szkolni. (Als sie klein war, wollte sie kaschubischen Unterricht haben, aber weder der Pastor noch der Lehrer gestatteten das.)

Das bevorstehende Aussterben der slavischen Nationalität im Bütowschen ist mir als ein Faktum erschienen, welches dazu auffordert, sich mit ihr näher bekannt zu machen, und ich habe daher fast alle Dörfer dieses Kreises besucht und mich in jedem erkundigt, ob es da noch Kaschuben gäbe.

Ich teile das, was ich erfahren habe, hier mit:

In den Dörfern, welche von der Stadt Bütow gegen Nordwest liegen, verstehen noch einige Greise kaschubisch in Meddersin (Niedarzyn) und Gramenz (Grzmica); desgleichen in Morgenstern (Mosztorn). In dieser Parochie

verbietet der Pastor seinen Parochianen kaschubisch zu sprechen. In Morgenstern sprechen 20 Personen kaschubisch. Ein Greis in Gramenz sagte zu mir: „Do te sed-melatne wojne tu beła czysta Polska, wszytko beło po Kaszubsku mowa. Krol woddał, žebe sę po Niemecku uczyli, i wszetki dzeci sę uczyli. Me jesz po Kaszubsku w domie wjedno godali, a moje dzeci to jim lecho po Polsku mowa. Po wszetko wyidze, dali to nicht nie bądźtu; to nie bądźte wjedno godone, to sę zabądze; to krol nie chcie miec, wszetko po Niemecku ma bee jedno mowa. (Bis zum siebenjährigen Krieg war hier reines Polen, alles war kaschubisch. Der König befahl, deutsch zu unterrichten, und alle Kinder lernten deutsch. Zu Hause haben wir noch kaschubisch gesprochen, aber meine Kinder sprechen schlecht polnisch. Das wird alles ein Ende nehmen, und es wird kein Kaschube mehr da sein, man wird nicht mehr kaschubisch sprechen, man wird es vergessen; das will der König nicht haben, alles soll deutsch sein, eine einzige Sprache.)“ Hierauf sagte dieser verständige und gesprächige Alte namens Kowalk noch: „Wsądze w Betowskem kraju storszy jesz sa kaszubski, ale ci młodzi sę nie nauczyli. Ale ton Biastoch je uczony i żegnoli po Niemecku, ale tą mową rozumieje. Wdawnych czasach w szkołach jedna piesna beła spiewiona po Polsku, a drugo po Niemecku. Beło zakazone, że starszy nie mieli do dzeci mowie po Kaszubsku, to je za szesec zesąd lat. To krol zakazał. Teroz tu czysto wezdechne ta mowa. (Überall im Bütowschen Lande sind die Alten noch Kaschuben, aber die Jungen haben nicht kaschubisch gelernt. Dieser Biastoch hier ist deutsch unterrichtet und konfirmiert, aber er versteht noch die kaschubische Sprache. Ehemalig wurde in den Schulen ein Lied polnisch und das andere deutsch gesungen. Den Eltern war es verboten, mit den Kindern kaschubisch zu sprechen, das geschah vor sechzig Jahren.

Jetzt stirbt die Sprache vollständig aus.)“ Noch im Jahre 1814 sprachen alle Kinder dortiger Gegend kaschubisch, obgleich der Greis, der 1791 geboren war, sich nicht erinnern konnte, dass man in der Schule anders als deutsch unterrichtet habe. Noch im Jahre 1811 war der Pastor dieser Parochie verpflichtet, polnisch zu predigen; von dieser Zeit an kam der Pastor aus Gross-Tuchen (Wielki Techomia) viermal jährlich hierher, um eine polnische Predigt zu halten. Da er aber 1830 starb, so hat auch dieses aufgehört.

Ich gehe zu den Dörfern östlich und nördlich von Bütow über. In Gross Pomeisken (Pomisk) ist die kaschubische Sprache fast ganz verschwunden, in Klein-Pomeisken wird sie noch von den Erwachsenen gesprochen, die Kinder jedoch kennen sie nicht mehr. „Wu nas a też w Pulszcze, w Jamnil i Parzchowie Kaszubsko mowa zaginię. (Bei uns in Polzen, Jamen und Parchau geht die kaschubische Sprache ein)“, äusserte man dort gegen mich. Der Geistliche in Gross-Pomeisken, den ich bezüglich des Verschwindens der slawischen Nationalität befrug, antwortete mir: „Das erinnere ich mich ganz gut, dass sie von selbst einschließt. Endlich schämte man sich, Kaschube zu sein und kaschubisch zu sprechen. In früherer Zeit aber wurde wegen der Sprache viel Spektakel gemacht, besonders mit den Predigern.“ In den Dörfern dieser Parochie giebt es einige katholische Familien und diese halten fest an ihrer Sprache. Ein dasiger Einwohner sagte in Bezug hierauf: „Koźde, jaki je wiare, tak goda. (Ein Jeder spricht nach seinem Glauben),“ d. h. die Sprache fällt mit der Religion zusammen; die Protestanten bedienen sich der deutschen, die Katholiken aber der kaschubischen.

Nördlich in der Einöde um den Lugowskesee giebt es einige Dörfer, in denen sich auch bei den Protestanten das slawische Element erhalten hat. Es sind dieses

Lupowske, wo noch fast alle Einwohner kaschubisch sprechen, Buchwalde (Bukolt), und Wusowke (Wusowk). Auch hat sich die slawische Sprache unter den alten Leuten einiger Häuser der benachbarten Dörfer im Stolper Kreise erhalten, und zwar in Budow, Jerschkewitz (Wicork) und Kleschnitz.

Im Südosten von Bütow ist nur das Dorf Gröbenzin (Rabacino) zur Hälfte kaschubisch; in Bernsdorf (Hojoscz) und Czarndamerow (Czorna Dąbrowa), Oslaw Damerow (Oslawa Dąbrową), Sonnenwalde (Rog) und Przywoz sprechen nur einige alte Leute kaschubisch.

Endlich von Bütow gegen Westen und Südwesten sind in Damesdorf (Niezaprzewo), Tangen (Tagomie) und Tuchen (Techomie) in jedem etwa 2—3 Familien übrig geblieben, welche noch slawisch sprechen. Ein Kaschube erzählte mir, er habe es von den Älteren gehört, dass man in den Ortschaften des Kreises Rummelsburg (slaw. Miasto) nur slawisch gesprochen habe, wie in Kolziglow (Kolezyglowa) und Versin (Werzno) „ale przyszed cwang i muszeło wszytko Polsko zagubione bec i wszytko po Niemecku bec. Ta Polska mowa muszeła wustac, i dlo tego jen beło zażegnonie po Niemecku (aber hierauf kam der Zwang, und es musste alles Polnische ausgerottet werden und musste alles deutsch sein. Die polnische Sprache musste aufhören und deswegen war die Konfirmation nur deutsch).“ Noch im Jahre 1817 gab es in diesen Dörfern des Kreises Rummelsburg nicht wenig Personen, welche slawisch sprachen.“

3. Kreis Lauenburg.

Die Kreise Lauenburg und Bütow gehörten ehemals der Sprache nach den Lebakaschuben an.

Das Kirchspiel Charbrow mit 600 Einwohnern liegt an der Landstrasse zwischen Lauenburg und Leba, eine

Reihe Dörfer sind eingepfarrt, 1286 schenkt es der letzte pommerellische Herzog Mestwin II. dem Bischof von Cujavien, es gehörte damals zur Castellanei Belgard, deren Schloss 1 Meile südlich davon liegt. Der Herzog nahm es aber 1294 zurück. Er gab es den Edelleuten Stephan und Albert vom Gute Jasko. Im 14. und 15. Jahrhundert gehörte Charbrow dem Orden, um 1500 wird das Kirchspiel Garbora eryähnt, aber bei der Einführung der Reformation war keine Kirche vorhanden. Um 1520 ward eine solche erbaut. Die ersten Prediger waren M. Quandt (1564—72), A. Klock (1573—76), Joh. Koss, Sam. Bonikius (1624—29), J. Benichius (1640), P. Twardoces (1654 bis 1671). Herzog Friedrich von Pommern veranstaltete auch hier am 29. Mai 1571 eine Kirchenvisitation. 1660 wurden die Herren von Somnitz Patrone und verwandelten die Gemeinde nach dem Neubau der Kirche 1669 in eine reformirte Gemeinde. A. Majeswki (1671—90), P. Cassius (1690—1701), J. Quias (1702—61) wirkten als reformirte Geistliche. Heftige Streitigkeiten zwischen der Gemeinde und den Patronen brachen aus. 1692—93 erzwang man sich einen lutherischen Pfarrer, J. Schefferus. Der grosse Kurfürst bestätigte das Recht der Gemeinde, aber erst seit 1736 wurden dauernd lutherische Prediger angestellt. Es wirkten G. Carpol (1736—65), Ad. Carpol (1766—67), J. Behnke (1768—91), Chr. Loschitzki (1791—1814), David Suhle (1816—31), Stanislaus Boryszewski (1832—66) und A. Bechtold (seit 1867).

Nachdem 1637 die pommerschen Herzöge ausgestorben waren, kam Charbrow, wie überhaupt die Lande Bütow und Lauenburg an Polen. Im Frieden zu Wehlau 1657 trat es der Polenkönig Joh. Casimir an den Grossen Kurfürsten als Lehn ab, Kirche und Schule unterstanden aber immer noch dem Bischof von Cujavien. Die Einträge in die Kirchenbücher geschahen, je nach der Nationalität der Ge-

meindeglieder, in deutscher oder in polnischer Sprache. Auch hier war, wie in allen kaschubischen Kirchspielen, die Auswanderung nach Amerika sehr stark.

1766 fand vormittags erst deutscher, dann kaschubischer Gottesdienst statt, 1791 war immer noch die grössere Hälfte kaschubisch. 1803 aber gab es neben 53 deutschen nur 19 kaschubische Konfirmanden. Seit 1814 hielt man noch alle 14 Tage einmal kaschubische Predigt, die 1824 noch von 700 Kaschuben besucht ward. An Klagen über Trunksucht der Gemeindemitglieder fehlt es auch hier nicht. Boryszewski, der anfänglich monatlich noch einmal polnischen Gottesdienst mit Abendmahl abhielt, predigte auch noch nach seiner Emeritierung für seinen jetzt wirkenden Schwiegersohn einigemale kaschubisch. Doch schmolz die Zahl der Kaschuben schnell. 1856 gab es deren noch 200, 1867 nahmen an den zwei Abendmahlfeiern nur noch 38 Personen teil, von denen kaum die Hälfte Polen waren. Damals zählte das Kirchspiel 4125 Einwohner. 1869 gab es nur noch 6—8 alte Kaschuben. Mit dem Tode Boryszewski (1871) erlosch das kaschubische Abendmahl. Das eingepfarrte Dorf Speck hatte schon seit 1802 einen deutschen Lehrer, und 1873 starb der letzte Kaschube des Kirchspiels, der Fischer Schwanck in Babidol am Lebasee. Boryszewski hatte hochpolnisch gepredigt, sein Nachfolger kam in eine völlig deutsche Gemeinde. Mit dem Erstarken des Deutschtums ist eine Besserung der inneren und äusseren Verhältnisse schrittweis sichtbar.

Diese Notizen entstammen zum Teil der trefflichen handschriftlichen Kirchspiel-Chronik des jetzigen Seelsorgers Bechtold.

In Charbrow hatte sich kaschubisches Wesen am längsten innerhalb des Landes Lauenburg erhalten, in anderen Kirchspielen sind fast keine kaschubischen Erinnerungen geblieben, so in Sarbske, Gnewin, Osseken.

Das von Süden und Osten vordringende Polentum hat aber ziemliche Erfolge gehabt. — Im Lauenburger Kreise nennt man die pommerellischen Slawen nur Polacken oder Katholiken, die alten pommerschen Slawen aber Kaschuben.

In Osseken, das 22 Ortschaften umfast, leben bereits 900 Polacken, deren Hauptstz Wierszuzin ist. Da befinden sich 650 Katholiken neben 150 Lutheranern. Auch in den südlichen Kirchspielen Dzinzelitz, Buckowin, Labuhn dringt der polnische Kotholizismus immer mehr von Süden her weiter und weiter nach Norden. Der letzte evangelische Gottesdienst in polnischer Sprache war in Osseken im Jahre 1865. — Hilferding schreibt über Leba, Charbrow und Osseken:

„Weiter gegen Nordosten finden wir Slawen in den drei Parochieen Charbrow, Leba und Ossek. Sie gehören zum Kreise Lauenburg. Auch hier wird von der jüngern Generation die slawische Sprache mit der deutschen vertauscht. In dem am Ausflusse des Leba-Sees gelegenen Städtchen Leba verstehen noch viele aus dem gemeinen Volk kaschubisch, allein sie schämen sich ihrer Sprache und sprechen öffentlich fast nur deutsch.“

Im Jahre 1811 wurde die slawische Sprache im Kreise Lauenburg „gesetzlich untersagt“, wie der Pastor in Ossek erzählte. Diejenigen, welche dort vor dem genannten Jahre konfirmiert wurden, sind noch reine Kaschuben; die übrigen geben schon der deutschen Sprache den Vorzug, und ihre Kinder verstehen die slawische Sprache nicht mehr. In Ossek wird jährlich nur 2—3 mal slawischer Gottesdienst gehalten. Im Jahre 1835 besuchten noch ungefähr 800 Menschen den polnischen Gottesdienst; jetzt giebt es deren nur noch etwa 200, im Kirchspiele Charbrow findet sich ziemlich dieselbe Anzahl, während ihrer im Jahre 1824 noch 700 waren. Im Kirchspiele Jannewitz bekennen sich unter 3200 Seelen nur 24 zur kaschubischen Nationalität.“

Leba hat 2000 Einwohner, hieß früher Lebamünde und erhielt 1357 Lübisches Stadtrecht. Das wendische Lebamünde sank zur Vorstadt herab, Leba aber war eine deutsche Siedlung und erblühte rasch. 1570 zerstörte eine Sturmflut den Ort Lebamünde, nur die hochgelegene Nikolaikirche blieb stehen, ihre Glocken aber sollen in die Tiefe gefallen sein und dem Wanderer aus dem Meere entgegenklingen. 1590 war das Kirchlein so baufällig, dass die Lebaer davon Baumaterial für eine neue entnahmen. Diese brannte 1682 ab. Von der neuen fiel 1761 der Turm ein, der 1765 wieder aufgebaut wurde. Der Finanzrat von Brenkenhof erhielt von Friedrich dem Grossen 1776 den Auftrag, zur Hebung Lebas das Moor zu entwässern. Gentzkow sollte die Anordnungen ausführen und gedachte, den Lebasee zu einem Hafen umzugestalten. Er grub einen 30 m breiten Kanal durch die schmalen Dünen, und schon glaubte Leba, ein goldenes Zeitalter sehen zu können. Da brach eine Sturmflut am 4. März 1779 vom Meer durch den Kanal, verbreiterte ihn um das Doppelte und vernichtete einen Teil der Stadt. Schliesslich war man froh, den Kanal wieder zuschütten zu können. In neuester Zeit schwankte man, ob Kiel oder Leba Kriegshafen werden sollte. Kiel erhielt das Vorrecht, und Leba blieb klein, wird aber nach dem Bau der Eisenbahn Lauenburg — Leba in jeder Weise gewinnen, zumal es seit 50 Jahren als Seebad benutzt wird.

Leba war immer ein deutscher Ort, und wenn in den vierziger Jahren noch alljährlich einmal kaschubisch gepredigt worden ist, so geschah dies sicherlich nur den Czarnowskern zu Gefallen. Das kleine merkwürdige Sand- und Stranddorf Czarnowske wird merkwürdigerweise von Brüggemann gar nicht erwähnt, in den Lebaer Kirchenbüchern taucht der Name 1765 auf. Man redet zuweilen von dem „Lebaer Vorbau“, das kann nur Czarnowske, die Kolonie

von Leba sein. Denn obwohl es eine Meile von der Stadt entfernt liegt, steht es doch unter städtischer Verwaltung. Hier haben sich bis heute noch kaschubische Reste erhalten, der Ort liegt eben zu inselartig. Aber mit den letzten kaschubischen Resten mischen sich bereits schwache polackische Anfänge. Im Verkehr untereinander sprechen die Czarnowsker selten kaschubisch. Bei der Fischerei aber, im Verkehr mit Giesebitzern, Fuchsbergern, Kluckenern erklingt noch hie und da die alte Muttersprache. —

4. Kreis Stolp.

Von Stolp gehören der Sprache nach Garde, Schmolsin und ein Teil des Glowitzer Kirchspiels den Slowinzen, die anderen Kirchspiele den Lebakaschuben.

Grossgarde. Das slowinische Kirhdorf Grossgarde hat seinen Namen zum Unterschied von dem sich im Norden anschliessenden Kleingarde, bedeutet „Burgstädt“ und zählt gegenwärtig 1200 Einwohner. Es liegt am Südostufer des Sees, dem es den Namen gegeben hat. Es ist ein sehr alter Ort und besass schon 1282 eine Stanislaus-Kirche, der Mestwin II. in demselben Jahre die von seinem Vater Swentopluk gemachten Schenkungen unter dem Zeugnis des dortigen Leutpriesters Tesslaus bestätigt. Das Patronat übertrug der Herzog 1284 der Stolpschen Nikolaikirche und dem Kloster Belbuk. 1282—90 wirkte Themo als Pfarrer dasselbst. Als ältestes Dokument ist nach Einführung der Reformation der Visitationsabschied vom 6. August 1590 erhalten. In diesem wird der Pastor Johannes Blasenius, der seit 1570 wirkte, genannt. Er ist „alt und unvermögend“ und hat „dahero sonderlich in der Pest viele Leute versäumet.“ Seinem Patron L. v. Tessen schenkte er 1584 am 15. Sept. eine polnische Übersetzung der Lutherschen Hauspostille mit einer Inschrift, die bezeichnenderweise folgendermassen beginnt:

Hoc est nescire sine Christo omnia scire.

Si Christum discis, satis est, si cetera nescis

Si Christum nescis, nihil est, si caetera discis etc.

Im Abschied wird niedergeschrieben, dass einer allein dem ausgedehnten Kirchspiel nicht vorstehen könne, und ein in beiden Sprachen wohlgeübter Prediger angestellt werden müsse. Auf ihn folgte Paul Staroste, von 1644—69 Christoph Vizichius, 1669—1711 sein Sohn Michael Vizichius welcher als herrischer unliebenswürdiger Mensch geschildert wird, der seinen Leuten die Fische wegnahm, neue Steuern einführte und mit allen in Unfrieden lebte, besonders auch mit den Stojentins und Bandemers und mit seinem Schwiegersohn M. Henning. Dieser war ihm seit 1707 zur Hilfe beigegeben und verwaltete sein Amt bis zu seinem Tode 1719. Er lebte mit seiner Frau in ständigem Uufrieden und war dem Trunke ergeben. Aber er verstand vorzüglich, kaschubisch zu predigen, legte auch 1700 die Kirchenregister an, deren Notizen so recht Hennings Charakter beleuchten. Da heisst es im Totenregister:

1700 den 17. Juni ist H. Stoyentin, NB. mit Tumult in der Kirche und ohne Priesterl. Kirchen-Segen und gewöhnl. Gesang, „Nun lasst uns den Leib“ und über Hals und Kopf weggesteckt und bescharret worden¹⁾. —

1710 den 14. Febr. sind die beyden Kinder H. Joach. Heinrich Stoyentins, die Tochter im 28., und der Sohn im 13. Jahr, welche beyde durch Verwahrlosung in Feuers-Rauch und Schmauch im Backhause, worin sie allein geschlafen, erbärmlich ersticket und umgekommen, in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar beygesetzt worden. —

Dann wirkten die Pastoren D. Gulich (1720—51) und

¹⁾ 1708, den 4. Januar, H. Paul Joach. Bandemer, welchen die Erd in der Fuchsgruft leyder beschüttet, dass er darin am 9. Dez. a. part. hat ersticken müssen.

Paul Starckow (1752—65), nach welchem eine jener kaschubischen Kirchenstreitigkeiten stattfand. Darüber berichtet die Chronik u. A.:

Bei der 1765 eingetretenen Vakanz wurde die gemischte Pfarre dem Tychowschen Prediger Dorsch conferiert unter dem 17. Januar 1700. Derselbe hielt auch zu Iudica d. 16. März 1766 die Gastpredigt. Da die Gemeinde aber gegen ihn protestierte, weil sie seine kaschubische Predigt nicht verstanden, auch böse Gerüchte von ihm gehört, dass er z. B. „die Kinder in der Kirche einsperre, im Examen mit den Köpfen zusammenstosse, den alten Leuten ins Gesicht spucke, wenn sie nich antworten könnten“, und an seiner Stelle den Pfarrer Kummer aus Gross-Nossin wünschte, (doch waren B. von Stojentin, B. v. Janitz und die von Bendemann für Dorsch, welcher eine von Bendemann zur Frau hatte) so wurde 1766 Kummer, des Glogwitzer Pfarrers Schimonski Schwiegersohn, eingeführt.

Unter Kummer (1766—1808) und seinem Sohne A. Theod. Kummer (1808—36) wurde die kaschubische Gemeinde allmählich deutsch. 1772 wurde in der Visitation noch kaschubisch und dann deutsch katechisiert, am 17. Mai 1778 wurden die jungen Leute ermahnt, keinen Widerwillen gegen Erlernung der deutschen Sprache zu bezeugen, indem solche gangbar zu machen, der Kgl. Allergnäd. und wiederholten Verordnung gemäss sei. Am 28. Oktober 1815 aber heisst es bereits im Visitations-Protokoll:

„Die Übungen im Lesen zeigten im Ganzen eine hingängliche Fertigkeit, und in den Schulen, welche von Kindern deutschen Herkommens besucht werden, meist auch eine deutliche und richtige Betonung an. Von den Kindern kaschubischer Herkunft hingegen liess sich ein Gleiches nicht mit Billigkeit erwarten, und man musste sich an der verlangten mechanischen Fertigkeit begnügen. Diese zeigte

sich auch allgemein im Aufschlagen der biblischen Beweisstellen und im Hersagen des auswendig gelernten christlichen Lehrbuchs und der darin enthaltenen Sprüche. Dass auch beide nicht ganz verstandlos erlernt worden, ergab sich aus den katechetischen Wort-Erklärungen, welche verschiedene Lehrer mit mehr oder minder Geschick anzustellen versuchten, wo sich bei manchen Kindern die richtigen Begriffe auf eine erfreuliche Weise entwickelten. Im Memorieren erbaulicher Lieder war auch einiges geschehen. Fast aus den mehresten Schulen mit Ausnahme der ächt kaschubischen, fanden sich einige Schreibschüler vor, deren vorgelegte Übungsbücher besonders in Garde und Gambin Lob und Aufmunterung verdienten. Auch in den Anfängen des Rechnens war hie und da ein Anfang gemacht worden.

Der Unterricht wird bereits in allen Schulen des Kirchspiels ausschliesslich in der deutschen Sprache erteilt“ (1827 hatte der kaschubische Konfirmandenunterricht aufgehört).

Das Kirchdörflein selbst hatte 1784 nur 36 Einwohner, erfreute sich aber zweier Jahrmärkte. In den Berichten jener Zeit wird es immer mit unter den wenigen kaschubischen Kirchspielen genannt. Auf die beiden herrnhutisch gesinnten Kummer folgte 1837—44 der Rationalist Häfner, dessen kaschubische Predigt nicht zu verstehen gewesen sein soll. A. Müller (1845—58) kam bereits in eine deutsche Gemeinde und hielt nur noch einige Male kaschubisches Abendmahl. Zu seiner Zeit besuchte Hilferding die Gegend und berichtet darüber:

„Im Jahre 1827 liess man im Kirchspiele Garden, zu welchem der grösste Teil der erwähnten Fischerdörfer gehört, den Konfirmandenunterricht vermittelst der polnischen Sprache aufhören und schloss sie ganz aus der Schule aus. Demzufolge kann man bemerken, dass diejenigen, welche

vor dem Jahre 1827 confirmirt wurden, noch vollständig slawisch, die später confirmirten aber mehr oder weniger germanisirt sind. Das Volk sieht auch recht gut den ausserordentlichen Einfluss des Schulunterrichts auf die Ausrottung seiner Sprache ein. Eine noch ziemlich junge Slowinzen in Garden sagte: „Bei unsfern Eltern war der Unterricht durchgängig deutsch, die Unterhaltung aber slowinisch. Die Eltern sprechen noch slowinisch, allein die Kinder haben von ihnen nicht slowinisch gelernt. Ich kann noch slowinisch sprechen, das Wort Gottes versteh ich aber nicht slowinisch, da ich darin nicht unterrichtet wurde. Jetzt ist unser alte slowinische Glaube (d. i. der Gottesdienst in slowinischer Sprache) verdrängt, alle Lehrer waren Deutsche, und wir mussten alle Deutsch lernen. Mein Mann versteht gar nicht slowinisch, ich spreche aber gern slowinisch, habe aber niemanden, denn meine Kinder können nicht slowinisch. (U naszich starich nawuka bela wszitka niemecko, a godka slovinsko. Stare jesz maja gadką po slowinsku, ale po tich starich oni ni mają po slowinsku wekle. Ja mogą też po slowinsku gadać ale Boże slowo nie rozumieję po slowensku, nie jem to uczona. Nynia naszo staro slowinsko wiaro zatopili, wszetki nauucziceli beli niemecke, sme muszeli po niemecku weknać. Moj schlop nie rozumeje nic po slowensku a ja roda godaję po slowinsku, a nie mom nikogo; moje dzece nie umeją nic po slowinsku.) In vielen Häusern der Garden-schen Fischer hörte ich ebenfalls das Bedauern darüber aussprechen, dass die Kinder die Sprache ihrer Eltern nicht verstünden, und andrerseits drückte man mir seine Freude darüber aus, wenn slowinisch gesprochen wurde.“

„Eine grosse Unannehmlichkeit besteht zwischen mir und meinen Kindern, weil sie nicht verstehen, was ich sage (Wielka skaza mezi mnu a dzecmi, že oni nie rozumieję co ja powim)“ sprach ein Familievater. „Mac po

kaszubsku, dzeci po niemecku (die Mutter kaschubisch, die Kinder deutsch); — „Dlo dzeci je za žimko, žebe me godali po slowinsku, i szolni toho niechce (Für die Kinder ist es schwierig, wenn wir mit ihnen slowinzisch sprechen, und der Lehrer will es auch nicht).“ — „Redosc mome, ga chto goda z nami po slowensku, možeme się purozumec (Wir haben Freude darüber, wenn jemand mit uns slowinzisch spricht, wir können uns verständigen).“ — „Nasze panowie nie chęć gadac z nami po slowinsku, a ja nie mogą tak wszelko powiedzec pu niemecku; to jem tak uredona, ga mogą po slowinsku gadac (Unsere Herren wollen nicht mit uns slowinzisch sprechen, und ich kann nicht alles deutsch sagen, ich bin so erfreut, wenn ich slowinzisch sprechen kann).“ — Diese Ausdrücke habe ich mir aus den Reden der Einwohner von Garden aufgeschrieben. Sie erzählten auch, wie gross die Freude der Rekruten aus ihrem Orte gewesen wäre, als sie im Jahre 1850 in der Niederlausitz die slawische Sprache hörten und sich in der Muttersprache unterhalten konnten.

Zum Schluss führe ich noch zwei Aussprüche an, welche einen Begriff von dem Verhältnis der deutschen gebildeten Klasse zu der Nationalität der Gardener Slowinzen geben können. Der dasige Pastor Müller sagte zu mir: „Ich kam hierher aus Grosstuchen. Es war mein Schicksal, an zwei Stellen das Polnische zu unterdrücken. Vor mir predigte man alle 6—8 Wochen in Grosstuchen polnisch. Als ich hierher bestimmt war, fragte ich, wie es mit dem Kaschubischen stünde. Da sagte mir der Landespräsident, es solle mit dem Polnischen in Pommern ein Ende gemacht werden: Wir wollen es. Infolge dieser höheren Orts gegebenen Anordnung vertrieb der Pastor nach seiner Ankunft die polnische Sprache sofort aus der Kirche, und giebt sich alle Mühe, das Volk von der kaschubischen Sprache abzubringen.

Noch bemerkenswerter ist der zweite Ausspruch, welchen ich von einem jungen, in demselben Geiste wirkenden Rittergutsbesitzer vernahm. Ich traf ihn im Freien, wo er die Arbeit der Mäher beaufsichtigte. Die Rede kam hierbei auch auf den Zweck meiner Reise. Ich frug ihn: „Sind ihre Arbeiter Deutsche oder Kaschuben?“ Hierauf entgegnete er: „Kaschuben aus den hiesigen Dörfern, allein bei mir sprechen sie deutsch. Als ich auf die Wiesen und in das Feld ging, verbot ich den Leuten, kaschubisch zu sprechen, ich konnte es nicht leiden; es schien mir ein Schnattern!“ Ich bedauere, dass ich mir den Namen dieses Herren nicht aufgeschrieben habe.“

Zuvor sagt Hilferding: „Die slawische Nationalität schwindet auch in den Küstenorten von Ostpommern, in den Dörfern der Slowinzen, Kabatker und Kaschuben. Sowohl hier wie auch im Kreise Bütow wird seitens der Regierung an ihrer Ausrottung gearbeitet, und sie scheut sich hierbei nicht vor den gewaltthätigsten Massregeln, indem sie solche nicht allein mit den dadurch verlangten politischen Vorteilen rechtfertigt, sondern sogar die Germanisation als ihren Beruf ausgiebt. Es versteht sich, dass man an den Centralstellen Berlins jetzt bereits nicht mehr nötig hat, sich mit der Germanisation der schwachen slawischen Überbleibsel am Lebasee zu beschäftigen. Man hat seiner Zeit die Sache eingeleitet und nun geht sie von selbst, Dank dem Eifer der Ortsbeamten, der grössten Teils protestantischen Geistlichkeit und der Lehrer. Wenn die slawische Sprache in den Küstenorten Westpommerns etwas länger existiert als im Kreise Bütow, so ist hieran die Abgeschiedenheit Ursache, in welcher sich hier viele Dörfer befinden, sowie die Abgeschlossenheit des Fischerlebens. Besonders da, wo sich Fischer befinden, und wo die Fischerdörfer mitten in Morästen liegen, hat das slawische Element vielmehr Kraft bewahrt als in den Acker-

bau treibenden Ortschaften und in den leichter zugänglichen Städten.

Am vollständigsten hat es sich erhalten in den Fischerdörfern Garden (Garna, ehedem Gardna), Wittstock (Wysoko), Rotten (Rt) am Gardasee, in Klucken (Kleki oder Kleczyce), Giesebitz (Izbice), Speck (Gac) und Babidol am Lebasee, sowie in den kleinen Ansiedelungen in der Nähe dieser Ortschaften. Dort hat die slavische Sprache namentlich viel Altertümliches an sich, dort finden sich noch viel alte Überlieferungen, und in Garden, Wittstock und in den übrigen Orten dieses abgeschiedenen Winkels nennen sich die Einwohner, wie ich bereits bemerkt habe, noch Slowinzen; in Garden hört man sogar den Ausdruck Slowenci, im Adjektiv: Slovenski. Ich hörte dort z. B. die Worte: Kaszebi e Slovenci, to je gadno (Kaschuben und Slowinzen, das ist egal). Unter den dasigen Fischern finden sich viele, nicht gerade alte Leute, welche gar nicht deutsch verstehen. Allein trotzdem ist die slawische Sprache auch hier im schnellen Abnehmen begriffen.“ —

Unter Franz (1858—76), der die Chronik seines Kirchspiels schrieb, und Übe (1876—86) lebten die letzten slawisch sprechenden Bewohner in Garde. Unter dem jetzigen Pfarrer Görcke verstehen nur noch einige Greise etwas kaschubisch. Das kleine Fischerdorf ist rein deutsch. Auf einem alten slawischen Hügel erhebt sich das Kirchlein, daneben liegt ein alter steinerner, eigenartig geformter Taufstein. Die Umfriedigung bilden grosse, über den Strassen emporragende Feldsteine, und alte Kreuze mit verblichener Schrift ragen hoch hervor. Unten aber am Strande, wo sich die Wellen brechen, liegen felsengrosse erratische Blöcke, deren Kerbe und Risse als Pferde- und Hahnfusspuren gedeutet werden und den Anlass zu uralten Sagen gegeben haben. —

Jenseit des Sees auf der Nehrung, am Ausfluss der

Lupow, liegt das Stranddorf Rowe mit 200 Einwohnern, das mit Wobesde einen Pfarrer besitzt. Rowe wird 1282 zuerst erwähnt. Seine neue Kirche wurde vor 50 Jahren erbaut. Nach der allgemeinen Annahme jener Gegend ist es immer oder wenigstens frühzeitig deutsch gewesen, die Kaschuben seien von Garde hier eingewandert. Auch die Sage weist auf die Abhängigkeit Rowes von Garde hin. Die Kirche soll von Steinen aus Garde erbaut sein, die der Teufel über den See trug; einen Teil liess er fallen, der bildete die Steininsel im Garder See. Ein blutender Stein über der Kirchpforte soll noch an den Teufel erinnern. Eine messingene Taufschüssel, die als Mittelbild die Darstellung des Sündenfalles zeigt, stammt aus dem 16. Jahrhundert. Gustav Adolph soll, der Sage nach, in der Kirche gewesen sein und sich trauen haben lassen. —

Es hatte 1784 26 Familien. —

Wobesde liegt südlich vom See. Die Villa Obesda wird 1281 vom Herzog Mestwin dem Kloster Belbuk zum Bau einer Zweiganstalt bei der Stolper Nicolaikirche angewiesen. Der Ort hat keine kaschubischen Erinnerungen. Das bezeugt auch ein Aktenstück des Wobesde-Rower Pastors auf eine Anfrage der kgl. Regierung zu Köslin vom 8. November 1892 über den Gebrauch der kaschubischen Sprache. Es lautet:

1) In dem Kirchspiel Rowe wird schon seit 1799 gar nicht mehr weder polnisch noch kaschubisch gepredigt.

2) Es giebt in diesem Kirchspiel keine Schulgemeinde mehr, in welcher polnisch oder kaschubisch in den Familien gesprochen wird. Die Kinder verstehen durchaus nur deutsch. In den beiden Aussendörfern Schönwalde und Wobesde versteht kein Mensch kaschubisch oder polnisch, nur in Rowe verstehen Leute über 60 Jahre etwas von dieser Sprache. In den Schulen ist diese Sprache wenigstens schon seit 60 Jahren ausgestorben.

3) Die sämtlichen Schullehrer kennen die kaschubische Sprache nicht.

5) Es gibt keine kaschubischen Schüler, bei allen Kindern ist deutsch die Muttersprache.

7) Die Kaschuben sind meist nur Altsitzer. Die Eltern der Schulkinder können auf die kaschubische Sprache nicht halten, da sie dieselbe selbst nicht verstehen.

P. S. Die kaschubische Sprache ist in dem Kirchspiel Rowe so gut wie ausgestorben und würde sich ohne die Berührung mit dem Gardeschen und Schmolsinschen Kirchspiel vielleicht gar nicht finden. 1846 liess sich der Pastor zur Feldarbeit „Kaschuben aus Garde kommen“. —

Zezenow. Zezenow hat über 500 Einwohner. Das Dorf mit seinem Lachswehr schenkte Herzog Swentopolk (1252—58) von Pommerellen dem Kloster Zuckau, das es 1510 an Ewald von Massow verkaufte. Die Kirche brannte im 30 jährigen Kriege, 1735 und 1814 ab, die jetzige ist vor einigen Jahren für 30 000 Mk. gebaut, nachdem man sie 1867 abgebrochen hatte. Seit 1795 gehört das Rittergut den Herren von Zitzewitz, die es für 120 000 Mk. erwarben. Die älteste Geschichte von Zezenow ist mangels zusammenhängender Nachrichten unbekannt. Beim Kirchenbrand 1735 rettete der Pastor Beyer nicht einmal einen Rock. Beyer war wie Schimanski in Glowitz und Kummer in Garde herrnhutisch gesinnt. Er ganz besonders hat gegen Trunksucht, Unzucht, Unkirchlichkeit geeifert und auf Verinnerlichung des Christentums gedrungen. Aus jenen Zeiten stammen auch die „Frommen“ jener Gegend, wie die Maldininker in Litauen, die sich beide zum Teil von der Landeskirche trennten. — Die Nachfolger Beyers haben es ebensowenig wie dieser an Ermahnungen zu einem nüchternen ernsten Leben fehlen lassen, aber dieselbe Klage dauert bis in dieses Jahrhundert herein: „Als hervorstehendes Laster kann keines namhaft gemacht

werden, obgleich früher im Kriege oft Saufereien vorgekommen sind. Besondere Lustbarkeiten mit mancherlei Ausschweifung bilden jährlich zwei Erntefeste (15./8. 1852).⁴⁴ Erst nach der vollständigen Germanisierung des Ortes ist es anders geworden.

Am 20. Juli 1747 ermahnt der Präpositus anlässlich einer Kirchenvisitation, „dass die Kaschuben, sonderlich die Kinder, sich nach und nach zur deutschen Sprache gewöhnen“. Von Beyer's Nachfolgern Schimanke und Krahts ist nicht viel bekannt, dagegen sind wir trefflich über die Zeiten Lorek's (1806—37) unterrichtet. Lorek hat zwar wenig in den dortigen Kirchenbücher aufgezeichnet, schrieb jedoch jene sachverständige Arbeit über die Kaschuben in Hakens Pommerschen Provinzialblättern. Diese Arbeit schildert aus langjähriger eigener Anschauung ausführlich jenes Völkchen, ist gründlicher als die Berichte der fernerstehenden älteren Autoren Wobeser und Haken und übertrifft an richtiger Auffassung die Hilferding'schen Ausführungen. Da heisst es:

„Man kann leicht denken, dass ein uraltes Volk, welches die väterliche Tracht Jahrhunderte hindurch treu und sorgsam bewahrte, auch in seiner Sprache, Gewohnheiten, Bräuchen und Gemütsart noch viel Auszeichnendes und Eigentümliches in sich bewahrt haben müsse; und zwar in eben dem Masse, als es in der Kultur hinter den deutschen Pommern weit zurückgeblieben. Dies im einzelnen nachzuweisen, soll nun versucht werden.“

Die kaschubische Sprache ist ursprünglich die slawisch-wendische, und in ihrer jetzigen Gestalt eigentlich nur ein besonderer Dialekt der polnischen, von welcher sie sich bloss durch Mundart und Betonung unterscheidet, ohne dass sich gleichwohl, wie man gewöhnlich glaubt, hier ein Verhältnis, wie zwischen der hoch- und plattdeutschen Sprache, annehmen liesse.

Das Volk der Kaschuben, welches als ein besonderer wendischer Stamm seinen Namen von Kaßubitz, Faltenrock, empfangen zu haben scheint, befand sich seit 600 Jahren unter einem äusseren Druck, unter dem es, bei den so sehr mangelhaften Anstalten zu seiner geistigen Ausbildung, bei der grossen Absonderung durch Sprache, Kleidung und Sitten, die zu allen Zeiten zwischen ihm und seinen deutschen Nachbarn stattfand, seiner sonstigen guten Gemütskräfte und mancher körperlichen Vorzüge ohngeachtet, dennoch roh und ungesittet bleiben musste. In diesem Zustande konnte auch seine Sprache nur ein ähnliches Gepräge annehmen und beibehalten. Wirklich auch umfasste ihr Wörterschatz nur die Gegenstände und Bedürfnisse des gemeinen Lebens. Für alles, was Kunst und Gewerbe, Wissenschaft und Religion betrifft, muss sie ihre Zuflucht zur polnischen oder deutschen¹⁾ Sprache nehmen. Dadurch ist die Sprache des Kassuben eine arg verdorbene, verstümmelte und nur ihm allein brauchbare geworden, die auch dem echten Polen oft ganz unverständlich wird²⁾.

Am schlimmsten freilich sieht es hiermit in Religionssachen aus. Der Kaschube lernt den in reiner polnischer

¹⁾ „Den Beweis hierfür liefert auch der bei weitem grössere Teil der oben angeführten, die Kleidung bezeichnenden Wörter, die aus dem Plattdeutschen entlehnt sind.“ Sollte man aber nicht auch eben hieraus folgern dürfen, dass auch die Trachten der Kaschuben nicht echt national seien, sondern irgend einst, zugleich mit den Benennungen, von ihren deutschen Landsleuten angenommen worden?“

²⁾ „Ref., der doch auch der polnischen Sprache völlig gewachsen zu sein glaubt, kann versichern, dass, als er unter den Kaschuben zuerst auftrat, er schier eine ihm ganz fremde Sprache zu hören glaubte, oft kaum das dritte oder vierte Wort dieser Leute verstand, und viele Aufmerksamkeit und Überlegung anwenden musste, um dem Dialekt und dem Gemisch von deutschen Wörtern, welche kaschubische Endigungen und Formationen erhalten, auf die Spur zu kommen.“

Sprache abgefassten dickleibigen und breitschichtigen, rein dogmatischen Katechismus, liest in der polnischen Bibel, singt in der Kirche aus dem echt polnischen Gesangbuche, aber er versteht hier unzählige Wörter und Ausdrücke nicht. Er hört sonntäglich eine polnische Predigt an: aber er kann den Sinn und Zusammenhang derselben schon der Sprache wegen nicht fassen. Ist er ehrlich, so gesteht er (was jedoch aus falscher Scham wohl selten genug geschieht), „dass er“ — wie er sich ausdrückt — „die Predigt nicht in einen Haufen bringen könne.“ Hat er das Unglück, einen Prediger zu bekommen, der, um ein solches Amt bekleiden zu können, von der polnischen Sprache nur etwas in der Geschwindigkeit erlernt hat, so wird das Übel ärger und er muss vollends verwildern.

Daher ist nun im allgemeinen die Religionserkenntnis des Kaschuben sehr dürftig und er bleibt nur beim Äussernen stehen. In Ansehung der Gottesverehrung ist er überhaupt dem Anschein nach schwärmerisch. Er verrichtet sein Gebet in der Kirche immer knieend; alles geschieht aber mechanisch und ohne innere Herzenserhebung. In den elenden, mit noch elenderen kaschubischen Lehrern besetzten Schulen lernte er bisher nichts mehr, als den angeführten Katechismus und kauderwälsch lesen; und ein grosser Teil seiner Brüder sogar auch dies nicht. Aus vielen zusammen-treffenden Ursachen war es bisher unmöglich, ihm die reine polnische Schriftsprache zu lehren: dagegen es nunmehr um vieles leichter werden dürfte, ihm die deutsche Sprache beizubringen, da Deutschredende sich immer häufiger in den kaschubischen Ortschaften finden lassen und bereits alle Kinder diese Sprache durch den Umgang mit deutschen Kindern und Erwachsenen aufgefasst haben. Das Licht, welches endlich (Gott sei Dank) auch über unseren pommerschen und kaschubischen Schulen auf-

gegangen, wird auch das kaschubische Volk erleuchten¹⁾, wenn es auch seinen Kindern gern die Augen vor demselben zuschliessen möchte, weil es sein und dieser Kinder Bestes nicht einzusehen vermag, sondern in diesem allen nur den Untergang seiner Eigentümlichkeit und seiner Sprache (die ihm die beste in der Welt dünkt) erblickt.

In der That verachtet der Kaschube alles, was deutsch ist und heisst. Selten sogar antwortet er einem „Pomerening“ (wie er den Deutsch-Pommer verächtlich nennt) auf eine an ihm gerichtete Frage, auch wenn er denselben wohl verstanden hat und ihm deutsch antworten könnte²⁾.

Neben dem echt polnischen und plattdeutschen Wörtergemisch, woraus die kaschubische Sprache zusammengesetzt ist, bewahrt sie aber auch noch eine Menge eigentümlicher, uralt-wendischer Wörter im gemeinen Leben, die kein Pole versteht, die sich jedoch bereits immer mehr verlieren. —

Die gemeine Volkssprache ist sehr gedehnt; und wenn sie nicht schnell gesprochen wird, klingt sie in ihrer Eintönigkeit widrig singend. Bei Wörtern von drei Silben wird der Ton stets auf die erste gesetzt; wodurch denn die Sprache mehrenteils etwas Hüpfendes erhält. Die Weiber reden nicht, sondern sie schreien und werden dadurch unausstehlich. Man glaubt ein ewiges ereifertes Gezänk zu hören.

Die niedrige Stufe der Geistesbildung, auf welcher der Kaschube hier am Leba-Strome und weiter westwärts steht, verrät sich auch dadurch, dass er weder eigentümliche

¹⁾ „Möchten nur anderweitig Bequemlichkeit, kleinliche Rücksichten, Menschengefalligkeit und Menschenfurcht die gute Sache nicht zu lange aufhalten und im allgemeinen hindern!“

²⁾ „Reisende, die ihn um den rechten Weg befragen, werden daher auch nur selten von ihm gehörig beschieden. Nur gegen den Reiz einer ihm dargebotenen Prise Schnupftabak weiss er sich schwer zu verhärten und wird dann gewöhnlich milde und gesprächig.“

Sprichwörter, noch Volkslieder hat. Daher hört man ihn auch nie dergleichen singen. Stumm, freudenleer und gedankenlos bewegt er sich durchs Leben. Selten sogar fordert ihn, ausserhalb der Kirche, ein inneres religiöses Gefühl zum Gesange geistlicher Lieder auf: denn auch diese hört man nicht leicht von ihm. Höchstens stimmen die Mägde, wenn sie des Abends vom Heuharken heimkehren, ein solches einförmig tönendes geistliches Lied an, das aber auch mit der Erntezeit flugs wieder verstummt.

Die Gemütsart ist, wie sein bisheriger Stand war, sklavisch. Er weiss wenig oder gar nichts von Höflichkeit, Anstand und Schicklichkeit und nennt jeden ohne Unterschied Du oder höchstens Er; -- für unser Sie hat er nicht Wort und Begriff. Dies möchte sein; aber schlimmer ist, dass man hinzusetzen muss, ihm wohne auch wenig oder gar kein Gefühl der Dankbarkeit, Erkenntlichkeit und Gefälligkeit bei. Bei alledem aber liegt eine unstattbare Übertreibung in der vulgären Behauptung, dass man ihn nur durch den Knüttel in der Hand oder durch ein Glas Branntwein zu einem verlangten Dienst willig machen könne; wiewohl nicht geleugnet werden kann, dass er nicht leicht aus reinem Wohlwollen, und ohne Belohnung einen Schritt zu thun geneigt sei. Was er zu leisten und zu entrichten hat, thut er mit Unwillen und sucht es zu verkümmern und so schlecht einzurichten, als es nur immer gehen will.

Er ist geldgierig und habsgütig; darum thut er sich in der Regel nur wenig zugut; den Branntwein ausgenommen, so oft er die Stadt besucht. Selbst sein Brot bereitet er so schlecht, dass nur er allein es hinunterbringen und vertragen kann. Er nimmt dazu den schlechtesten Roggen, mit der grösseren Hälfte Gerste vermischt, oder auch nur diese allein, die er zuvor dörrt und samt allen Hülsen und Stachel-Granen vermahlt; worauf sodann

dies Mehl mit rohen, geriebenen Kartoffeln verbacken wird. Dies Brot, einem schwarzen Torfe ähnlich, ist denn nun freilich auch so erbärmlich, dass jedes deutsche Volk es verschmäht; ihm hingegen verschafft es Zähne gleich einem Elfenbein, aber auch häufige Magenkrämpfe und nicht selten tödliche Krankheiten. Viele indessen bleiben dabei gesund und erreichen ein hohes Alter; und über den anscheinenden Vorteil, durch ein solches Ersparnis mehreren Roggen für den Verkauf zu gewinnen, wird gerne jeder anderweitige Nachteil verschmerzt.

Unreinlichkeit in Schmutz und Wäsche, Kleidung und Wohnung ist bei dem Kaschuben im höchsten Grade zu Hause. List und Ränke, Betrug und Falschheit verschmäht er nicht, wenn er irgend etwas damit gewinnen kann. Der Hang zum Diebstahl erstreckt sich bei ihm zwar mehrenteils nur auf Feuerholz und Obst (dessen heimliche Bemächtigung, nach einem allgemein bei ihm gültigen Grundsatz, in seinen Augen als kein Unrecht gilt), aber er verschmäht auch andre Dinge nicht, wenn sie ihm in den Wurf kommen.

Tücke und Trotz, gemeinschaftlich angezettelte und auch so ausgeführte böse Entwürfe sind ebenfalls keine ungewöhnlichen Erscheinungen; besonders wenn sie anderweitig heimlich angefacht werden. Da überdem die Weiber durchgehends das Regiment führen, so sind diese gewöhnlich auch die Anführer bei tumultuarischen Widersetzlichkeiten, weil sie, bei erfolgender Bestrafung leichter übersehen zu werden glauben. Bei hungrigem Magen ist der Kaschube kriechend; aber übermütig, wenn er irgendmehr besitzt als er notdürftig gebraucht. Ohne Widerstand ist er ein Löwe; wo aber der rechte Ernst eintritt, zeigt er sich als den ärgsten Feigling; er müsste denn vom Branntwein enthusiastisiert sein. Dies Übermass von schlimmen Eigenschaften ward nun freilich wohl bei diesem Völkchen

ebenso sehr durch mangelhafte religiöse und geistige Bildung, als durch die äussere Lage und die ungünstigen Umstände, in welchen es so lange lebte, sowie durch die Art, wie es bisher häufig behandelt worden, herbeigeführt. Oft wohnen hier z. B. in dem Raum einer engen Bauerstube 15—22 Menschen beisammen. Hier Zucht, Ordnung und Reinlichkeit zu erhalten und das Gegenteil zu verhüten, möchte wohl für jeden anderen, wie viel mehr für den rohen und stumpfsinnigen Kaschuben, eine zu schwere Aufgabe sein. Von Jugend auf an keinen bessern Anblick gewöhnt, fällt ihm Schmutz und Unsauberkeit gar nicht mehr auf und wird ihm auch nicht lästig. So bleibt denn auch ihr Gefolge — Schmutz in Denk-, Sinnes- und Handlungswise nicht aus. Wie könnte auch in diesem Menschengedränge irgend ein ordentliches, nützliches Geschäft vorgenommen werden? Faules Geschwätz, Thorheiten, Unanständigkeiten u. s. w. füllen hier die langen Winterabende; und treulich arbeitet man gegenseitig seinem moralischen Verderbnis in die Hände.

Härte, unwürdige Begegnung, Misshandlungen bringen unausbleiblich Tücke, Trotz und Niederträchtigkeit hervor. Ferne sei es, zu denken, dass die Zahl der harten und wunderlichen Herren, unter welchen die Kassuben gestanden, von jeher die grösste gewesen sei! Zu ihrer Ehre vielmehr darf man eine entschiedene Mehrheit der gütigen und gelinden unter ihnen mit Sicherheit annehmen. Bleibe demnach jene Schattenseite hier unbeachtet, und werde diese Lichtseite um so freudiger wahrgenommen! Wer fühlt sich nicht erwärmt von Achtung und Wertschätzung gegen einen Mann, der nicht bloss Herr, sondern auch sorgsamer Vater seiner Unterthanen war und es noch gegen seine Dorfeinwohner ist? Aber eine einst übel gewählte und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeföhrte Sitte konnte wahrlich keinen erwünschten Einfluss auf den

Charakter des Volkes äussern. Musste der Mensch nicht, als solcher, seinen Wert und seine Würde erkennen lernen und nach und nach jedes bessere Gefühl und Selbstachtung verlieren, wenn z. B. zur Michaeliszeit, wo der Dienst des Gesindes beim Bauer zu wechseln pflegte, alle Knechte und Mägde eines Dorfes, sowie die erwachsenen Söhne und Töchter der Bauern selbst, auf den Herrenhof befehligt, die unwilligen und zögernden aber auch wohl hingetrieben würden? wenn nun der Gutsherr auf den Hofplatz hinaustrat und, nach Willkür, jeden einzelnen anwies, wo und bei wem er das nächste Jahr dienen solle? Wenn gegen ein solches Machtgebot keine, noch so gegründete, Wiederrede galt? Wenn der Vater Sohn oder Tochter, deren Dienst er selbst bedurfte, einem andern nach seines Gebieters Laune, abtreten musste?

Allerdings besass der Herr die Befugniss zu diesem Verfahren: allein welcher stille Beobachter konnte sich erwehren, an den Sklaven-Markt in Amerika zu denken, mit dem das, was hier vorging, manche Ähnlichkeit hatte? Dass der nämliche Zweck auf eine andre, weniger nachteilige Weise hätte erreicht werden können, würde leicht zu zeigen sein. Man beklage daher mehr das widerwärtige Schicksal, das solange über den Kassuben waltete, als dass man ein strenges Urteil über sie ausspricht! Wer hingegen wollte hier nicht Heil und Segen erflehen über den Besten der Könige, welcher der Menschheit ihre natürlichen Rechte wiedergab? Ruhm und Preis dem Menschenfreunde auf dem Königsthrone!

Aus lauter bösen Eigenschaften besteht aber der Kaschube gleichwohl nicht. Er ist kein so durchaus verdorbener und moralisch erkrankter Mensch, dass man an seinem Aufkommen verzweifeln müsste. Was in unserm Staate, im Sinne hoher Humanität bereits geschehen ist und noch geschehen wird, das wird auch ihn aus seinem

Staube erheben. Innere Kraft zum Aufstehen besitzt er; nur der Hebel fehlte ihm solange, der ihm jetzt zubereitet wird. Hat seine Hand ihn erst erfasst (denn er ist gewandter Natur), so bedarf es nur einer kurzen Übung; und er wird sich mit Kraft emporrichten! Das möge nun auch durch Herzählung seiner guten Eigenschaften dargehan werden.

Das kaschubische Volk ist unter sich friedfertig und verträglich; selten fallen Zwistigkeiten oder heftiger Streit unter ihnen vor. Man hört höchstens einmal ein paar Weiber sich öffentlich zanken; das wird aber auch bald vergessen und vergeben. Ehescheidungen sind unter ihnen etwas Unerhörtes; Uneinigkeit in der Ehe kommt nur sparsam vor. Oft wohnen, wie schon gesagt, 20 und mehr Personen, verschiedener Eltern Kinder, beisammen, und alles lebt in friedlicher Ruhe miteinander. Zu den Ihrigen, besonders zu ihren Kindern, haben sie grosse Liebe. In Krankheiten verwenden sie für ihre Angehörigen auch den letzten Heller; — freilich auch hier, wie gewöhnlich, in der verkehrtesten Weise, an Quacksalber, Doktorweiber und dergl.

Sie sind leicht zu lenken, wenn man ihnen nur etwas nachgiebt, ihre Vorurteile schont und sie freundlich behandelt. Sie gewinnen sogar Vertrauen, sobald man ihnen nur anhaltende Geduld schenkt und sich ihnen nicht mit Härte und Ungestüm widersetzt. Mit Unrecht wirft man ihnen absolute Dummheit vor. Roh und unwissend sind sie zwar, und kindisch, wo es auf Umsicht und Überlegung im Benehmen ankommt: aber Stupidität und Unfähigkeit ist ihnen nicht so allgemein und wesentlich eigen, als man gewöhnlich glaubt. Der Wende besitzt freilich die feineren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche nicht, die wir bei dem gebildeteren Pommer oder bei seinem Gutsherrn finden; und noch weniger ist er im Besitz

falscher, studierter Höflichkeitsformeln: allein es fehlt ihm darum nicht an schlichtem und gesunden Menschenverstände, woran er ja zuweilen seinen Prediger und Edelmann übertrifft. Den kraftvollen Körper bewohnt oft eine kräftige Seele.

Die Schuljugend ist nichts weniger als stumpf; sie fasst mit Leichtigkeit, lernt bald aus dem Einen auf das Andere schliessen und es richtig anwenden, wenn sie nur Lehrer hat, die dazu geeignet sind, ihre Seelenkräfte zu wecken. Hier am Lebastrome (denn hier hat man vorzüglich den Kaschuben im Auge) ist durch die bessernde Hand, die an das tief im Argen liegende Schulwesen gelegt worden, in kurzer Zeit viel Erfreuliches zum Vorschein gekommen, als man früher sich kaum zu erwarten getraut hatte¹⁾.

Auch unter den Erwachsenen giebt es nicht selten geschickte Arbeiter, Uhrmacher, Drechsler, Schnitzer, Böttcher u. s. w. — wahre Tausendkünstler, die diese Handwerke nie gelernt, sie nur den Meistern mit reger Lust abgesehen, oder durch genauere Betrachtung und Zerlegung eines gefertigten Kunstwerks sich zum Versuch der Nachbildung ermutigt haben. Und das verrichten sie mehrenteils mit einem einfachen Messer und den simpelsten Instrumenten, und oft so geschickt und sinnreich, dass man Mühe hat, es für das Werk des Kaschuben zu

¹⁾ Dankbare Hochachtung werde hier öffentlich den beiden Gutsherrschaften des Zezenowschen Kirchspiels gezollt, dass sie, überzeugt, wie notwendig es in unsren Zeitumständen sei, dass auch der Kaschube, der nicht mehr mit Härte, sondern durch Vernunft gelenkt werden soll, dieselbe auch zu gebrauchen gelehrt werden müsse, sich haben bereitwillig finden lassen, ihre Patronat-Schulen zweckmässig und mit beträchtlichem Kostenaufwand einzurichten und zu erweitern und zu Anschaffung des erforderlichen Lehr-Apparats kräftig mit zu wirken. Lorek.

halten, den man vor sich sieht. — Wir würden jetzt bei uns auf dem platten Lande nicht so viele geschickte Arbeiter und Handwerker entbehren müssen, wenn es dem cassubischen Unterthan frei gestanden hätte, ein Handwerk, wozu er vielleicht einen besonderen Trieb in sich fühlte, zu erlernen.

Hierzu aber ward ihm vormals gewöhnlich die Erlaubnis versagt, um nicht an ihm einen Scharwerker einzubüsssen; oder es ward ihm nur gegen ein gezahltes Lösegeld bewilligt, oder ihm die Bedingung auferlegt, für immer und ausschliesslich nur zum Vorteil seines Herrn zu arbeiten. Natürlich musste das jede aufkeimende Lust in ihm ersticken.

Was liesse sich nicht von diesen Menschen erwarten, wenn die Schule, der sie bisher wenig oder gar nichts verdankten, sie Denken, Rechnen, Schreiben und etwas Zeichnen gelehrt haben wird? — wenn ihnen die Fesseln abgenommen sein werden, die bisher den freien Aufflug ihrer Thätigkeit hemmten? — wenn sie Herren ihrer Zeit und ihrer Wohnung geworden? Denn wenn ihnen schon jetzt, da sie kaum von der Hoffnung zur Selbständigkeit und unabhängigem Eigentumsbesitz belebt worden, bessere Beispiele, Lust und Mut zur Nachahmung zu machen anfangen, dass sie z. B. regelmässige Obstgärten anlegen, sich die Verfahrungsart beim Pfropfen und Kopulieren anzueignen suchen, ihre Wohn- und Wirtschaftsgebäude erweitern und bequemer und gefälliger einrichten: was für ein freundlicheres Ansehen werden nach fünfzig Jahren auch die kaschubischen Dörfer gewinnen, sobald ihre Bewohner in der Überzeugung handeln, dass sie Fleiss, Mühe und Anstrengung zu ihrem eigenen und ihrer Kinder Nutzen verwenden!

Denn thätig, arbeitsam und ausharrend ist der kaschubische Bauer, wo es auf seinen Vorteil ankommt. Dass

nicht mehrere Männer anderweitige Erwerbszweige ergrifffen, die Weiber und ihre Töchter nicht selbst ihre Leinwand weben und sich diese Fertigkeit erwerben, wodurch viel erspart und auch mancher Groschen gewonnen würde, liegt nicht bloss und allein an der Faulheit und Unfähigkeit zu solcherlei Beschäftigungen, sondern grösstenteils an den beengten Wohnungen, die mit Menschen der gestalt überfüllt sind, dass niemand Raum zu irgend einer Vorteil bringenden häuslichen Verrichtung behält, sowie an den bisherigen Hindernissen des freien Gebrauchs von Zeit und Kräften.

Bei dem bisherigen so unsicheren Besitz des Bauernguts entstand Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, und — als unausbleibliche Folge derselben — Unordnung in der Feldwirtschaft, die um so weiter um sich griff, je weniger man darauf bedacht war, ihr zu steuern. Wenn z. B. Gräben auf Wiesen und Viehweiden seit 100 Jahren nicht aufgeräumt wurden, niemand auf die Erhaltung und Besserung der Dämme Bedacht nahm, und solchergestalt die Wiesen, zum Verderb von Gras und Heu, durch Überschwemmungen litten, die Weiden unzugänglich wurden und versumpften, das Weidevieh täglich darin versank und beim Herausziehen der Misshandlung und Verstümmelung ausgesetzt war u. s. w., so lag das freilich fast immer an dem erangelnden Gemeinsinn der Einzelnen, sowie an der mangelnden Aufsicht und Leitung des sorglosen Volks. Ein guter Rat zur rechten Zeit, die Ansetzung eines tüchtigen Dorfeschulzen und, wo es Gefahr im Verzuge gab, ein ernster Befehl würde fast immer jenes Zurückkommen im Wohlstande aller, wie des einzelnen abgewehrt oder verhütet haben. Warum ist man doch gegen das Gemeinbeste nur zu oft so gleichgültig, sobald man selbst keinen Vorteil zu hoffen oder keinen Verlust zu fürchten hat! Es scheint ja nur billig, dass wir für den, der seine Zeit

und Kräfte — oft Gesundheit für uns aufopfern muss, auch unser höheres Mass von Einsichten verwenden, dem Blinden unser Auge leihen, den Unmündigen beraten und ihn nicht dem Zufall oder wohl gar dem voraus zu sehenden Verderben preisgeben.“

Loreks Nachfolger war E. G. A. Ziegler (1837—84), ein hervorragender Mensch, dessen Thätigkeit und dessen Anregungen das Grab überdauerten. Regelmässige Visitationenprotokolle geben ein Bild seiner Wirksamkeit. Seine vorgesetzte Behörde war nicht immer mit seiner Predigtweise einverstanden, man warf ihm Sentimentalität und Schöngeisterei vor und vermisste kräftigere, gründlichere, dem evangelischen Grund und Boden angehörige Behandlung des Textes. Wiederholtes Lob von seinen Vorgesetzten verhinderte neuen Tadel nicht. Um Garten und Feld kümmerte er sich nur nebensächlich, offen geiselte er die Missstände einzelner Gemeindemitglieder, hatte auch ein offenes Wort gegen die hohen Patrone, war aber trotz alledem sehr beliebt. Die Chronik sagt, Kirche und Schule verdankten ihm viel, er sei ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit gewesen, er habe viele Anfechtungen erfahren müssen und sei daraus doch stets als Sieger hervorgegangen. 27 Jahre alt, trat er sein Amt an und starb inmitten seiner Gemeinde am 29. Dezember 1886, nachdem er zwei Jahre den Ruhestand genossen hatte.

Unter ihm wurde die kaschubische Gemeinde zu einer rein deutschen, wie das Kommunikantenverzeichnis ausweist:

1842:	493	Deutsche	und	151	Kaschuben
1845:	603	"	"	174	"
1846:	667	"	"	191	"
1847:	624	"	"	169	"
1848:	615	"	"	159	"
1852:	655	"	"	101	"
1857:	752	"	"	79	"

1858:	671	Deutsche	und	65	Kaschuben
1859:	814	"	"	53	"
1861:	789	"	"	39	"
1873:	719	"	"	13	"
1874:	760	"	"	13	"
1875:	721	"	"	11 ¹⁾	"
1876:	682	"	"	14 ¹⁾	"
1877:	849	"	"	—	"

1842 wurde allsonntäglich deutscher und allvierzehntägig kaschubischer Gottesdienst gehalten und bei beiden die neue Agende streng befolgt. Die Deutschen gebrauchen das Porstsche, die Kaschuben das Königsberger polnische Gesangbuch. Die Visitation lobt den Pastor. In Abwesenheitsfällen wird aus Dinter's Predigten für die Landgemeinden vorgelesen. Kirchliche Katechisation fand nur an den Sonntagen mit nur deutschem Gottesdienste statt. 1859 wird nur noch alle 3 Wochen kaschubisch gepredigt und alle Vierteljahre kaschubisch kommuniziert; deutsch noch einmal so oft. Besondere Rüge gilt den jährlichen zwei Erntefesten und ihren „besonderen Lustbarkeiten mit mancherlei Ausschweifung“. 1855 lässt der Schulbesuch im Sommer immer noch viel zu wünschen übrig, 1858 giebt „die grosse Krugswirtschaft am Kirchorte wegen ihres oft genug bösen Beispiels zu Klagen“ Anlass. „Der Schaden wird nur dadurch gehoben, dass der Branntweinschank in ihr abgeschafft wird, wozu sich die betreffenden Herrschaften um ihrer selbst willen werden entschliessen müssen.“ Elf Jahre später ist „das kirchliche Leben rege, das sittliche weniger, die Gemeinde ist wenig folgsam gegen den Geistlichen. und mit der Keuschheit und Sittsamkeit unter dem jungen Volke steht es schlecht. Ende der 40er Jahre wandern viele Einwohner nach Amerika aus; ihr Seel-

¹⁾ Jährlich war zweimal kaschubische Kommunion, daran beteiligten sich die Familien Stephan, Gawer, Peth, Pioter, Knoop.

sorger in Rochester (und Chicago) unternahm vor einigen Jahren eine besondere Reise ins Kaschubienland, um die Heimat seiner Gemeindemitglieder kennen zu lernen. 1834 hatte der Lehrer Kopelke noch viele Schulkinder, die zu Hause nur kaschubisch sprachen, 1876 fand der letzte kaschubische Gottesdienst statt, kurz darauf hielt Ziegler in Zezenow mit 50 Kommunikanten nochmals in Glowitz kaschubisches Abendmahl; die wenigen alten Kaschubinnen sind ausgestorben, und heute können kaum noch ein paar Greisinnen einige kaschubische Worte, wissen aber sehr wohl zu erzählen, wie sie in grossen weissen Laken zum Abendmahl gingen.

Seinen Ruhm verdankt Ziegler seiner kaschubischen Predigt. Noch jetzt erzählen die Lebakaschuben, er sei der einzige gewesen, der wirklich verständlich kaschubisch gepredigt habe, man habe die Predigten seiner benachbarten Amtsgenossen nicht fassen können. Ziegler musste denn auch seine Predigten seinen Kollegen geben, die sie vorlasen. Es ist uns ein Teil dieser Predigten erhalten geblieben. 21 Stück befinden sich im Zezenower Pfarrarchiv; in Glowitz ist auch etwas von ihm erhalten. Die Predigten sind kurz und bündig, sind schön geschrieben, haben aber mit der wirklich gesprochenen Sprache der Lebakaschuben nichts zu thun. Sie sind ziemlich rein polnisch, mit kaschubischen Provinzialismen untermengt. Diese Predigten führe ich bei der Litteraturgeschichte an.

Auf Ziegler folgte Schulz, unter dem der Ort ein freundliches deutsches Aussehen gewonnen hat.

Eine Ortschronik verdankt das Dorf, in das Poblotz eingepfarrt ist, dem Lehrer Frank, aus der ich einige Notizen über die letzten kaschubischen Reste anführe:

Die Frauen trugen Mieder zum Schnüren und beim Kirchgange blütenweisse reine leinene Laken, welche Kopf und Körper umhüllten wie ein Betttuch. Noch heute (in

den 70er Jahren) kommen sie so zum Abendmahl. Die Hochzeitsfeier war eigentlich. Sämtliche Hochzeiten aus Zezenow und Poblotz wurden möglichst auf einen Tag verlegt. Zu jeder Hochzeit war ziemlich das ganze Dorf geladen, und so zog man denn mit allen Gästen lärmend von einem Hochzeitshaus zum andern. Jedes Paar hatte mehrere Musikanten. Auf dem Platze vor der Kirche versammelten sie sich (Paare und Gäste) und tanzten so lange, bis die Reihe der Trauung an sie kam. Der übermässige Schnapsgenuss macht die Hauptfeier des Tages aus, so kam es vor der Kirche zu Prügeleien. Winkler erzählt, dass einst ein Bräutigam kam, dem das Blut vom Kopfe über den Rockkragen lief. Er macht bekannt, Brautleute nicht zu trauen, die mit Musik vor die Kirche kämen; das geschieht, aber sonst ist die Musik noch vorhanden. Äusserlich ist man kirchlich, innerlich nicht. Aberglaube und Hexerei liegen im Blute. Einzelne Bauernhöfe hatten Namen, diese sind noch jetzt erhalten in Schlippnitz, Tomschütz, Pabritz, Schauschitz, Toplitz, Kateuz, Gawreuz, Pasitz, Czeschinitz, Czegorke. Pauline Drusch heisst im Volke „Schlippnitz Pauline“. Gewisse Familiennamen sind sehr häufig: Topel, Kottwitz, Gawer. $\frac{1}{7}$ der Schüler hiessen Topel. Wiesenstücke haben kaschubische Namen. Herrschaftliche Drescher erhalten den 16. Scheffel als Drescherlohn. —

Zezenow zählt jetzt über 500 Einwohner, das durch ein Moor getrennte Kirchspiel Jannewitz hatte 1856 unter 3200 Seelen noch 32 Kaschuben, heute ist daselbst keine Erinnerung mehr daran. —

Dammen hat noch 1879 eine neue Kirche erhalten; die dritte alte Glocke hat die Aufschrift: int iar na der bort christi 1546. Auch hier ist das Gedächtnis an Kaschuben „seit Menschengedenken“ erloschen. —

Für Schurow gilt dasselbe; ebenso für Dübsow und

Freist. Aus den Kirchenbüchern ergiebt sich, dass hier 1636 ein Küster angestellt war, der kaschubisch versteht, damit er dem Priester bei den alten kaschubischen Leuten diene und die kaschubischen Kinder im deutschen Katechismus unterrichte, auch in den Kirchen, wie gewöhnlich, kaschubisch singe und lese.“ 1721 findet sich in den kirchlichen Nachrichten keine Notiz über die Kaschuben. Pfarrer Riese (1785—1826) hat nicht mehr kaschubisch gepredigt; die Kirchenakten sind 1835 verbrannt. Der Ort selbst ist sehr alt, Mestwin II. schenkte ihn mit anderen bereits erwähnten 1284 dem Kloster Belbuk und der Stolper Nikolaikirche. Die neue Kirche ist 1874 erbaut.

So sieht es jetzt in der Gegend aus, von der Wobeser 1779 (Büsching's Wöchentl. Nachr.) sagt: „In dem Strich Landes, welches zwischen dem Gollenberge und dem jetzigen Westpreussen liegt, haben sich die Kaschuben nur in den Kirchspielen Glowitz, Zetzenau und Stojentin erhalten. In dem glowitzischen Kirchspiel sind sie zu Zemmin, Giese-
bitz, Schorin, Rowen, Romske, Zipkow (Sipkewitz), War-
belin, Grossendorf, Klenzin, Ruschitz und Vixow mit wenigen, und in dem Zezenowschen Kirchspiel zu Zezenow und Poblotz auch nur mit wenigen deutschen Familien vermischt, allein in dem Stojentinschen Kirchspiel sind sie zu Stojentin, Gohren, Podel und Wollin stark mit Deutschen vermengt, zu Dar-
goroese sind die meisten Kaschuben in ihrer alten Tracht zu sehen, und zu Prebendow, Rexin und Zirsewenz giebt es nur wenige Kaschuben. In ihrer Kleidung zeigen sich zwei Farben, nämlich weiss und schwarz, und sie behalten dieselbe von Alters her unverändert bei. Ihre Sprache ist schlecht polnisch. Gegen die Deutschen hegen sie noch immer einen grossen Hass, ihre Anzahl wird aber von Zeit zu Zeit kleiner, weil ihre Höfe nach und nach an Deutsche kommen, und sie sich nicht leicht mit Deutschen verheiraten. Die Anzahl der Wenden in dem angeführten Distrikt scheint

geringer zu sein. Es wird zwar in allen Kirchen in den Herrschaften Lauenburg und Bütow und im Stolpischen Kreise zu Schmolsin, Garde, Rowen, Dammen, Schurow, Mickrow, Buddow und Nossin ausser der deutschen Sprache auch in einer anderen, die schlecht polnisch ist, gepredigt; es sind aber in den Kirchspielen nur wenige Familien, deren Namen einen slawischen Ursprung anzeigen, daher die übrigen wahrscheinlicher Weise Deutsche sind, welche sich nach und nach hierher begeben und diese Sprache angenommen haben. Ehedessen ist in mehreren Kirchen jenseits des Gollenbergs (nach Berlin zu) und noch vor nicht vielen Jahren auch zu Freist, Lupow, Dübsow, Zedlin und Colziglow in dieser Sprache gepredigt worden, nun aber sind diese Gemeinden ganz deutsch¹⁾. —

Schmolsin. Schmolsin heisst vielleicht „Teerbude“ und hat 1600 Einwohner (1850: 1200); das Kirchspiel zählt etwa 4000 Seelen. 1281 ward die villa Smolsino dem Kloster Belbuk zum Bau eines Klosters bei der Stolper Nikolai-kirche geschenkt, und 1291 bestätigte Bogislav IV. die Schenkung dem Kloster Oliva. Viel mehr erfahren wir aus jener Zeit nicht über Schmolsin, hingegen wird wiederholt des Revekol (114 m hoch) Erwähnung gethan. Dieser Berg trug eine berühmte Wallfahrtskapelle, die dem heiligen Nikolaus geweiht war und ursprünglich der Ort einer heidnischen Kultusstätte gewesen zu sein scheint. Dort soll ein Leuchtfeuer für die Seefahrer unterhalten worden sein. Der sagenumwobene Berg bietet einen prächtigen Aussichtspunkt über die Moorgegend vom südlichen Höhenzug bis aufs Meer und gewährt eine prächtige Übersicht über die prächtigen Waldungen inmitten der kahlen Moore, über den

¹⁾ „Ich begnüge mich zu bemerken, dass die Kaschuben zuverlässig noch im Jahre 1777 Predigten in ihrer Sprache anhörten; welches Herr von Wobeser zu verneinen scheinet. Berlin, 24. Juli 1779.“ Bernoulli.

Garden, Dolgen- und Lebasee bis ins Meer hinaus. Die Nehrungen scheiden wie weisse Bänder das Festland von den Seen. Rowe, Garde, Schmolsin, Holzkathen, Selesen, die Klucken, Brenkenhofsthal schaut das entzückte Auge des Wanderers. Der hohe Scholpiner Leuchtturm ist weithin sichtbar, und die vielgebogene Lupow bewässert ein schönes, reiches Land, das im wohlthuenden Gegensatz zu den öden Strichen der östlichen Moore steht. Jetzt ist der Revekol ein beliebter Ausflugsort der ganzen Umgegend. Man wird lebhaft an die schönsten Teile Thüringens erinnert. Dazu kommt das freundliche Gepräge des neu gebauten Dorfes, dessen steinerne bequeme Häuser alle Orte der Umgegend weit hinter sich lassen. Der Gewerbe fleiss, besonders die hochentwickelte Holzindustrie, geben dem Orte das Gepräge des Weltverkehrs und der Wohlhabenheit gegenüber allen anderen kaschubischen Kirchspielen.

Die Kapelle des heiligen Nikolaus verfiel im 16. Jahrhundert. Reuige Sünder wurden ehemals weither zur Busse nach der Nikolauskapelle gesandt, die Stadt Schlawe schickte 1485 zur Sühne für die Hinrichtung Bernhards von Winterfeld zu den drei Bergen Kolm, Revekol und Golnow.

Die Einführung der Reformation mag die Zerstörung des Kaschuben-Heiligtums beschleunigt haben, man raubte das Silber und zerbrach die Mauern. S. Tessen, der Besitzer der Schmolsiner Güter und Landrat zu Lauenburg, errichtete dafür am Fusse des Berges eine Kapelle und liess sie am 3. Juni 1582 einweihen. Am 21. Juli 1590 ward gelegentlich der Kirchenvisitation dies Kirchspiel von dem Gardeschen abgezweigt; die Kirchenpatrone sollen sich „nach einer tüchtigen, gelahrten, sittsahmen und in beyden Sprachen wohlgeübten Persohn“ umsehen. Zuerst scheint den Pastor von Garde, Johannes Blascenius, ein

eifriger Lutheraner, die Schmolsiner Kapelle mit bedient zu haben. Die in der Schmolsiner Chronik aufgezeichnete Notiz über den Kirchenbau lautet:

Inscription
der ersten Schmolsinschen Kirche, welche erbaut
anno 1581.

„Im eintausendfünfhunderteinundachtzigsten Jahr
Auffn Montag, welches der 29. Maji war
Ist diess Gebäude angefangen zwar,
Auch den 11. April geendet gar —
Danach folgends im 82ten Jahr,
Am Pfingsttag, so der 3. Junius war.
Aus Stolp gefordert mit Rahts-Consens
M. David Croll, Superintendens,
Die erste Predigt darin that,
Damit das Haus geweihet hat.
Kein Chrysam, weywasser er braucht,
Kein Kertzen, fahnen noch weyrauch,
Das göttlich wort und sein gebeht
Sambt der Gläubigen dazu thätt,
Gott gebe, das es fort bleibe rein
Nichts höre, denn Gottes Wort allein.

Nun begann eine geschichtlich merkwürdige Zeit für Schmolsin insofern, als sich das letzte Kapitel der pommerischen Herzogsgeschichte hier abzuspielen anschickte. Herzog Johann Friedrich hinterliess Schmolsin seiner Witwe Erdmute, des Brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg Tochter. Diese berief 1610 als ersten Prediger den Pontanus, von dem weiter unten die Rede sein wird. Als Erdmute 1620 starb, erbte Bogislaws XIV. Schwester Anna von Croy und Archot das Amt Stolp und erbaute die schöne Kirche, die am 14. Oktober 1632 eingeweiht wurde. Böttcher schreibt darüber, zum Teil auf Grund der Kirchenchronik:

„Welcher Geist und Glaube sie erbaute, zeigt die innere Schönheit der Kirche, die Menge der sinnreichen

Inschriften und das Bild der Herzogin, so wie das ihres damals 12jährigen Sohnes, welche an den Flügeln des Altars bescheiden angebracht sind. Der Turm war noch nicht vollendet, auch die Glocken waren noch nicht da; wenn nicht der Glocken der vorigen Kapelle sich bedient wurde, so geschah die Zusammenrufung wahrscheinlich noch durch die sog. „heiligen Bretter“. Zur Vollendung des Turmes, an welcher die Schrecken des 30jähr. Krieges verhinderten, setzte die Herzogin noch in ihrem Testamente ein Legat von 200 Thl. aus, wozu ihr Sohn noch 200 Thl. fügte; auch waren bereits die Kupferplatten zum Decken des Daches bereit. Da aber am meisten durch die Renitenz des Amtshauptmanns von Zitzewitz der Bau des Turmes bis 1694 aufgeschoben und dann ganz aufgehoben wurde, so fand man es für zweckmässig, diese Kupferplatten zum Bau von Brennereigefässen zu verwenden und das Geld als Kirchenkapital anzulegen. 1818 wurde die Kirche wieder hergestellt, doch scheinen die Arbeiten, zu denen die Regierung 430 Thaler gab, sich nicht auf die Ausstattung erstreckt zu haben. Wenigstens giebt der damalige Geistliche an, dass er nach Renovation fast alle Bilder zerrissen gefunden habe. —

1844 wurde der Bau neuer Chöre (Emporen) und die Verlegung der Kanzel über den Altar beschlossen, und dies gab dem damaligen Geistlichen Veranlassung, sämmtliche Inschriften, welche vermutlich M. Pontanus verfasst hat, für die Kirchenchronik abzuschreiben.

Ein seltener Reichtum von Gemälden biblischen Inhalts schmückt noch jetzt die flache Holzdecke des Schiffes, während andere bei dem Erweiterungsbau der Kirche verschwunden sind. Die Kirchenchronik erzählt: „Erfreulich ist es, dass wenigstens ein Teil des Bilderschmucks und zwar 49 Bilder, welche Anna von Croy malen liess, erhalten blieb und an der Decke angebracht wurde, recht

beklagenswert aber ist der Umstand, dass man mit der grösseren Mehrzahl dieser Bilder beim Abbruch der Kirche sehr nachlässig umgegangen ist.

Von grösserem Interesse ist ein recht gut gemaltes Ölgemälde, den ersten Geistlichen der Kirche, M. Pontanus, darstellend. Links oben befindet sich nämlich das Innere der damaligen Kirche mit kassettierter Decke, Stichbogenfenster, Barock-Altar und Kanzel an der rechten Seite. Rechts oben ist der Revekol abgebildet, vor demselben das Schloss der Herzogin Anna mit reichen Giebeln und Mittelrisalit auf der Langseite und steilen Dächern. Die Aufschrift bringt Angaben aus dem Leben des M. Pontanus. Das Gemälde ist von der Herzogin Anna geschenkt und vor etwa 40 Jahren in Berlin restauriert worden.“ —

Anna war das 11. Kind des Herzogs Bogislaw XIII. Sie wurde am 3. Oktober 1590 geboren und vermaßte sich 1619 mit dem Herzog Ernst von Croy und Archot, den sie 1618/19 auf einer Reise kennen gelernt hatte. Sie besuchte gemeinschaftlich mit ihrem Bruder Bogislaw XIV. Holland, Frankreich und Deutschland in diesen Jahren. Ernst starb schon 1620. Das einzige Söhnlein Ernst Bogislaw wurde evangelisch erzogen, trotz der katholischen Verwandtschaft des Vaters. Als Herrin von Stolp und Schmolsin wandte sie alle ihre Gunst der Kirche und ihrem Leiter zu. Der Sohn residierte in Gützow und starb 1684 in Königsberg, der letzte Spross des alten pommerschen Herzogsgeschlechts. Sein natürlicher Sohn trat zum katholischen Glauben über und starb als Jesuit in Ingolstadt. Anna war schon 1663 zur ewigen Ruhe eingegangen. Ihr Sohn war als Herr von Stolp Vasall des grossen Kurfürsten. Auf der 1674 gegossenen Glocke wird Friedrich Wilhelm der grosse Kurfürst Dux Cassubiorum et Wandalorum genannt, ein Titel, den noch 1619 die pommerschen Herzöge führen, wie u. a. die Inschrift am Stettiner Schloss be-

weist: 1619 illustriss. D. Philippus II et Franciscus I fratres Sedinorum, Pomeranorum, Cassubiorum, Vandalorum duces, Rugiorum principes, Caycorum comites, Leopoliensium et terrarum Butoviensium dynastae hoc aedificium suis sumptibus exstructum etc. —

Die segensreiche Wirksamkeit des Pontanus konnte sich unter dem Schutz der Herzogin Anna weitreichend gestalten. Abgesehen von seiner erzieherischen und seelsorgenden Thätigkeit, entwickelte Pontanus insofern eine die Jahrhunderte überdauernde schriftstellerische, als er kaschubische Bücher schrieb, die neben dem kaschubischen Gesangbuch fast die einzigen erhaltenen schriftlichen Denkmäler der Lebakaschuben bilden. Die Sprache, in der diese Bücher geschrieben sind, weicht freilich von der polnischen wenig, fast nur in Worten ab. Dennoch hat man schon im vorigen Jahrhundert den Unterschied zwischen diesen kaschubischen Büchern einerseits und den polnischen anderseits festgehalten und hat des Pontanus Katechismus auch noch gedruckt, nachdem längst an Stelle kaschubischer Bücher hochpolnische getreten waren. Die lebakaschubische Aussprache hat Pontanus gar nicht berücksichtigt, man scheint eben die Worte polnisch geschrieben und kaschubisch ausgesprochen zu haben. Noch jetzt singen alte Kaschuben mit Inbrunst aus dem polnischen Gesangbuch. Sie singen aber nicht was drin steht, sondern übersetzen die Worte sofort in ihren Dialekt. Wieviel und welche Bücher Pontanus geschrieben hat, ist nicht festzustellen. Von den zu seiner Zeit gedruckten Büchern sind nur wenige erhalten, ich kenne nur das einzige Exemplar (1. Auflage) des Katechismus zu Schmolsin, in anderen Kirchspielen habe ich nicht einmal den gefunden!

Wutstrack führt als Werke des Pontanus 1. „das Kroway oder cassubische Gesangbuch, 2. Maly Catechism Dr. Marcina Luthera niemiecko Waldalski abo Slavienski

u. s. w. und 3. die Psalmen Davids und die Passions-Geschichte“ auf, die Kirchenchronik berichtet: „M. Pontanus übersetzte ins Kassubische den kleinen Katechismus Lutheri, eine Sammlung von Kirchengesängen und die Wittenberger Agende“. Vielleicht findet sich das eine oder andere noch hie oder da. Erhalten sind in Schmolsin ein kaschubisches Gesangbuch und der Katechismus, die ich unten beschreiben will. Die Haustafel liess Pontanus in kaschubischer Sprache an die Kirchenstände schreiben, sie ist nicht erhalten, steht aber im Katechismus.

Melchior Brüggemann oder Pontanus, Sohn des Stolper Bürgers und Drechslers Hans und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Wurst, wurde 1578 geboren, studierte vier Jahre zu Magdeburg, wahrscheinlich im Kloster Bergen, vier Jahre in Wittenberg, zwei in Helmstädt und besuchte dann Jena, Leipzig und nochmals Wittenberg.

Der 32 jährige wurde 1610 als Schlosskapellan von der Herzogin Erdmute berufen. Er verheiratete sich 1613 mit Katharine Klawetasch, Tochter des fürstlichen Kammerdieners Marcus Kl. Nach deren Tode führte er 1626 des Stojentiner Pastors David Farschbottor Tochter Anna heim. Das erwähnte Bild stellt ihn als einen grossen, starken Mann im langen weissen Vollbarte dar. Blondes, langwallendes Haar fällt auf die Schultern herab, ein Toupé verdeckt eine kleine Platte. Der schwarze Priestermantel ist mit weissem Kragen und weissen Manschetten versehen. Das Gesicht ist frisch. Die Linke hält ein polnisches Gebetbuch auf rotem Polsterstuhl. Darüber ist durchs Fenster der Revekol zu sehen. Die Rechte liegt auf dem hebräisch-griechisch-arabischen Buch, dahinter schaut man durchs Fenster in das Kircheninnere. Eine Bibel liegt auf dem Tisch mit vielen Büchern, daneben steht ein Stundenglas. Ein Stammbuch liegt dabei und trägt die Inschrift: meine Brücke (pons meus). Ueber Pontanus schweben zwei Engel,

die ein Band mit lateinischer Inschrift tragen. Die Chronik sagt über Pontanus: „Kaum hatte die Herzogin Anna ihren Wohnsitz bezogen, als die Schrecken des 30jährigen Krieges auch Pommern ergriffen. Wie viel musste ihr daher ein Mann wert sein, der wie M. Pontanus voll Glaubenskraft und Geistesbildung ihren Mut stärken und ihren Trost erhalten konnte, ein Mann, der vielleicht selbst zum Unterricht des jungen Prinzen beitrug, welcher schon in seinem 12. Lebensjahre zum Bischof von Cammin ernannt wurde. Es liegt daher in dem Bilde des Pontanus, welches sie an der Kanzeltreppe gleichsam allen folgenden Predigern zum Vorbilde aufstellen liess, eine hohe Anerkennung, welche sich in einer zarten Allegorie auf einem Stammbuchblatte desselben Bildes ausspricht, auf welchem folgende Distichen Ad cognomen Pastoris stehen:

Pons meus in vita es fortis fortissime Jesu
Morte quoque in media Pons eris ispe meus
Dum vivo es mea spes, mea spes dulcissime Jesu
In morte es spes res cum redivivus ero.

welches zu deutsch ungefähr so heisst:

Mächtigster Jesu, du bist meine starke Brücke im Leben,
Mitten im Tode selbst, wirst du die Brücke mir sein.
Süssester Jesu! mein Trost, mein Trost bist du mir im Leben,
Hoffnung im Tode und Trost, wenn ich einst wiederersteh.

M. Pontanus arbeitete an dem geistlichen Tempel Gottes, indem er nicht nur durch seine Predigten, sondern auch durch strenge Kirchenzucht des Herrn Gemeinde erbaute. Es wurden für Sünden der Unzucht, Diebstahls oder anderen Aergernisses und Unordnung in der Kirche Geldstrafen an die Kirchenkasse gezahlt. Wie wenig er an irdischen Gütern besass, bezeugt der Umstand, dass bei seinem Tode eine Schuld von 114 fl. an die Kirchenkasse aus seinem Nachlasse nicht zurückgezahlt werden konnte, auch sein Sohn und Nachfolger nicht übernehmen wollte, so dass der

Herzog Ernst Bogislaw späterhin solche tilgte. Die Einkünfte der Pfarre konnten damals nur gering sein, und wenn es einer Familie schwer wurde, darauf zu leben, so musste es noch schwerer werden, als M. Pontanus 1654 durch die Gnade der Herzogin erlangte, dass sein Sohn Thomas ihm adjungiert wurde. Dies geschah durch Institution vom Präpositus M. B. Zimmermann am 19. März desselben Jahres. Noch in diesem Jahre, nämlich am 7. September, starb Melchior Pontanus im 43. Jahre seiner Amtsführung und im 76. seines Lebens.“

Pontanus starb in Armut, sein Sohn Thomas, der von 1654—1696 das Amt verwaltete, war seinem Vater unähnlich, er wird zänkisch und geldgierig genannt. Dessen Nachfolger J. M. Sporgius wirkte von 1696—1719. Bei seiner Einführung wurde von der Kirche bezahlt:

Für Ordination und Vocation	37 Fl.	15 gr.
$\frac{1}{2}$ Tonne Bier	4 "	15 "
Brot und Butter	1 "	15 "
Rindfleisch	1 "	15 "
$\frac{1}{2}$ Schaf, $\frac{1}{2}$ Kalb, Gewürze, je 1 "	15 "	
1 Lachs		18 "
1 grünsamt Kasel mit Silberborte, ein rotsamt Kasel mit Goldborte,		
2 Chorhemden, 1 Seidenband um den Leib.		

Dieser Luxus sticht von der einfachen Kleidung des Pontanus ab. — Sporgius hat Krofs Gesangbuch handschriftlich um eine Anzahl Lieder anhangsweise vermehrt und wohl auch das später zu nennende Schmolsiner Evangelium besessen. Seite 101 des Gesangbuchs ist ein polnisches Lied von 10 Strophen mit der Unterschrift versehen: „Deutsch übersetzt von J. M. S.“ (die 3 Buchstaben sind verschlungen). Die erste Strophe lautet:

Dich Herr mein Gott ich loben werd
So lang ich leb auf dieser Erd,
Du hast für Unglück behütet,
Menschen Hohn und Spott verhütet.

Unter ihm wirkten als Lehrer Johann Knabstab („omen ex nomine“) und der Hofmeister des Gutsherrn v. Bandemer: Joh. Heinr. Kölle, der den Pietismus einführte, die Schule in Schwung und die Zahl der Schulkinder bei der Willigkeit des Küsters M. Rodde auf 70 brachte. Neben der kaschubischen, bediente man sich schon der deutschen Schulsprache. G. F. Lindner (1720—33) war erst 19 Jahre alt, wird aber seiner guten kaschubischen Predigt wegen Pfarrer. Er vertrat den Pietismus, schaffte das Tanzen und Saufen ab, eiferte trotz aller Beschwerden der Gemeinde für Zucht und Sitte und wurde 1733 Professor in Königsberg.

1734—1782 wirkte U. Engeland († 1785). Er wird als ein grosser, gefürchteter Mann geschildert, mit feurigen Augen, derber Faust und dreifacher Nase, vor dem man einen heillosen Respekt hatte. Er herrschte rohe Kumpane an, schlug; „Marsch!“ und „Fort!“ waren seine Lieblingsworte. Aber er hielt die Gemeinde in jener trüben Kriegszeit in Zucht. Trotzdem berichtet die Chronik: „Im Jahre 1760 und 61 waren die Russen hier und hausten Anfangs Moskowitisch, wie denn auch das Pfarrhaus gänzlich verwüstet ward. Am meisten aber zerstörten sie die Sitten, und es finden sich 1761 in Schmolsin unter 16 Geburten 6 uneheliche und ebenso im folgenden Jahre. Die Menge der unehelichen Kinder, welche selbst Ehefrauen im Ehebruch gebaren, veranlassten Engeland zu der Bemerkung: „Daraus sieht man, wie viele sündigen, wenn sie Gelegenheit zur Sünde bekommen.“ 1761 d. 4. April wird Hptm. v. Wilmenitz in der Selesenschen Kapelle beerdigt, d. 18. April wird des russischen Obersten v. Bilow Kind getauft und Anna Charlotte von Sorau genannt, mater: Anna Maria Wynszewsky, Paten: Mms. Charlotte Hasse, verw. Fr. v. Wilmenitz, Regimentsfeldscheer Friedrich. Den 22. April heiratet der Bilowsche Kapitän Moller die Frau verw. Willmenitz, d. 24. Mai Reg.-Fahnenschmidt Hampsch die Anna Maria Wynszewski. —

1736 klagt er im Visitationsprotokoll, dass sich einige Leute der Kirche fern halten. — 1747 besteht die Visitation im Anhören der Predigt und einer kaschubischen und deutschen Schulprüfung. 1750 hält der Pastor das kaschubische, der Präpositus das deutsche Examen. Alle Sonntage wird Katechisation über den Katechismus und die Heilsordnung in beiden Sprachen. 1755, 1758, 1764 werden die polnischen Prüfungen noch erwähnt, dann nicht mehr. Als für den alten Pastor Ersatz geschafft werden soll, verhüten einige Kirchenmitglieder am 29. April 1780, „dass ihre Kinder ganz und gar von ihrer Muttersprache sollten abgehalten werden“. Der Präpositus berichtet am 6. Mai, „dass man keinen Kandidaten so leicht auffinden wird, welcher der echten kaschubischen Sprache so mächtig sei, als A. Friderici (1782—1810)“. Trotzdem die Gemeinde ihn nicht will, wird er eingewiesen. Er war ein Feind der Musik und des Tanzes, hielt lange Predigten, sass mit den Bauern gern bei Tabak und Bier und machte sich familiär mit ihnen. — Zu jener Zeit gaben die deutschen Wöchnerinnen als Kirchgangsoptern einen Braten, die kaschubischen eine Gans.

1810—1816 wirkte Samuel Thomasius, der sich über die Roheit der Kaschuben beschwerte, wie sich eine Frau mit ihren 3 Kindern ins Wasser stürzte und ein Vater seinen Sohn verhungern und von Würmern fressen liess. Der alte Friderici († 1819) musste dann noch ein Jahr predigen, weil die 290 Thaler Einkünfte niemand lockten, Lorek in Zezenow die Stelle ausschlug und die Kandidaten rar waren, die polnisch und deutsch zu predigen verstanden. Nach den Berichten des Predigers und der Behörden hielten sich kaum noch 40 zum kaschubischen Abendmahl, und 1792 hatte der polnische Katechismenunterricht ein für alle mal aufgehört. Die Regierung nahm darum nicht viel Rücksicht mehr auf die Sprache und berief H. A. Kypke

(1817—1830). Anfänglich war Ruhe in der Gemeinde, und gerade diese Jahre waren recht gesegnet. 1825 heisst es im Visitationsprotokoll: „Es ist nicht zu lengnen, dass in Kaschubien christliche Erkenntnis und wahres Christentum sich immer mehr und mehr ausbreiten und Prediger und Schullehrer dazu alles beitragen.“

Eine Reihe archäologischer Funde wurden in dieser Zeit in Schmolsin gemacht, in einem Steinhügel eine Urne mit Asche und Schere, unter den Trümmern der Nikolauskapelle MenschenSchädel und Gebeine, 1822 beim Torfgraben ein Stossdegen, mehrere Urnen u. s. w. Am 3. August 1821 wurde das 300jährige Fest der Vereinigung Pommerns mit Preussen gefeiert, 1824 das 700jährige Fest der Einführung des Christentums, wobei zum erstenmal das Abendmahl nach der Predigt stattfand, „der Wechsel des deutschen und kaschubischen Gottesdienstes hat die Einrichtung nötig gemacht, weil früher die kaschubische Predigt nach der deutschen gehalten wurde“. Doch fürchtet man argen Missbrauch, dass man dann in den Krug gehe und darin sitzen bleibe. 1829 begann eine unruhige Zeit. Kypke führte gemäss hoher Verordnung die Schulkasse ein, die Eltern widersetzen sich trotzig, und es begannen heftige und gewaltsame Streitigkeiten. Am 28. Juni 1830 stellten sich drei kaschubische Frauen vor der Schulthür auf und setzten Kypke zur Rede, wie er ihnen Exekution ins Haus senden könne. Ein Menschenauflauf entsteht, und Kypke rettet sich ins Rentamt, der Pöbel stürmt johlend und jubelnd hinterrein, die Auslieferung verlangend. Gendarmen vertreiben die Aufrührer und wollen die Exekution ausführen. Aber man hat die Thüren verrammelt, die Männer liegen dahinter und lachen, schwangere Frauen binden mit der Polizei an, müssen sich aber zurückziehen. Am Sonntag lassen die Kaschubinnen den Pastor nicht zur Kirchthür herein; der Superintendent aber riet, am Sonntag darauf noch-

mals einen Versuch zu machen, es seien ja nur Weiber gewesen, er selbst habe Gehorsam befohlen. Aber am folgenden Sonntag war es noch schlimmer, und acht Tage später wurde auch dem Küster das Läuten und Predigen nicht zugegeben. Da werden am 24. Juli die Rädelshörer abgeholt und der Landrat, der Superintendent und 4 Gendarmen erschienen am 25., um den Pastor wieder in sein Amt einzusetzen. Am Kirchhof aber werden jene mit Steinwürfen empfangen und abgehalten. Nun endlich greift das Gericht ein, nimmt 31 Rebellen gefangen und will Friede stiften. 110 Beschwerden werden gegen Kypke vorgebracht, zum Teil nichtig, aber doch zum andern Teil so belastend, dass der Vorgesetzte zum Pastor sagt: „Herr Bruder, Sie scheinen das Weltliche mehr geliebt zu haben als das Geistliche.“ Kypke ward abgesetzt, kaufte eine Mühle bei Stolp und starb 1844. Es war eine bewegte Zeit, in demselben Jahre wurde auch der Küster vertrieben, dazu brach die Cholera aus. Wankte doch auch damals so mancher Königsthron! — 1831 brannten 5 Bauernhöfe ab, 1832 weitere 7, daher die schönen neuen Häuser in Schmolsin. Die Rädelshörer der Rebellion wurden mit Gefängnis- und Geldstrafen belegt, 380 Thaler Prozesskosten waren erwachsen. Aber wie ein Mann stand die Gemeinde zusammen und gab. Der Anführer der Aufständischen, der Bauer Schimm, im Volksmunde noch heute General Schimm genannt, nahm ein unrühmliches Ende. Er ging im selben Jahre im Dezember auf eine Hochzeit, betrunken verliess er diese und ward erst am 15. Februar 1831 als Leiche aus der Lupow gezogen. —

Bei der Neubesetzung erhob sich wieder eine jener kaschubischen Streitigkeiten. Der nun freilich von der Regierung zum Nachfolger ausersehen war, hatte Eigenchaften, an denen jede kaschubische Rebellion scheitern musste: er war stark an Körper und Geist, tüchtig im Leben und Wirken, ein König in seinem beschränkten Reich.

Schon sein Leben giebt Zeugnis dafür. Ferdinand Edelbüttel wurde am 27. November 1792 zu Bernburg geboren und wurde der misslichen Vermögens- und Erwerbsverhältnisse seines Vaters, eines Kaufmanns und Tabakshändlers, wegen in der Welt herumgetrieben. Er soll erst Kaufmann werden, setzt aber doch durch, dass er als Famulus de Wettes armselig neben seiner kaufmännischen Thätigkeit studieren darf. Da kam 1813. Zahllos reihten sich Studenten ins preussische Heer ein. Was that Edelbüttel? Hören wir ihn selbst:

„Als nun aber gar der Aufruf des Königs im März 1813 die Jugend in die Waffen rief, da standen die Hörsäle leer, sodass ich nur meiner betrübten Mutter zu Liebe noch in Berlin blieb. Da aber im Waffenstillstande das ganze Volk wie zu einem Kampfe auf Leben und Tod auf alles oder nichts sich rüstete, da konnte ich der Mutter Flehen und Thränen nur ein hartes Herz entgegensemzen; ohne ihr etwas zu melden, trat ich mit Ablauf des Waffenstillstandes unter die Freiwilligen des damaligen 1. Pommerschen Infanterie-Regiments ein, und zwar in dieses, weil die Uniform, die ich geschenkt erhielt, die des Regiments war. Was Gottes Barmherzigkeit durch uns ausgeführt hat, das steht in den Geschichtsbüchern der Menschheit mit wahrscheinlich unverlöschbaren Zügen geschrieben. Wie Gott der Herr meiner Mutter zum Troste in den Tagen von Grossbeeren den 22. August, Thiessen den 3. September, Dennewitz den 6. September, Wittenberg den 6. Oktober, Leipzig den 18. und 19. Oktober, Hogstraten den 6. Januar, Tournay den 14. Februar mich beschützte, wie er in täglichen Gefahren und unsäglichen Strapazen meinen schwachen Körper erhielt und erhalten wollte, das wird mein Herz auf immer mit dem festen unüberwindlichen Vertrauen stärken. Ich kann nicht unterlassen, hier einen ausserordentlichen Beweis dieser unbegreiflichen Fürsorge

Gottes zu erzählen. Am 19. Oktober hatte unser Regiment die Vorstadt in Leipzig im Sturm erobert, obgleich jedes Haus, jede Wand und Hecke vom Feinde vertheidigt ward. Wir Jäger und Tirailleurs drangen neben dem Grimmaischen Thore auf den Petersplatz vor und die Ranstädter Strasse sollte genommen werden; hier hatten sich aber die französischen Kanonen und Munitionswagen verspätet und der Feind versuchte, diese zu decken und machte auf dem Platze ein mörderisches Feuer. Ich will mich gegen einen feindlichen Schützen, der auf 40 Schritt auf mich anstößt, decken, während ich lade und hinter einen Baum trete, in demselben Augenblicke drängen zwei schwedische Jäger dahinter; ich bleibe stehen, die Kugel pfeift an mir vorbei, ich erhalte einen Schlag am Kopf, dass mir der Czako von hinten ins Gesicht fliegt, ich wende mich, um zu sehen, was das ist, da sinken beide schwedische Jäger, wahrscheinlich von einem Granatenstück getroffen, mit zerriissenem Köpfen neben mir nieder, und mein Rücken und Czako war von ihrem Blute bedeckt. Das war das Werk eines Augenblicks, und einen Augenblick lachte ich im innersten Herzen, dass ich so erhalten war wie einer, dem nichts schaden konnte. Ein Haufe französischer Garde-Kürassiere haut auf uns ein, allein das Feuer war so nah und so dicht, dass sie nach Verlust mehrerer Mann, gewiss alle verwundet, eiligst die Flucht ergriffen. Wir nach und die Strasse war mit allen Kanonen und Wagen gewonnen.

— — Nach glorreich errungenem Frieden, Freiheit und Ehre gingen wir Freiwilligen wieder nach Hause, um unsere Studien und Geschäfte fortzusetzen, denn obgleich ich Oberjäger geworden und einige Male Officier werden sollte, so schlug ich doch Solches aus, weil ich kein Friedenssoldat sein wollte. Im August 1814 zogen wir mit Kränzen und Jauchzen empfangen in Berlin ein. Ich eilte nach Zerbst, welcher Empfang! Welche Freude! Um

Michaeli fing ich meine Studien wieder an, ebenso arm wie vorher und in Folge des Krieges auch krank. Dennoch war mir der Kriegsdienst und das Zeichen überall eine Empfehlung, und schon um Ostern 1815 waren mir einige 30 Hauslehrerstellen unter sehr annehmlichen Bedingungen angetragen, denn die Theologen waren sehr selten geworden, viele lagen auf den Schlachtfeldern begraben, viele waren als Officiere bei den Regimentern zurückgeblieben, oder hatten mit dem Rechte auf Versorgung eine Anstellung im Staatsdienste gesucht und erhalten. Ich wählte die Stelle bei dem Herrn Landrath v. Fleming in Bosentin bei Gollnow, der nur einen Sohn hatte, des Winters in Berlin, des Sommers in Bosentin lebte, mir ausser freier Station und einem Reitpferde 200 Thaler gab und ausserdem noch schätzbare Geschenke. Diese 3 Jahre waren mir von meinem himmlischen Vater zu süssester Erholung von allen Leiden beschieden. — Dann machte ich in Stettin meine beiden Examina.“

Neben 3 anderen Kandidaten wurde er für die Schmolsiner Pfarre vorgeschlagen. Die Regierung zeigte ihm an, „dass sie das Vertrauen habe, dass er auch ohne Kenntnis der polnischen Sprache, welche eigentlich dazu erforderlich wäre, Liebe und Beifall der Gemeine erwerbe“. Aber die Schmolsiner schreiben an ihn, sie möchten ihn nicht. Dazu schickt die Regierung einen Revers, in dem er sich verpflichten soll, binnen Jahresfrist eine kaschubische Prüfung zu machen und Predigten und Amtshandlungen kaschubisch zu verrichten, andernfalls sich dann einer Versetzung in eine gleichbezahlte Stelle zu gewärtigen. Edelbüttel schreibt, es falle ihm nicht ein, sich der Laune eines kaschubischen Examinators auszusetzen, er wolle seine alte Stelle behalten. Aber der Reg.-Rat redet ihm zu, das sei nicht so schlimm gemeint, als es aussähe. Könne er nach einem Jahre noch nicht kaschubisch, so erhalte er ein zweites

Jahr Frist, übrigens habe es damit nicht soviel auf sich, es müsse aber der Gemeinde geantwortet werden, sie bekäme einen Prediger, der ihr auch Gottes Wort in kaschubischer Sprache verkünde. Von der folgenden Zeit erzählt nun Edelbüttel: „So zog ich denn am 2. Dezember 1832 in Gottes Namen her und da den folgenden Tag Sonntag war, schrieb ich an den Herrn Prediger Kummer, ob er mir die Amtsgeschäfte abtreten wolle, welches er mit Freuden zu thun erwiderte. Nachdem ich nun die deutsche Predigt beendigt hatte und nach dem Schlussgesange hinausgehen wollte, wurde wieder eingeläutet und ich bemerkte viele Menschen ruhig in den Bänken sitzen; ich fragte den Kantor, was das bedeute, er sagte: Die Leute wollen eine polnische Predigt. Ich trug ihm auf, ihnen zu sagen, eine polnische Predigt würde ich halten, wenn es die Kgl. Regierung mir befehlen würde, eher nicht. Kaum war ich zuhause angekommen, als ein Haufe Männer und Weiber ins Haus drang und kaschubisch auf mich los stürmte. Ich bedeutete ihnen ruhig dasselbe, was ich ihnen hatte sagen lassen, fragte einige nach ihrem Namen und sagte, wenn sie nicht ruhig würden zuhause gehen, würde ich sogleich zu dem Herrn Rentmeister schicken. Mit Spucken und Schimpfen entfernten sie sich sogleich. Aber noch an demselben Tage wurde eine Deputation an den Herrn Superintendenten geschickt, welcher die Schwachheit hatte, mir zu schreiben, ich solle doch den Leuten den Willen thun, damit nur Friede würde.

Am folgenden Sonntag, am Schluss der deutschen Predigt, machte ich bekannt, was mir die Kgl. Reg. hinsichts des Kaschubischen aufgetragen habe, dass mir N. H. Superintendent so wenig als irgend ein Anderer darin zu befehlen habe. Wenn die kaschubische Gemeinde aber mir Liebe bewiese, so würde ich ihnen auch Liebe beweisen und vielleicht schon zu Weihnachten eine polnische Predigt halten. So fahre ich denn nach

Gemeinde wiederholt dadurch bekundet, dass er Forschern aufs bereitwilligste sein reiches Wissen und die Schätze des Pfarrarchivs zur Verfügung stellte.

In Stojentin ward 1816 das letzte Mal kaschubisch gepredigt, aber man findet selbst bei den ältesten Familien keine Erinnerungen an diese Zeiten.

In Mickrow, 1491 zuerst erwähnt, wurde 1750 abwechselnd einen Sonntag polnisch, den anderen deutsch gepredigt. Wie wenig Kaschuben vorhanden waren, bezeugt ein Vorkommnis aus dem Jahre 1788. Nossins Pastor Alexius hält bei Antritt des Predigers Sebald die Einführungs-Rede, darneben auch „eine polnische um der Koseschen Leute willen“. Das war anscheinend die letzte polnische Predigt. Jetzt sind etwa 100 polnische Katholiken eingewandert; sie werden Polacken genannt, hören aber diese Bezeichnung nicht gern. Kaschubische Bücher bewahrt das Pfarrarchiv nicht mehr, wohl aber eine in Königsberg gedruckte polnische Bibel von 1738 mit einem Vorwort von Franz Albert Schultz 1737, ferner eine „Polnische Postille“ von Joh. Samuel Gregorovius (1763).

Gross-Nossin genoss länger kaschubische Predigten, wie lange, ist unbekannt. 1837 verbrannten die Kirchenbücher; damals war das Kirchspiel schon völlig deutsch.

In Budow ist nach Angaben des Pastors in den vorhandenen Kirchenbüchern nichts zu finden, was auf einstmalige kaschubische oder polnische Predigten hindeutet. 1795 ward (Wutstrack II, 258), den ältesten Einwohnern zu Gefallen, noch kaschubisch gepredigt. Nach dem Tode des Predigers Homann ward der Gottesdienst wohl nur deutsch gehalten.

Lupow wird 1494 zuerst erwähnt und erhielt 1689 die Gerechtsame einer Reichsstadt. Kaschubische Erinnerungen sind, nach Angaben des Pastors, schon vor 30 Jahren

nicht mehr vorhanden gewesen. Bernoulli hörte hier am 12. Juli 1778 noch eine kaschubische Predigt. — Um dieselbe Zeit muss nach Haken noch in Garde, Rowe, Schmolsin, Glowitz, Zezenow, Stojentin, Schurow kaschubisch gepredigt werden, während das Kaschubische in Dammern, Lupow, Mikrow, Nossin, Budow bald aufhören wird. 1834 haben hie und da noch keine festen Familiennamen aus Furecht vor der Aushebung Eingang gefunden, wie Döhling behauptet. Hilferding sagt 1856: „Von den am Ufer des Gardensees gelegenen und von Fischern bewohnten Dörfern gehören zu den Kaschuben noch einige ackerbautreibende Ortschaften. Unter diesen hat nur noch Stojentin (Stojcin) eine beträchtliche Anzahl slawischer Bewohner; in Schlochow (Czlochow) spricht man fast nur deutsch; in Ruckow und Witbeck ist das Slawische aber vollständig verschwunden. — Im Kirchspiel Schmolsin ist die slowinzische Sprache, mit Ausnahme der von mir bereits erwähnten Fischeransiedlungen, beinahe in allen Dörfern vor der deutschen fast ganz zurückgewichen.“ Ueber die Verdrängung des Kaschubischen sagt Hilferding:

„Ueber das Verhältnis der slawischen und deutschen Nationalität in der eigentlichen Kaschubei, d. h. in dem nördlichen Teile von Westpreussen, will ich mich hier nicht weiter verbreiten. Den Lesern ist es bereits bekannt, dass die Lage des slawischen Elements in diesem Lande von der in Pommern verschieden ist. In Westpreussen ist die Masse der Bevölkerung kaschubisch, mit Ausnahme der Beamten, Kaufleute und Städtebewohner, sowie einigen deutschen Kolonien im Kreise Carthaus. (Einige deutsche Kolonien im Neustädter Kreise haben die kaschubische Sprache angenommen, z. B. Rybnja (Rüben), Warszkowie (Warschau), Telomie (Tillau), Wolszewo (Bohlschau), Nańc (Nanitz), Orle (Orla) und andere, z. B. Polczeno (Polzin) haben die deutsche Sprache vollständig vergessen.)

Wenn aber auch in dem eigentlichen Kaschubien die Masse der Bevölkerung kaschubisch spricht, so wird sie gegenwärtig doch deutsch gelehrt. Ein jedes Kind, welches die Schule besucht, und ein jedes muss sie besuchen, erhält deutschen Unterricht, so dass es in der ganzen Kaschubei keine Mannesperson mit Ausnahme der Greise giebt, welche nicht schon etwas deutsch verstände. Das slawische Element erhält sich nur dadurch, dass der Religions-Unterricht polnisch erteilt wird, denn die Kaschuben in Westpreussen sind bekanntlich insgesamt Katholiken, dass man in den Kirchen polnisch predigt und das weibliche Geschlecht sein Deutsch, was es in der Schule gelernt hat, später zu Hause wieder vergisst. Uebrigens hat auch betreffs der Erteilung des Religionsunterrichts die preussische Regierung versucht, die deutsche Sprache an die Stelle der kaschubischen zu setzen. Im Jahre 1834 wurde auf dem Landtage zu Königsberg folgender Antrag gestellt, es solle in Gemässheit dessen, weil in den Kreisen Karthaus, Behrendt, Neustadt und Konitz zum Teil die vom Volke geübte Sprache nicht polnisch, sondern kaschubisch sei, und weil die kaschubische Sprache keine Schriftsprache sei, dahin gewirkt werden, dass die Regierung zu ihrer Unterdrückung alle ihr zustehenden Mittel anwenden möge. Infolge dieses Antrags wurde von der Regierung befohlen, es solle in allen Schulen der genannten vier Kreise aller Unterricht, die Religionsunterweisung eingeschlossen, nur in deutscher Sprache erteilt werden. Dieser Erlass rief eine kräftige Opposition der katholischen Geistlichkeit hervor, indem diese besonders fürchtete, es könne die deutsche Sprache dem Protestantismus den Weg zu den Kaschuben bahnen, und das Volk selbst widersetzte sich der Ausführung desselben. Einige Mitglieder der katholischen Geistlichkeit wandten sich daher an den alten Pastor Mongrowius in Danzig, bekannt als Herausgeber eines

polnisch-deutschen Wörterbuches, und erhielten von ihm, als von einer angesehenen, gelehrten Autorität, das Zeugnis, dass die in Westpreussen übliche kaschubische Sprache weiter nichts sei, als ein Dialekt des Hochpolnischen, und zu ihm viel näher stehe, als der bayrische oder sächsische Dialekt zum Hochdeutschen. Infolge dieses Zeugnisses wandte man sich an das preussische Ministerium und zuletzt auch an den König und erlangte auch, dass im Jahre 1846 durch eine Kabinettsordre entschieden wurde, es solle in den kaschubischen Kreisen der Religionsunterricht „in der Muttersprache“ erteilt werden, und im Jahre 1852 erfolgte ein Ministerial-Reskript mit der Bestimmung, dass in den dasigen Volksschulen die Muttersprache als Grundlage zur Erlernung der deutschen Sprache gelehrt werde.“

Glowitz heisst Gegend auf dem Bergscheitel, hat 900 Einwohner und ist Kirchort für 14 Dörfer. Es galt seit Alters als Mittelpunkt der Kaschubei. Auch der Geschichtsschreiber seiner Gemeinde und letzte kaschubische Pastor Lohmann ist von dem hohen Alter seines Kirchspiels überzeugt, wenn er 1864 aufschreibt (Chronik der Kirche zu Glowitz, angefertigt vom Pastor E. Lohmann 1856, Pappband in Quart): „Zwei Edelsteine, welche das Glowitzer Kirchspiel seit Jahrhunderten treu bewahrt, wünschen wir mit Gott auf unser Nachkommen zu vererben, das ist die Ewigkeit der Kirchspielsverwandten untereinander und das zweite die aufopfernde Hingabe des Erbgesessenen an Fürst und Vaterland. Durch diese letztere Tugend ist denn auch unsere Geschichte überall verwebt mit der Geschichte unseres Volkes. Wir scheinen, hier von dem Lebaer und Lupower Kirchspiel begrenzt, als ein Glied, das ferne, so ferne vom Herzen des Vaterlandes aber doch ein Glied, das im Sturm der Zeiten treu das Herz bewahrt. Einig war das grosse Kirchspiel von beinah zwei Qml.

mit fast 6000 Seelen immer, weil sein Haupt (Glowitz v. Glwa Haupt), seine Krone, das Zeichen des Kreuzes trägt und seine Kirche mit hoch erhobenem Finger stets zum Himmel gezeigt. Schon vor 1000 (?) Jahren hatten auf unserer Kuppe (Glowka) die alten Kaschuben ihre Altäre. Die ältesten Geschlechter sind die Stojentins und Swenzonen. Die Putkamer (podkomorzen == Unterkämmerer) werden schon bei der 1590er Kirchenvisitation erwähnt.⁴ Das Kirchspiel zählt jetzt 6000 Seelen. Glowitz wird zuerst 1252 in einer Urkunde des Herzogs Swantopolk, in der Ratislaus Ritter von Glovertz genannt wird, erwähnt. Die Glowitzer Chronik aber nimmt für ihre Kirche ein weit höheres Alter in Anspruch. Um 959 hat der Bischof Reinbern († 1015) unter Boleslaws des Grossen Regierung (992 bis 1025) und Kaiser Ottos III. Mithilfe in Hinterpommern das Christentum gepredigt, und 1020 ward das Bistum Colberg gegründet. In jener Zeit, 1026 oder 1062, soll nach der verloren gegangenen Quelle des Pastors Hering (1705 bis 1731) der Glowitzer Kirchturm gebaut worden sein, nachdem schon zuvor die Kaschuben drei Hügel am Fusse des Kirchbergs als Opferplätze und den gegenüberliegenden Fichtberg als Urnenplatz benutzt hatten. Nachgrabungen am Fichtberg von Seiten des Pfarrers Küsell (1829 bis 1852) förderten eine Menge Aschenkrüge zu Tage, die im Stettiner Museum aufbewahrt werden. Aus den kaschubischen Worten für Kirche (cerkvia) und Kirchhof (cerkwiszeze), welch letzteres noch heute gebraucht wird, will man auf jene alte, im griechisch-katholischen Glauben wurzelnde Zeit schliessen. Von der Mitte des 11. Jahrhunderts ab sagte man für Kirche koscioł, und der griechisch-katholische Glaube ward im ganzen Polen und in dem von Polen abhängigen Gebiet durch einen „Aufstand“ der Masovier unter Mieczyslaw II. († 1034) abgeschafft. — Die Kirche war anfangs ein Längsschiff, 1745 bis 1749 wurden

Flügel unter Schimansky angebaut, der auch ein Witwenhaus herrichten liess und für Glowitz das war, was Donalitius für Tolminkemen. 1889 brannte die Kirche ab und wurde neu und schön aufgebaut. Die ersten bekannten Pastoren hießen Georg Bachur, Thomas Butzke, Johannes Schwartz (bis 1577) und Thomas Hecht (bis 1628). Unter diesem fand am 25. Juli 1590 jene allgemeine pommersche Kirchenvisitation statt, deren Protokoll handschriftlich erhalten ist. Darin wird laut der Glowitzschen Kirchen-Matricul, „revidiret den 25. July Ao. 1590“, unter den Kirchengeräten „ein meszingsche Monstrantze vor Güldet“ aufgeführt, ferner „eine rohte Damaskenn Kaszel mit einem guldenen Krucifix. Eine Kaszel von Seydenen Bundten Zeuge mit Ermeln, eine Fiohlen Braune Gewandt Kaszel, noch eine Gewandt Kaszel mit grünen und gelben Gewand durchgenehet, 6 Miszhemden.“ Es wird darin ferner den Nachbarn zu Glowitz während des Gottesdienstes das Saufen¹⁾ und zu Johanni das Nachtfeuer verboten. Das Bier soll weggenommen und der Kirche zum Besten verkauft werden. Der Pfarrer soll bei Verlust seines Amtes den Bann nicht gebrauchen. An Büchern sind eine lateinische und eine polnische Bibel und Luthers Hauptpostille vorhanden.

Als Pfarrer wirkte von 1628 bis 1688 das Geschlecht Grünenberg, 1633 Petrus, bis 1658 Paulus, bis 1688 Jacobus. Unter diesem sollen 1663 die Patrone sorgen, dass die heiligen Tage nicht durch Rauferei entweihet werden. Es folgte Gottlieb Hering 1705 bis 1731. Dieser legte eine Kirchenchronik an. Unter ihm ist die Kirchschule die

¹⁾ Vergl. Kirchen-Revision 1749: Da auch zuweilen einige in der Kirchengemeinde sich unterstehen, während dem Gottesdienst im Krüge zu sitzen und zu trinken: so soll darauf Acht gegeben u. dergl. profanatores sabbati am Gelde bestraft werden, die Straffe aber der Kirche anheim fallen.

einige des Kirchspiels und wird 1705, 1706, 1709 erwähnt. Die Kinder gingen aber nur im Winter und auch da nur spärlich hinein, im Sommer mussten sie Vieh hüten. 1706 sollen mehrere Schulen gegründet werden, doch bleibt es beim guten Willen, erst 1738 ist in Giesebeitz Simon Jahnecck ad interim als Lehrer. Hering schreibt 1706 an den König von Preussen wegen eines Stückes Kirchland, das sich sein Patron, Herr von Puttkammer, angeeignet hat: „Nun weiss es mein Gott, dass ich es (das Priesterkamp) um eignen Nutzes halb gerne wollte fahren lassen, allein weil es nicht mein Eigenthumb ist, kann ich es laut meinem Gewissen nicht verantworten, muss es denuncieren.“ Die ähnlichen Wendungen gebraucht auch Donalitius, und auch hier stehen die Bauern und der Kirchenvorstand auf Seiten des Pastors. Am 16. Juni 1706 wird befohlen: „Es müssen auch 15 Patroni die kaschubischen Zuhörer bey Strafe dazu anweisen, dass sie des Sonntags nicht in die Krüge gehen oder sich daselbst zum gesöff niedersetzen, besonders wenn sie ja zeitiger kommen, ehe der kaschubische Gottesdienst an geht, lieber in die Kirche gehen und, wenn sie nicht deutsch verstehen, in ihrer Muttersprache Gott loben und beten, hingegen des Schlaffens auffm Kirchhoff im Grase oder des unzeitigen Plauderns — sich enthalten.“ Sonnabends braucht der Pastor keine Leichenbestattung vorzunehmen, weil er meditieren muss. Gleichzeitig wird insgemein, insonderlich an Sonn- und Festtagen das Spielen, üppige Tanzen, Saufen, Fressen und wider die Ehrbarkeit Anlaufen bei exemplarischer Strafe verboten. Am 8. November 1712 wird scharf gegen eine Jungfer vorgegangen, die viermal gegen das 6. Gebot gesündigt hatte, es wird ihr mit Verstoss aus dem Kirchspiel bei Rückfällen gedroht, im übrigen aber festgesetzt, dass nach dem ersten Sündenfall künftig eine Ehebrecherin einen Thaler Strafe bezahlen, nach dem zweiten an den Schandpfahl geschlossen und nach dem

dritten aus der Dorfschaft verwiesen werden soll, und das muss gehörig von der Kanzel gepredigt und verkündigt werden.

Von 1733 bis 1775 wirkte Petrus Schimonsky, oder wie er sich auch unterschrieb: Schimansky; seines Geschlechts Nachkommen leben unter dem Namen Schimanke noch in Giesebitz. Er übte eine nachhaltige Wirksamkeit aus, kaufte viele Bücher zur Erbauung der Gemeinde, so Dombrowskis Postille und J. Arnds wahres Christentum in polnischer Sprache für die Kaschuben, und Schuberts Evangelienpostille für die Deutschen. Der Kirche gehörten an: eine deutsche und eine polnische Bibel, zwei deutsche und ein polnisches Gesangbuch, die deutsche und platt-deutsche Agende, Dombrowskis und eine andere alte polnische Postille, der polnische Katechismus, Müllers Herzensspiegel, zwei evangelische Bücher in Oktav, Luthers Werke. Im Totenregister heisst es von ihm: Als 132. starb am 9. Oktober 1775 Schiemansky, geb. 1709 den 22. Februar, 1733 introduziret, † 1775 im Alter von 66 Jahren $7\frac{1}{2}$ Monat, 42 Jahre Prediger, treufleissig gewesener Pastor der Gemeine.

Wohl dir du seligster, nun lebst du in Frieden,
Wir aber wallen noch auf dieser Kummerbahn,
Wir sind mit Trauer zwar von dir anjetzt geschieden
Doch werden wir dich einst im Himmel treffen an.

Die wuchtige Persönlichkeit des seltenen Mannes, dessen Grab noch zwischen Kirche und Totenhaus gezeigt wird, lebt noch jetzt in des Volkes Angedenken. Man wählte ihn seitens der Geistlichen des Kreises zum Abgesandten an den russischen Statthalter in Stettin in jener trüben Zeit des siebenjährigen Krieges. Seine Bestrebungen wurzelten in denen der Herrnhuter, die grosse Erweckung predigten, und gegen Trunksucht, Unkeuschheit und Teilnahmlosigkeit eiferten. Kurz zuvor war dies in Zezenow seitens des Pastors Beyer gethan worden. Ein Herrnhuter

wirkte damals bei den Stojentin in Giesebitz und Schorin und bei den Puttkammer in Glowitz. Ueber Schimansky berichtet der Chronist und spätere Pastor Lohmann u. a. folgendes:

„Anno 1733 den 24. Mai kam Pastor Schimanski nach Glowitz als Prediger. In der Gemeinde gab es zuerst grosse Kämpfe, sowohl Hohe als Niedere waren gegen ihn, ja es ging soweit, dass sie ihn aus dem Wege räumen wollten, aber er vertraute seinem Gott, dass er ihn schützen könne und werde. Auch ein Candidat in Schorin hatte ihn heimlicher Weise beim Consistorium denunciert, er lehre nicht orthodox und sei in die gräuliche Sektirerei der Herrnhuter gefallen, wie aus dem Sup.-Archiv zu ersehen. Als er einstmals am Sonntag in die Kirche gehen wollte, so versetzten ihm die Bauern die Thüre, wo er eingehen wollte. Da sagte er ihnen, als er vor ihnen stand und sie ansah: ich komme hier an die Stätte im Namen Gottes des Herren Zebaoth. Da ging alles auf die Seite und liess ihn in die Kirche gehen. An Hass und Neid fehlte es ihm nicht, aber er wurde desto eifriger im Predigen und hielt noch in der Woche Erbauungsstunden. Seine Lehre war Gesetz und Evangelium, der Moses trieb die Leute in grosse Furcht und Angst und wo Seelen in Unruhe waren, wie z. B. in Giesebitz, da fast kein Haus übrig war, das nicht schrie und weinte, die wies er zu Jesu, pries ihnen seine Liebe vor und dass er ihnen gnädig sein wolle, wenn sie zu ihm kämen. — Gewiss hat auch der Heldensänger E. v. Kleist, der in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Ruschitz verweilt, wo noch die Stelle gezeigt wird, an der er die „Silberquelle“ dichtete (wiewohl sein Stammgut Zöblin bei Coeslin) mit Freuden sein einig frommes Gemüt an diesem Liebesborn erquickt, vielleicht hatte er darum so grosse Sehnsucht hier in der Stille sein Leben zu beschliessen, dass er auf den Ueberfall bei Hochkirch von dort an Gleim schrieb: die Russen sind im Herbst

(1758) auf meinem Gut gewesen und haben mir alles genommen. Nun bin ich mit den Bauern und Geschwistern ganz ruinirt, ich habe immer gedacht, noch einmal zu Hause zu sterben, wenn ichs im Kriege nicht würde, und nun hatte Gott der Herr durch seine treuen Hirten die Glowitzer Gemeinde vorbereitet auf das Weh, welches der 7 jähr. Krieg über sie bringen sollte. Die Gutsherren, sowie Söhne der Gemeinde, standen im Felde und hier hausten die Russen fürchterlich.“ — 1758 kam ein schleuniger Befehl an den Glowitzer Pastor Sch., alles Kirchengut zu retten und nur der zinnernen Altgeräte sich zu bedienen. So wurde das Kirchengut gerettet, aber Russen schleppten Vieh, Korn und Stroh weg. Dann kam drückende Einquartierung und mit ihr Viehseuchen. 1761 wurde von der ganzen Synode der Pastor einstimmig gewählt, um bei dem von Colberg aus regierenden russischen General Romanzoff um Linderung der drückenden Lasten zu bitten. Mitten unter den Unruhen des Jahres 1757 traute der Pastor seine beiden Töchter mit den geistesverwandten Pastoren Alberti und Mampe und schrieb dabei: Jesu Christi, sei du der 3. Name bei ihnen ewiglich, segne sie geistig und leiblich. — Eine hundertjährige Frau Gresenz, die noch von Sch. eingesegnet war, erzählte dem Pastor loci 1854: Sch. war ein grosser, stattlicher Mann, ebenso milde als stark, ebenso gefürchtet als geliebt, häufig pflegte er Trunkenbolde und Ehebrecher körperlich zu züchtigen, aber jede trostbedürftige Seele fand bei ihm Hülfe. Bei seiner Introduktion bedauert der Küster Hasske, dass des Sommers gar keine Kinder zur Schule, im Winter kaum 10 in die Tagesschule kämen. „Bey der letzten Kirchen-Visitation unter Sch. 1773, da Pastor selbst krank, bezeugte der Präpositus: die Schulen sind in allen Dörfern ordentlich des Winters über abgewartet, wie denn auch an den meisten Orten die Sommer-Repetitionen abgewartet werden.“

Dieser Michael Hasske klagt im Visitationsprotokoll von 1747, er sei 40 Jahre alt und 15 Jahre im Dienst, habe aber bis dato für seine mühsame Information wenig oder nichts genossen, des Sommers kämen die Kinder gar nicht, des Winters bei Tage selten mehr als zehn, die für den Winter einen polnischen Gulden geben, die Abendschüler aber bezahlten gar nichts und brächten nicht einmal Licht mit; von den Eingesegneten bekomme er einen Sechser. — Wiewohl man nun seine Treue und Geschicklichkeit lobt, weiss man doch keine Abhülfe, die aber von den hochadligen Herrschaften dem Pastor versprochen wird. Zunächst erhält er „*citra praejudicium consequentiae*“ sechs Thaler Zulage und der Pastor soll durch öfteren Schulbesuch die Säumigen zur Teilnahme am Unterricht bewegen. — Freilich fanden die Bestrebungen viel Widerstand. Am 1. März 1736 schreibt Schimansky an das Konsistorium: Nun lässt die Herrschaft in Giesebitz grössere Saumsäigkeit spüren in Ansehung ihres schuldigen Beytrages zu dem nötigen Bau eines Stalles beim Wittwenhaus wie auch in anbefohlener Erbauung eines Schulhauses. Der Grossendorfsche Schulmeister wird 1747 der Trunksucht beschuldigt. Dasselbe Protokoll meldet: „Uebrigens findet sich, dass auch in diesem Kirchspiel die Kaschuben sonderlich ihre Kinder successive zur deutschen Sprache immer mehr und mehr gewöhnen, zumahlen Kinder in den Schulen deutsch lesen lernen und ihnen also das Deutsch von Zeit zu Zeit immer bekannter wird, obgleich nicht möglich, dass die k. Sprache in kurzer Zeit und mit einem Mal untergedrückt werde. Und hat Pastor loci, solchen Zweck mit der deutschen Sprache in circulo vandalicō desto eher zu erreichen, diesen Vorschlag gethan, dass der Katechismus und die Heilsordnung deutsch und polnisch in gespaltenen Kolumnen gedruckt wird.“ Der

thatkräftige kaschubische Pfarrer war in diesem Punkte das gerade Gegenteil seines Zeitgenossen Donlitius.

Der öffentliche Gottesdienst begann (1736) um 9 Uhr, zuvor fand, kgl. Befehl gemäss, „Katechisation, soviel als möglich, in beiden Sprachen“ statt. Einmal in der Woche war Betstunde mit Bibelerklärung und sich anschliessende kaschubische oder kaschubische und deutsche Katechisation. Die Konfirmanden genossen ausserdem zweimal in der Woche katechetischen Unterricht unter Pastor Joh. Friedr. Fleischer. 1776 bis 1801 lagen die Verhältnisse ähnlich. Noch 1776 fand, „wie bisher gebräuchlich“, Dienstags kaschubische und Freitags deutsche Betstunde statt, bei der 1787er Visitation: vor der Visitationspredigt kaschubische Jugend-Katechisation und nach jener deutsche. Aehnlich war es 1800; in diesem Jahre wird noch hervorgehoben, dass die Schulen des Kirchspiels gehörig besetzt sind und unter genauer Aufsicht des Pastors gehalten wurden. Um diese Zeit (1784) hatte Glowitz 38 Feuerstätten, 3 Krüge, 1 Schmiede, 1 Wassermühle, 2 Holzwärterwohnungen, und neben dem Prediger und Küster 10 Bauern und 6 Halbbauern. Schon damals waren die folgenden Orte eingepfarrt: Giesebeitz, Rumske, Schorin, Zedlin, Zemmin, Rowen, Klenzien, Vixow, Ruschitz, Warbelin, Dechow, Grossendorf und Zipkow.

Aus jener Zeit stammt der Bericht Bernoullis über Zipkow und das „Ländchen der Kaschuben“, als deren hauptsächlichstes Kirchdorf ihm Glowitz gilt. In der That besass damals das Kirchspiel die grösste Zahl Kaschuben; im Durchschnitt fanden sich jährlich 3000 kaschubische neben 700 deutschen Kommunikanten, von 1713 bis 1733 liegt die Zahl der kaschubischen zwischen 3152 und 2204 und die der deutschen zwischen 701 und 464, allerdings mit stetiger Abnahme der ersteren und Zunahme der letzteren. Die Zahl der Begrabenen schwankt in der-

selben Zeit von 21 bis 74 jährlich. 150 Jahre später aber (1881) gab es neben 5335 deutschen nur noch 105, 1886 nur noch 18 kaschubische Kommunikanten. 1887 erlosch Kaschubisch als gottesdienstliche Sprache mit dem Ableben des Pfarrers und Chronisten Ernst Cornelius Engelbert Lohmann (1853 bis 1885), nachdem sie unter Joh. Chr. Koberstein (1802 bis 1828) und Heinr. Aug. Küsell (1829 bis 1852) immer mehr zurückgedrängt worden war; der neue Pfarrer Johannes Wegeli (seit 1886) verwendet dieselbe nur noch in bescheidenem Massstabe bei ganz alten Leuten in den Klucken.

Jener Bericht Bernoullis aber, der nicht viel älter als 100 Jahre ist, möge zum Vergleich mit den veränderten heutigen Zuständen dienen. Bernoulli hatte Gelegenheit, die Gastfreundschaft des Etatsministers v. Podewil zu geniessen, mit dem er im Sommer 1777 eine Reise auf dessen Güter im Kaschubenlande machte. Sie besuchten Zipkow und den Lebasee und Glowitz und verweilten im ersteren Orte des schlechten Wetters wegen länger. Er sagt ungefähr: „Den 29. Juni 1777 war das Wetter noch schlimmer; kaum konnte man sich überwinden, gegen Abend nur über den Hof zu gehen, um in einer Scheune die kassubischen Unterthanen tanzen zu sehen. Es war Sonntag, und der Graf hatte ihnen dieses kleine Fest, seine Gegenwart zu feyern, angestellt. Ihr Tanz kommt ziemlich mit dem polnischen überein, und auf gleiche Weise tanzen auch die pommerschen Bauern auf des Grafen vorerwähnten Gütern, wie ich es den Sonntag zuvor auf einem ähnlichen Ball bemerkt hatte. Unter den kaschubischen Bauersleuten sind die Männer von gutem Ansehen, und sie kleiden sich simpel wie die pommerschen. Die Frauensleute hingegen unterscheiden sich sowohl von den unter ihnen wohnenden Kolonisten, als von ihren pommerischen Nachbarinnen, beydes durch ihre Hässlichkeit und durch eine besondere,

aber doch ziemlich einfache Kleidertracht. Sie tragen einen braunen, beynahe schwarzen, wollenen Rock wie es die Farbe ihrer Schaafe mit sich bringt, der oben am Gürtel in viele kleine Falten gelegt ist. Am Leibe haben sie eine Art Wamms von dem nämlichen Stoff, das die Taille, wenn sie eine hätten, gut angeben würde. Unter dieser Jacke tragen sie noch eine von Leinwand, und von derselben Farbe, die hinten unter dem Nacken, in der Form eines unterwärts gekehrten abgestumpften Dreyeckes, ausgeschnitten ist; und diese behielten sie allein an, sobald sie der Tanz ein wenig erwärmt hatte. Das Auffallendste ihrer Kleidung aber ist eine wollene schwärzliche Mütze, in der Gestalt einer breiten Binde, die hinten an den unteren Ecken umgewandt, und mit einem scharlachroten Zeug gefüttert zu seyn scheint: ich sage, scheint, weil, um den Stoff zu sparen, diese Ecken nur aufgenäht sind, und nicht können herunter gelassen werden. Nach der Form dieser Mütze bleiben die Haare oben auf dem Kopfe unbedeckt; doch tragen einige ein Stück von weisser Leinwand, an die Binde angeheftet, das in kleinen Falten auf dem Wirbel zusammengezogen wird, und eine Art Haube vorstellt. Von den Sitten der Kaschuben habe ich nicht viel besonderes erfahren können; diese Leute gleichen schon sehr den gemeinen Pohlen, sie machen viele niederträchtige Verbeugungen, küssen, umfassen die Knie, sind aber falsch und aufrührerisch, da hingegen ihre pommerischen Nachbaren ohne viele Komplimente treuherzig die Hand reichen, es aufrichtiger meynen und ihren Herren redlicher zugethan sind. Eine eigene Gewohnheit unter ihnen ist, dass die jungen Leute, welche sich in einem Jahre verhey ratthen wollen, diese Feyerlichkeit alle auf einen Tag begehen, der mehrrenteils der St. Dionysiustag ist, und da viele Dörfer zusammen nur eine Kirche haben, wie z. B. vierzehn Dörfer zu dem einzigen Kirchspiel Glowitz gehören, so ist, wie

leicht zu erachten, der Zusammenlauf an diesem Tage merkwürdig. Es ist der Gebrauch, dass ein Mädchen am Tage der Hochzeit dem Gutsherrn von ihrer Arbeit ein grosses Paar wollene, zotticht gefütterte Handschuhe ohne Finger überreicht; diese Handschuhe sind von weisser Wolle, die Stulpen aber sind mit Wolle von verschiedenen schönen Farben, nach einem musaischen Muster durchwürkt. Dieses kleine Volk hat noch seine eigene Sprache, darinn gepredigt wird, und worinn auch Andachtsbücher gedruckt werden. In der noch ungedruckten, oben erwähnten Heylerischen Chronik, soll im zweyten Kap. etwas zum Lobe dieser Sprache vorkommen (S. D. Oelrichs fortges. hist. dipl. Beyträge S. 155), doch ist sie wahrscheinlicher Weise, nur ein verdorbener Dialect des Sclavonischen. Die Kaschuben verstehen die Pohlen ziemlich wohl, hingegen haben diese einige Mühe die Kaschuben zu verstehen. Der Koch des Grafen, der in der Lausitz, wo viel wendisch gesprochen wird, gedient hatte, konnte viel von dem Kaschubischen verstehen. Uebrigens ist die grosse Verschiedenheit dieser Sprache vom Deutschen dem Adel unangenehm; daher die Gutsbesitzer alles mögliche, aber bisher ohne sonderlichen Erfolg anwenden, um das Deutsche allgemein einzuführen, und das Cassubische zu verbannen. — Aus Anlass der Urbarmachung des Moorlandes und Heydelandes werden viele deutsche Kolonisten in diesem Ländchen angesetzt¹⁾. — Eine kleine Meile von Zipkow bemerkte ich die obgedachte

¹⁾ In einer Anmerkung bekundet B. in Uebereinstimmung mit dem pomm. u. neum. Wirth S. 40, dass neben Stolp: Bütow und Lauenburg das eigentliche Ländchen der Kaschuben sei, Büsching aber mit Unrecht das Land weiter östlich lege. Büsching bekennt in seinen Woch. Nachrichten S. 148 und 181, dass er den Landesnamen gleichgültig genommen habe, da er nur Volksname sei und die Grenzen unbestimmt wären. Er lässt aber dann die beiden Berichte Hakens und Wobesers folgen, die Bernoulli Recht geben.

kaschubische Kirche des Dorfes Glowitz, welche gross und äusserlich ziemlich schön ist.

Den 20. Julius (1778) trat ich in die dortige Kirche (zu Lupow). Es wurde deutsch geprediget, worauf auch eine Predigt in kaschubischer Sprache folgte“.

Aus dem 18. Jahrhundert ist uns eine Kommunikantenliste erhalten, die mit einer anderen aus dem 19. Jahrhundert das Zurückweichen des Kaschubischen bekundet. Sie folgt.

1713:	559	deutsche	+	3152	poln. Kommunikanten.	—	70	Begräbnisse,
1714:	558	"	"	3025	"	"	62	"
1715:	510	"	"	3104	"	"	36	"
1716:	524	"	"	3022	"	"	59	"
1717:	493	"	"	2487	"	"	48	"
1718:	558	"	"	3022	"	"	38	"
1719:	609	"	"	3077	"	"	43	"
1720:	553	"	"	2956	"	"	32	"
1721:	570	"	"	2977	"	"	40	"
1722:	572	"	"	3050	"	"	37	"
1723:	572	"	"	3004	"	"	39	"
1724:	464	"	"	2204	"	"	21	"
1725:	550	"	"	2321	"	"	51	"
1726:	563	"	"	2984	"	"	74	"
1727:	563	"	"	2916	"	"	68	"
1728:	592	"	"	2939	"	"	46	"
1729:	648	"	"	3020	"	"	53	"
1730:	716	"	"	3037	"	"	67	"
1731:	761	"	"	2824	"	"	31	"
1829:1551	"	"		3284				
1830:1851	"	"		3257				
1831:2027	"	"		3346				
1832:2076	"	"		2952				
1833:2398	"	"		2893				
1834:2702	"	"		2757				
1835:2746	"	"		2680				
1836:3041	"	"		2591				
1837:2974	"	"		2529				
1838:3087	"	"		2328				
1839:2960	"	"		2405				

1840:	3411	deutsche	+	2150	polnische Kommunikanten.
1841:	3150	"	"	2010	
1842:	3340	"	"	1980	
1843:	3310	"	"	1980	
1844:	3500	"	"	1700	
1845:	3893	"	"	1719	
1846:	3792	"	"	1500	
1847:	3666	"	"	1752	
1848:	3828	"	"	1449	
1849:	3590	"	"	1349	
1850:	3752	"	"	1370	
1851:	3838	"	"	1178	
1854:	4029	"	"	878	
1855:	4546	"	"	996	
1881:	5335	"	"	105	
1882:	5005	"	"	96	
1883:	?	"	"	71	
1884:	4886	"	"	71	
1885:	?	"	"	58	
1886:	?	"	"	18	
1887:	5467	"	"	0	
1888:	5037	"	"	0	

Hilferding schreibt über seinen Aufenthalt in Glowitz folgendes:

„Ich muss jetzt einige Worte über den Glowitzer Herrn Pastor Lohmann sagen, welchem ich für den erwähnten Nachweis dankbarlichst verbunden bin. Inmitten einer protestantischen Geistlichkeit Ostpommerns, welche nicht nur grösstenteils die slawische Nationalität verachtet und vernachlässigt, sondern sogar feindselig gegen sie auftritt und ihren Einfluss bei den Parochianen zu ihrer Ausrottung benutzt, macht Herr Lohmann eine bemerkenswerte Ausnahme. Gebürtig aus der preussischen Rheinprovinz, erhielt er nach absolvierten theologischen Studien die Glowitzer Pfarrstelle in der wilden „Kaschubei“ und verschritt sofort zur Erlernung der polnischen Sprache, welche er sich auch in kurzer Zeit so aneignete, dass er darin

predigen konnte. Ich habe bereits bemerkt, dass die gottesdienstliche Sprache bei den Kaschuben die polnische ist. Sie verstehen selbige ganz gut. Die protestantischen Kaschuben und Slowinzen gebrauchen solche Gebet- und Religionsbücher, welche für die polnischen Protestanten im 16. und 17. Jahrhundert mit deutscher Schrift gedruckt wurden. Ihre Sprache ist daher, wenn sie über religiöse Gegenstände sprechen, mit Archaismen aus diesen Büchern durchflochten. In Garde sah ich bei einer alten Frau ein Gebetbuch, auf dessen Umschlage mit der Feder die Worte „Slowinskie Modlitwy“ (Slowinzische Gebete) geschrieben waren; allein das Buch war ein polnisches. Neuere, mit lateinischen Buchstaben gedruckte Gebetbücher sind den Kaschuben durchaus fremd. Sowohl Slawen wie Deutsche sind seiner geistlichen Pflege anvertraut und die Parochie Glowitz ist die einzige in ganz Pommern, wo die Slawen nicht gezwungen sind, in der Kirche Deutsche zu sein. Die Schule in Glowitz ist, dank dem Einflusse des erleuchteten Pastors, gleicherweise die einzige in Pommern, aus der nicht nur nicht die slawische Sprache mit Prügeln herausgetrieben wird, sondern wo man die slawischen Kinder polnisch lesen, schreiben und beten lehrt. Als Lehrer bei dieser Schule fungierte im Jahre 1856 der greise Gor; er war damals 81 Jahre alt und sprach slowinzisch und polnisch gleich gut. Er ist unter Friedrich dem Grossen geboren und erinnerte sich dessen, wie dieser König befohlen hatte, die kaschubischen Kinder deutsch zu unterrichten. Trotzdem waren vor ungefähr 60 Jahren in der Glowitzer Schule 54 Schüler, welche nicht ein Wort Deutsch verstanden und nur 11, welche die deutsche Sprache einigermassen verstanden. Jetzt verstehen dort alle Kinder Deutsch. Man kann aber auch sehen, wie das Volk seinen Pastor dafür liebt und ehrt! Die Macht des deutschen Elements ist dessen ungeachtet so gross in diesem Lande,

dass das slawische mit jedem Jahre mehr von demselben schwindet. Ich war zufällig an einem Sonntage in der Kirche zu Glowitz. Zuvörderst las der Geistliche die Liturgie und hielt eine polnische Predigt. Es waren ziemlich viel Kirchgänger versammelt, jedoch meistens ältere Personen; sie waren grösstenteils von den entfernten Fischerdörfern gekommen. Kinder und junge Leute sah ich fast gar nicht. Diese trieben sich im Sonntagsstaat vor der Kirche umher und warteten auf die Beendigung des „wendischen“ Gottesdienstes. Wenn irgend eine alte Frau in kaschubischer Nationaltracht vorüber schritt, so blickten sie mit spottender Neugier auf dieselbe. Bei dem letzten Liede des slawischen Gottesdienstes drängte sich die geputzte Menge junger Frauenzimmer, Mädchen und Burschen in die Kirche zum Beginn des deutschen Gottesdienstes und beeilte sich die Bänke zu besetzen, welche von den Kaschuben, den Ueberbleibseln eines ablebenden Geschlechts, langsam verlassen wurden.

An der Glowitzer Kirche wird vom Jahre 1829 ein Verzeichnis darüber geführt, wie viel Comunicanten sich an dem slawischen und wieviel an dem deutschen Gottesdienste beteiligt haben.

Diese Zahlen bedürfen keiner weiteren Erklärung. Wir sehen, dass noch im Jahre 1829 unter den Glowitzer Parochianen über zwei Dritteile an dem slawischen Gottesdienste Teil nahmen, in den Jahren 1834 und 1835 bildeten sie etwa noch die Hälfte, im Jahre 1855 betete aber nur noch weniger als ein Viertel in slawischer Sprache zu dem Höchsten.

In eben derselben Proportion und fast noch mehr hat das slawische Element im Kirchspiel Zezenow abgenommen.“

Wie ganz anders ist es seitdem geworden! Die alte Kaschubekirche ist nach dem Erlöschen dieser Sprache (1886) 20. Okt. 1889 weggebrannt. Ein stattliches neues

Gotteshaus erhebt sich. Die Kaschubenhütten haben schönen Steinhäusern Platz gemacht, und der Wohlstand mehrt sich zusehends. Immer aber gilt der Ort noch als der Treffpunkt sämtlicher Kaschuben.

Gieseblitz, nach Glowitz eingepfarrt, ist eine alte kaschubische Ansiedelung am Rojskifluss und Lebasee; es hatte anfangs nur wenige Fischerhütten, besass aber im Anfang dieses Jahrhunderts zeitweise über 1000 Einwohner. Infolge der Wanderlust nach Amerika sank die Zahl etwas, beträgt aber immer noch 900. Es hatte im vorigen Jahrhundert bereits eine Schule, die in einer Kathe der Gutsherrschaft abgehalten wurde; Schimansky sorgte mit Eifer für ihre Erhaltung und Besserung, der interimistische Schulmeister Simon Jahneck erlangte 1738 seine Ständigkeit. 1813 brannte die Schule ab. In der neuen war der Schneider Haack der erste Lehrer. Er erhielt 22 Silbergroschen 50 Pfennige jährliches Gehalt und ausserdem 6 Scheffel Gerste und $\frac{1}{2}$ Scheffel Roggen für seine sonntäglichen Betstunden in den Wintermonaten. Wegen „nicht lobenswerten Lebenswandels“ musste er 1834 sein Amt niederlegen. Er trank nämlich stark. Er unterrichtete, wie sein Nachfolger, in kaschubischer Sprache. Dieser hieß Echt, wirkte 1834 bis 1864, bezog 168 Thaler 27 Groschen Einkommen und musste sich verpflichten einen Gehilfen zu halten. Um jene Zeit besuchte Hilferding Gieseblitz und berichtet:

„In Gieseblitz blicken die Fischer auch nicht ohne Murren auf die Vertilgung der slawischen Nationalität, und die Eltern beschweren sich darüber, dass ihnen die Kinder, wenn sie kaschubisch zu ihnen sprechen, zum grössten Teil deutsch antworten. Ein Fischer sagte unter anderm

zu mir: „In den Schulen lehrt man die Kinder alles deutsch, von den Eltern lernen sie nur wenig polnisch (w szkołach uczą dzieci wszelko po niemecku, ot starszych drobką są nauczą po polsku).“ Auch erzählte man mir dort, dass in der dasigen Schule die Kinder für jedes Wort geprügelt werden, welches sie zu einander slawisch sprächen. Dasselbe gilt von der Schule in Klucken, wie ich es von den Schülern derselben selbst gehört habe. Ob auch in andern Schulen aus diesem Grunde geprügelt wird, ist mir nicht bekannt.“ 1871—1890 wirkte der Lehrer Nimz, er bezog um 1875: 750 Mk., sein zweiter Lehrer 680. Von ihm erzählt die Sage der Umgegend noch jetzt, er habe das zweite Gesicht gehabt, und ihm seien manche sagenhafte Geschichten passiert. Nimz hat für Knoops Werk Berichte über seine Heimat geschrieben, desgleichen die Gieseitzer Chronik angefangen. Die Zahl der Schulkinder, die 1844 nur 79, 1850 schon 140 betrug, erreichte unter ihm die Höhe von 200 und steht jetzt auf 180. Er berichtet: „Die Gemeinde lebt — auch nach dem grossen Brände — zum Teil in guten Verhältnissen (Fischerei und Ackerbau). Bei vielen Gemeindegliedern wird aber der Wohlstand durch den Genuss des Branntweins, welchem in übermässiger Weise zugesprochen wird, untergraben. Es gehen noch Fuhren von Korn und Kartoffeln nach Stolp und Lauenburg, und die Torfstiche liefern reichlich Brennmaterial.“ Jetzt wirken drei Lehrer in Gieseitz.

Die alten Gehöftnamen haben sich erhalten. Nimz macht 1885 folgende Flurnamen namhaft: Bijelawa, Bilowa, Birk-Lessagurka, Buttaw, Czefka, Dobrowka, Goulätsch, Kamrätsch, Krina, Kwistrow, Misk, Pajanke, Saborra, Samuczefka, Sekampja, Woiistrow, Wolitsch. Boldt nennt 1896: Poagekraug oder Froschkrug, Jerusalem, Oberstrasse, Parambow, Budda, Wolitz, Nord, Bierk, Pajnik (Parzonka, Paris), Quisdofka, Bobann, Muisk, Zoll, wovon die ersteren:

Plätze, die von Bierk an: Ausbauten oder Buskowen bezeichnen.

In seiner Arbeit über das Dorf Giesebitz giebt Boldt auch manche bemerkenswerten Einzelheiten über die wirtschaftlichen Verhältnisse. Die meisten der folgenden Notizen röhren von ihm her.

Die Häuser liegen deshalb so eng aneinander zu beiden Seiten der Strasse, weil die Bauplätze so knapp bemessen sind. Um 1870 brannte ein Teil des Dorfes ab, die Geschädigten konnten aber keine Bauerlaubnis bekommen, weil der gesetzliche Zwischenraum nicht vorhanden war. Da bauten acht Eigentümer eine einzige grosse Scheune; sonst befinden sich die kleinen Scheunen immer vor dem Wohnhaus an der Strasse. Zwischen dem Dorf und dem See liegt die 100 m breite Lebawiese, mit Brunnen, Kartoffelmieten und Gärtchen an der Dorfseite versehen. Das Rohr am Seerande wird zu Schindeln benutzt, der Rittergutsbesitzer soll daraus jährlich etwa 2000 Mk. lösen. Die meisten Eigentümer haben nur wenige Morgen Land, fast keine Wiese, aber etwas mehr Moorböden. Die Pacht ist teuer, man zahlt dem Rittergutsbesitzer 15—25 Mk. für den Morgen Land oder Wiese, der Kaufpreis ist 600 bis 1000 Mk. Dies kalkhaltige Land wird zweimal jährlich gedüngt, so dass der Morgen oft 15 Scheffel Roggen und im Herbst reichliche Stoppelrübenernte bringt. Neben Roggen und Rüben pflanzt man besonders Kartoffeln, diese, wie auch der Hafer, aber in Moorland. Man arbeitet daselbe spatentief ein, düngt es im Herbst und gräbt es im Frühling nochmals um, dann macht man Furchen und reinigt sie im April. Im Mai pflanzt man die Kartoffel, im Juli hackt man sie zweimal. Die reiche Ernte birgt man gleich in grossen Haufen oder Mieten im Moor, wo man sie nach Bedarf entnimmt. Im Frühjahr entkeimt man wiederholt durch Hin- und Herschieben auf der Tenne

mit den Händen die Kartoffeln und hebt sie in der Scheune auf. Man füttert damit Rinder und Schweine fett. 50 Stück Mastvieh soll Giesebitz wiederholt auf einmal verkauft haben. Im grossen und ganzen ist jetzt in Giesebitz der Landbau, im dazu gehörigen Anbau Fuchsberg die Fischerei heimisch.

Das Dorf Klucken („Hütten“) besitzt vierzig Häuschen, die in geringeren und grösseren Entfernungen bis zu 1 km von einander entfernt liegen und 550 Einwohner beherbergen. Die Schmolsiner Klucken sind schon ziemlich deutsch, sie besitzen den Weg nach Schmolsin, die Schule, den Gottesacker, den Krug mit der Postniederlage. Die Häuschen bergen gewöhnlich vier und noch mehr Familien. Sie werden nur durch Fusspfade mit einander verbunden und stehen mitten im Lebaer Moor, etwa 2 km weit von der Südwestküste des Lebasees, kaum $\frac{1}{2}$ m über dem Wasserspiegel, südwestlich von den Lebawiesen, während im Süden und Osten Wälder von Fichten, Kiefern, Birken, Buchen und Eichen grünen. Nach Westen erblickt man den heiligen Kaschubenberg Revekol, an dessen Fuss das Kirchdorf Schmolsin liegt, im Nordwesten den Leuchtturm, im Süden einen waldigen Bergrücken; die Getreidefelder sind spärlich, die Kartoffeln gedeihen gut. Die drei geschiedenen Teile, die Selesener (20 Familien mit 150 Seelen), Zemminer (18 Familien mit 150 Seelen) und Schmolsiner Klucken (60 Familien mit 250 Seelen) bilden einen Schulverband. Die alten Namen der einzelnen Besitzteile in den Schmolsiner Klucken heissen Gorni, Grzendorf (Schangdow), Novidomski, Piaskowi, Jach, Lugowi, Zickor, Dambowi, Pawelki. Alte Leute wissen noch von den neun Familien, heute sind die 9 Stück in 50 Teile geteilt, jeder will Besitzer sein, auch wenn jedes Stück nur eine Hand

gross ist, Piaskowi hat z. B. 5 Besitzer. 1738 wirkte in der gemeinsamen Schule der Lehrer Pollex, 1743 Heick. Aber bis zum Jahre 1863 gab es kein Schulhaus, und ein Handwerker hielt die Stunden in einer Stube, die eine Witwe bei Gorni, das heisst auf dem Berge, geschenkt hatte. 1761 im Frühjahr hausten die Russen hier.

Einer der ersten Lehrer hiess Klück, war früher Seefahrer und wurde Schulhalter, weil er einen lahmen Fuss erhalten hatte. Die Kinder brachten ihn selbst in die Schule und nach Hause. Er bezog 12 Thaler Gehalt und machte während des Unterrichts hölzerne Löffel und Holzpantoffeln. Dann versorgte Gabbey 23 Jahre das Schulamt; die Kinderzahl schwankte zwischen 90 und 50, von denen er je $22\frac{1}{2}$ Groschen Schulgeld empfing, daneben schneiderte er und bebaute sein Büdnergrundstück. Dann folgte der seminaristisch gebildete Lehrer Fröhling; seit 1886 wirkt Stodtmeister, der die öden Wüsten in der Nähe der Schule durch ausdauernden Fleiss in ein Paradies verwandelt hat. Obst, Beeren, Blumen und Gemüse gedeihen, Getreide wird seitdem gebaut, und die Kluckener sind zum Teil seinem Beispiele gefolgt. Aber welche Arbeit steckt auch in dem Schulgarten und Schulfeld. Auf dem alten Stück Unland gruben früher die Bewohner Sand. Fachmänner urteilten: „Hier wächst weder Baum noch Strauch.“ Da grub Stodtmeister $\frac{1}{4}$ Morgen Sandland aus, fuhr Gräbenauswurf hin, erhöhte ihn durch mehr Moorland und pflanzte Hopfen und Cichorien und später das lohnendere Korn. Die Regierung unterstützte diese Kulturarbeit durch Geld und der Pfarrer durch Pflanzen, Bäume und Sträucher. Der Kaiser selbst belohnte die Arbeit, indem er die Mittel zu Baulichkeiten spendete. — Die Fischerei geschieht gemeinschaftlich. Am merkwürdigsten war die jetzt für den Lebasee verbotene Zesenfischerei. Zwei Segelboote mit je vier Mann Besatzung nehmen eine Zese und fahren in

gleichlaufender Richtung auf die See. Die Fische verfangen sich dann in dem sackartigen Hinterteil des Netzes, die Mäternitz genannt. Die Beute wird am Strandte geteilt. — Kaschubische Worte gebraucht man gern für Staar, Bachstelze, Hund, Brot, Korb, Kuh, Pferd, Krug, guten Tag, guten Abend, guten Morgen und Gott bezahls. — Zugezogenen räumt man in Gemeindeangelegenheiten nur halbes Recht ein, deshalb ist fremder Zuzug selten und unerwünscht. Das jüngste oder älteste Kind erbte früher des Vaters Besitztum, und das ganze Dorf ist verwandt.

Die wohlhabendsten Einwohner, die ein Haus allein haben, heissen Bündner. Die Eigentümer haben nur einen Hausanteil, aber ebenso Anteil am Fischfang und an der Gemeinweide. Ausser diesen beiden Titeln führen neben dem Lehrer und dem Wirt je einer den Namen Tischler, Schneider, Decker, Tagelöhner. Dieser hat kein Haus.

Zu den 550 Bewohnern gehört eine, meist abwesende, Zigennerfamilie, die deutsche Familie des Lehrers und Gastwirts und sonst nur Kaschuben, ferner die kaschubisierten nun wieder deutschwerdenden Reimanns und lauter echte Kaschuben.

Die Zahl der Namen ist eine geringe, weil meist Verwandschaftsheiraten geschlossen werden und man Fremde sehr schwer ins Dorf lässt. Die Schmolsiner Klucken haben 29 Familien Klück, 10 Pollex, 8 Reimann, die Selesener und Zemminer fast nur Ruch, Czirr und Kirck. Die anderen, mehr als einmal vorkommenden Namen sind Proy, Gabbey, Schimanke, Gromoll, Wogatzki, Krietzsch, Eick, Kaitzschick, Damaschke, Barnow. So kam es, dass die Schule 1857 unter 57 Schülern 18 Klück, 13 Kirck, 10 Ruch, 4 Pollex, 3 Reimann und 2 Czirr zählte; 1886: 36 Klück, 13 Kirck, 10 Ruch, 7 Pollex, 4 Reimann, 3 Czirr; die Zahl der Knaben überwiegt immer

die der Mädchen. 1865: 26 Knaben, 20 Mädchen; 1880: 50 K. und 32 M.; 1883: 50 K. und 48 M. Der Lehrer hilft sich beim Namenauf rufen, indem er des Vaters Vornamen oder den alten Gehöftnamen vorsetzt.

Die Verbindungen sind meist recht schlecht, von Schmolsin aus hat man ziemlich 3 Stunden, und der Sandweg ist nicht der beste; die Zemminer Klucken sind durch die hölzerne Pustinkebrücke verbunden, die von Glowitz, dem Begräbnisort, 15 km entfernt liegen, auch die Selesener Klucken müssen ihre Toten 10 km weit nach Selesen schaffen, von den Schmolsiner nach den Zemminer Klucken ist es 2 km.

Die Dorfstrasse der Schmolsiner Klucken ist ein Sandmeer, im Winter ein gefrorener See. Die Düne geht mitten durchs Dorf ostwestlich, hinter der Schule erreicht sie ihre höchste Höhe, von der man meilenweit sehen kann. Im Süden liegt das Moor mit den Selesener und Zemminer Klucken, weiterhin die Pustinkeberge, besonders den Korschowoberg, und den Glowitzer Turm. Im Norden liegt der blaue See und die Nehrung mit dem Leuchtturm von Scholpin und den Dörfern Dambe und Rumske; im Osten sieht man das Gieseitzer Moor und die Dörfer Gieseritz mit Fuchsberg, Speck, Babilon, Czarnowske und das Städtchen Leba. Im Westen verhüllt der Wald den Weitblick, der südwestlich durch den Turm des Revekol abgeschlossen wird. An den Häusern aber, denen meist die Schornsteine fehlen, ragen am Ende der Feuerleitern oder Stangen künstlich gearbeitete Wetterfahnen in Form eines Fisches oder Schiffes empor. So sauber man im Innern das Gerät, das des Hauses wie das der Fischerei hält, so armselig ist die ganze Ausstattung, das ganze äussere Gepräge der Häuser, die durch zahllose Anbauten von Ställen und Wohnungen verunschönt werden.

In der ehemaligen Sandebene, wo nur Kartoffeln und

höchstens noch Rüben, Zwiebeln und Hafer gedieh, hat man jetzt schon vier Obstgärten und blühende Felder und baut Korn, Kohl, Obst (der Lehrer hat 100 Bäume), Him-, Stachel-, Johannisbeeren, Wallnüsse, Wein, Bohnen, Salat, Gurken, Kürbise, Sellerie, Petersilie, Rosen, Nelken, Georginen, Päonien, Buchsbaum, Cichorie; die paar Küchengemüse zog man früher auf dem Felde, jetzt säen manche 4—5 Scheffel aus. Das Dorf besitzt 140 Kühe und 8 Pferde, der Lehrer allein 3 Kühe, einige Schweine und Ziegen, 9 Bienenstöcke. Er verkaufte 1895 2½ Ztr. Honig, für 10 Mk. Hopfen, für 13 Mk. Eierpflaumen, für viele Mark Obst und Obstwein. — Bei festlichen Gelegenheiten spannt man die Pferde zusammen und fährt zweispännig.

Hilferding sagt über die Klucken: „Ich fand in Klucken einen 80jährigen Greis, den letzten, welcher von denen lebte, die behufs der Konfirmation in der Parochie Schmolsin noch vermittelst der polnischen Sprache unterrichtet worden waren. Es war jedoch nicht an ihm die Unterwürfigkeit des Geistes vor dem Ausrottungssystem zu bemerken, welchen ich an dem grössten Teile des slawischen Volkes in Ostpommern bezüglich der Verdrängung der Stammesprache wahrgenommen hatte. Im Gegenteil, dieser Greis hatte sich in der dasigen Umgegend als ein hartnäckiger Widersacher der Germanisation gewissermassen berühmt gemacht. Er sieht wohl ein, dass er mit ihr nicht in Kampf treten könne; aber er unterwirft sich ihr nicht so ruhig wie die andern. Er glaubt, dass der Untergang der slawischen Nationalität in seiner Heimat ein Werk des Antichrist sei und ein Zeichen der Nähe des Endes der Welt.“

Früher wurde bei Hochzeiten ein eigentümlicher Tanz, der Schäfertanz, aufgeführt. Ihr strenges Fernhalten am Alten hat den Klucknern mancherlei Schaden gebracht. Da man sie vernachlässigte und ihnen keinen Weg baute, vermeinten sie, auch kein Chausseegeld zahlen zu müssen.

Da Zwang und Exekution nichts half, trieben Stolper Soldaten 1849 das Vieh nach Schmolsin, um aus dem Erlös die Kosten zu decken. Nun erst zahlten die Bauern und trieben teils lachend, teils ärgerlich ihr Vieh zurück. — Damals hatten die Schmolsiner Klucken 153 Einwohner (1850). Einst wurden ihnen die Lebauwiesen angeboten, die sie aber ausschlügen, weil sie Grundsteuern darauf abgeben sollten, und meinten: „Dat möt wat sin.“ Mit Freuden nahmen darauf die umliegenden Dörfer die Wiesen in Beschlag, die viel besseres Heu boten als die spärlichen Kluckenwiesen, und nun späht man jede Gelegenheit aus, einzelne Stücke zu erwerben. Der Hang am Alten aber äussert sich auch am Festhalten der strengen Sitte. Das gesagte Wort gilt, und wenn man einmal das Gute einer Neuerung eingesehen hat, legt man alle Vorurteile ab.

Ein Tag in den Klucken.

Früh Schlag 3 Uhr rüsten sich Burschen und Männer. Cichorientrank und festes Brot oder Kartoffelgebäck bilden den Morgenimbiss. Dann nehmen sie die Lischke, einen Holzspankasten, legen ihr Frühstück und die Schnapsflasche hinein und gehen mit ihren Netzen und mit oder ohne Sturmhaube nach den Booten, die in Czarnowske und Giesebeitz am See, in den Klucken am Pustinkestrom liegen. Immer in Gemeinschaft, fahren sie nun hierauf auf die Höhe. Früher fischten sie mit der Zese, einem richtigen Mausefallennetz. Diese ist jetzt untersagt zu gunsten von Prozeschke und Wjidnik. Diese beiden letzteren Netze haben keine Kehle. Die Kaschuben, die in ihrer Armut alles Fischereigerät, selbst die Boote und Netze gemeinschaftlich haben, sind sehr empört, dass man ihnen das Fischen mit der Zese verboten hat, während es ihren Ge-

nossen auf dem Frischen und Kurischen Haff gestattet ist. Sie meinen, man wolle sie verderben. Die Behörde aber will nur der Raubfischerei steuern. Der Fischreichtum nimmt ab, und der See wächst von allen Seiten zu.

„Ach was“, sagen sie, „die Wjidnik ist der Fischräuber, jedermann sieht, dass die Zese nur grosse Fische fangen kann, und gerade der kleinen werden immer weniger. Aber man will uns völlig verhungern lassen, der Ackerbau ist zu gering. Seine Majestät wird unsren Bitten nicht taub sein.“

Inzwischen hat der Morgen getagt, und die Mädchen und Frauen warten schon auf ihre Beute.

Auch im Dorf ist nun das Leben erwacht. Um 4 Uhr ertönt (es ist Hochsommer) ein lang anhaltender dumpfer Ton. Er entstammt einer ellenlangen, unten $1\frac{1}{2}$ dm. breiten Blechdute. Der Hirt ists, der diesen Ton vor jedem Gehöft erschallen lässt. Als bald kommen von allen Seiten Kühe, Ziegen und Schafe und ziehen mit dem Schäfer auf die Gemeindeweide. Die Weidegerechtigkeit bezieht sich stets auf eine gewisse Stückzahl Vieh, wer mehr Rinder schickt, muss dafür bezahlen. Oft thut man die überzähligen nach Dambe, das kostet 15—20 Mk. — Es vergeht nicht lange Zeit, so kommen auch schon die ersten Schnapskäufer in den Krug; Männer, die erst am Nachmittag auf die See fahren, Frauen, die sich zu Hause auch eine Güte thun wollen, und gern frische Eier heimlich gegen den geliebten Trank eintauschen. Indessen gehen die Kinder stumm und ohne den Klang der sonst in Deutschland verbreiteten Beerlieder in die Heidelbeeren. Die Frauen aber machen behaglich, was etwa in Haus und Feld notwendig gemacht werden muss. Unterdessen ist das Boot reich mit Fischen beladen an die Brücke des Pustinkebuchs zurückgekommen. Der Fang wird nach der Zahl der Fischer dem Augenmass nach geteilt. Einer dreht

dem Boot den Rücken und beantwortet kaschubisch die Frage des erwählten Führers: „Wem soll dieser Anteil sein?“ Der Gefragte nennt einen Namen und schon häufen Frauen und Mädchen des Betreffenden die Fische in die Karine, einen kleinen Bügeltragkorb. Als bald wandern die Frauen in die nächsten Dörfer, besonders auch nach Schmolsin und Glowitz, und verkaufen die Fische. Teilweise tauschen sie auch gleich Brot dafür ein, denn der Kluckener hat das Brotbacken allmählich verlernt, „das auf der Karine gebackene“, d. h. das eingetauschte, ist ihm lieber. Der Mann ist inzwischen in seinen geliebten Krug geeilt und geniesst des köstlichen Fusels, dabei immer aus dem Deckelloch der Schnupftabaksdose den pfefferartigen Staub auf den Handrücken schüttend und mit Wonne in die Nase ziehend.

Da der Kaschube sehr unter dem Pantoffel steht, hat er nie viel Schnapsgeld und lässt deshalb oft auf das erste Winternetz anschreiben. Die Geldbörse aber lässt sich eine richtige Kaschubenfrau nicht nehmen. Und wenn der Mann in der Stadt einkaufen war und zurückkommt, ist seine erste Thätigkeit die Rückgabe des Portemonaies. — Mittags 12 Uhr kommen die Kühe, die gewohnten Ställe füllend. Es wird gemolken und die Milch im Haushalt verwandt, denn die Kaschubin verkauft die Milch ungern, es wirkt der alte Aberglaube nach, die Kuh gebe dann keine Milch mehr. Um dieselde Zeit findet auch die Fütterung der Schweine statt, denen man mit Vorliebe Fischtrunk giebt, zubereitet aus den kleinen, sonst unbrauchbaren Fischen. Man röhmt diesem Futter grosse Nährkraft nach. Die Schweine aber zieht der Fuchsberger selten für sich auf, meist verkauft er sie an die Händler aus den Städten und Kirchdörfern.

Nachmittags 3 Uhr holt der Hirt aufs neue sein Weidevieh. Die Fischer aber liegen draussen am Pustinkestrom.

Sie sind heute derb beschäftigt und müssen ihre neu ausgebesserten Boote teeren. Den Anfang der Arbeit macht ein Rundtrank. Und nachdem alles herbeigetragen ist, nimmt jeder der Beteiligten das ihm zugeteilte Stück in Angriff, nicht ohne zuvor und dazwischen wiederholt ein Gläschen zu leeren. Man hat gleich einen ausgewählt, der mit der Flasche die Runde macht und jedem sein Glas vollschenkt. So oft man erst ansetzte, die Arbeit zu beginnen, sicher setzt man sich jetzt auf den Rasen, sobald man fertig ist; und wenn der Nachbar erst die Hälfte fertig hätte, man hilft ihm nicht, sondern sieht ihm, im Grase liegend, ruhig zu. Jeder aber macht das ihm zugeteilte Stück wirklich sauber und schön, der Kaschube hält überhaupt auf reinliches, zierliches, feines Handwerkszeug. Den Schluss bildet eine lange Siesta neben dem geteerten Boot. Eine junge Frau aber kommt und stört die gemütlich von ihrem Soldaten- und Matrosenleben und von Gespenstergeschichten plaudernden, den Ehegemahl nachhause zur Arbeit zu rufen. Ein angebotenes Glas Schnaps wird nach Befinden verweigert oder angenommen; vielleicht trinkt sie auch zwei. Der Mann hat im Krug wiederholt die Probe gemacht und sein längeres Verweilen dadurch durchgesetzt, dass er der holden Gemahlin den nur für Kaschubennasen duftenden Labetrunk zwei-, drei-, viermal gereicht. Schliesslich dringt aber doch die Frau auf das Nachhausegehen. Daheim wird nun das und jenes gemacht, immer hübsch langsam; der Krug ist auch nicht weit, und der Kaschube muss öfter einmal da nachfragen, was Neues in Fuchsberg und in den Klucken oder gar in Giesebitz und noch entfernteren Dörfern die Welt in Aufregung versetzt.

Im Winter ist insofern das Leben ein interessanteres, als der Verkehr mit der Aussenwelt noch mehr beschränkt ist, die Winterfischerei aber die aufregendsten Neuigkeiten

bietet und Fuchsberg und die Klucken wie eine einzige Familie in Atem hält.

Bei der Zesenfischerei fahren zwei Boote mit je zwei Mann Besatzung parallel neben einander her und ziehen gemeinsam das 3 m breite Netz. Bei der Winterfischerei ist das halbe Dorf beteiligt. Eine Anzahl Fischer, denen Böte und Netze als Teilhabern, Prawiés, gehören, wählen einen Kapitän und einen Schenk. Der Kapitän ist unumschränkter Herr. Jeder Teilhaber nimmt sich noch Mantélix (Gehilfen), mit Vorliebe melden sich junge Mädchen dazu.

„Sie wollen lieber Kälte und Anstrengung ertragen und mit den Burschen schäkern, als einen sichern Dienst in einem Hause annehmen“, meinte der Schullehrer des Ortes. Die Mantélix müssen die Hauptarbeit machen und die Befehle der Teilhaber ausführen.

Zunächst wird ein grosses Loch in die Eisdecke gehackt und in dasselbe ein an zwei Stangen befindliches, doppelflügliches, 2×150 m breites Netz gesenkt. In weiter Entfernung wird ein ebenso grosses Loch eingehackt, aus diesem soll das Netz mit den Fischen wieder herausgezogen werden. In der Entfernung der Stangen hackt man nun auf einem eiförmigen Plan eine Anzahl Löcher rechts und links. Nach diesen Löchern schiebt man die Netzstangen; man richtet und lenkt sie gleichzeitig auf beiden Seiten von Loch zu Loch, bis das Netz am letzten grossen Loch ankommt, wo der Kapitän des Herausziehens harrt. An dieser Stelle haben sich inzwischen auch alle übrigen Dorfbewohner und fremde Händler eingefunden. Ein eifriges Hin- und Herjagen und Erzählen; die Nichtbeteiligten kommen auch mit Karinen und Lischken; vielleicht fällt auch für sie etwas ab. Endlich ist das Netz herausgezogen. Das Ergebnis ist das Hauptereignis des Jahres; es bringt die einzige grosse Einnahme; von ihm hängt Glück und Wohlbefinden voller zwölf Monate ab.

Zunächst sondert man die grossen von den kleinen Fischen. Jene gehören den Mantélix, diese den Prawiés. Kein Prawié zuckt mit der Wimper, wenn überhaupt kein grosser Fisch im Netz war — oder auch kein kleiner. Und im letzteren Falle nehmen die Mantélix ihr Los ohne Murren hin, auch wenn sie tagelang gearbeitet haben, — sie haben indess lange Taschen in den kurzen Hosen! — — Nun beginnt die Verteilung der Bleie, Barsche, Plötze, Hechte oder der Verkauf des ganzen Fangs an die herbeigeeilten Fischhändler.

Die Fischhändler lassen sichs etwas kosten, sie geben Zigarren und Schnaps in Massen, um einen günstigen Kauf zu machen. Und so sehr der Kaschube seinen Vorteil zu wahren weiss, so stimmt doch Freigebigkeit des Händlers das Naturkind weicher. 1891 hatten die Fuchsberger auf einen Zug für 2400 Mk. Bleie gefangen, d. h. die Händler hatten den Preis bezahlt, obwohl die Menge das Doppelte wert war.

Im Krug wird ein wirkliches Fest gefeiert. Der sonst so karg lebende Kaschube gönnt sich — Schnaps und Zigarren selbstverständlich vorausgesetzt — ein reichliches Mahl, dessen Hauptbestandteile Brot und Hering sind. Bei solchen Gelegenheiten ist der Kaschube, dem es auch sonst nicht an Gesprächigkeit und Lebhaftigkeit fehlt, besonders aufgelegt. Die Zigarren gehen nicht aus.

Der Kaschube fährt selten auf der Leba ins Meer hinaus, er bleibt auf dem See. Kommt es nun vor, dass er durch widrige Winde bei schlechtem Wetter drüben auf der Nehrung festgehalten wird, so liegt er tagelang in jenen Fischerhütten bei Gespräch und Kartenspiel, Nahrung holt man aus dem mehrere Stunden entfernten Dünendorf Rumke. So lebhaft es in den dürftigen Katen zugeht. Schlägerei bricht nie aus. Zuhause erzählt er dann von den Abenteuern, die er drüben erlebt, wie die Mahr, halb wie ein Iltis, halb wie ein Zwerglein, auf einem Strohhalm

übers Meer geritten kam und nachts mit feurigen Augen auf seiner Brust sass; wie die Schlange riesengross aus dem Meere stieg und Feuer spie, dass der Strand verbrannte; wie im Gebüsch Geld lutterte und ein feuriges Kalb wachend davor lag; wie ein weisses Mädchen aus dem Wasser aufstieg und auf den Anruf verschwand; wie Lebamündes versunkene Kirchenglocken läuteten und der wilde Jäger hoch in den Lüften über das Meer brauste. —

Gegen Abend treibt der Hirt sein Vieh ein. Um 10 Uhr ertönen zehn schrille Pfeifentöne. Der Wirt schliesst den Krug, vereinzelt bleiben die Gäste vor der Thür sitzen, ein elfmaliger scharfer Pfiff. Alles ruhig. Der Leuchtturm bei Dambee strahlt über See und Sand.

Ist der Kluckener und Fuchsberger an erster Stelle Fischer, so ist der Gieseitzer mehr Landwirt, baut Kartoffeln, Rüben und Hafer und züchtet Schweine und Rinder. Das Leben ist von dem Bauernleben Alldeutschlands nur durch die eifrige Moorkultur unterschieden. Man entwässert das Moor durch Abzugsgräben, schaufelt es um, so tief der Spaten geht, lässt die darauf wachsenden und mit Dünger beschütteten Gräser nochmals umwenden und pflanzt Kartoffeln. Diese werden bei der Ernte gleich auf dem Felde in Feimen oder Mieten geborgen. Keller baut man kegelförmig zu ebener Erde auf Ziegelunterlage, in dem Moorboden sind unterirdische Keller unmöglich. Ausser Kartoffeln giebt man den Schweinen Fischtrank. Die kleinsten Fische, die zu nichts brauchbar sind, werden dazu verwendet. — Sämtliches Vieh wird verkauft, wenig wird für den eigenen Bedarf geschlachtet, dazu ist der Kluckener viel zu genügsam.

Das sonntägliche Leben bringt insofern Abwechselung, als dann der Kaschube statt aufs Feld oder den See in

die entfernte Kirche nach Schmolsin, Glowitz, Charbrow, Leba, Zezenow geht. Der Kaschube ist sehr religiös. Mag hin und wieder etwas Oberflächlichkeit und Angelerntheit im Spiele sein, fleissigere und andächtigere Kirchgänger giebt es kaum. Auch die zuhause bleibenden Kranken oder Greise lesen in ihrem in Danzig oder Königsberg gedruckten Gesangs- und Predigtbuch. Doch ist beides schon sehr selten geworden, seit der kaschubische Gottesdienst aufhörte. Man gab den Alten die kaschubischen Bücher mit ins Grab, die Jugend aber lernt nur deutsch.

Nachmittags aber hocken die Frauen und Mädchen im weissen Kleid vor irgend einer Kate und erzählen sich; Burschen und Männer sind dabei, lagern vor dem Krug oder machen eine Spazierfahrt nach dem See. Vielleicht ist Besuch da, ein Soldat hat eine Trompete mitgebracht, das giebt neues Leben. Und von der Soldatenzeit giebts zu erzählen! Besonders wenn der Kluckener Seesoldat war und als Schiffer Länder und Meere gesehen hat. Ja so mancher hat 66 und 70 mitgemacht und gesehen, wie schön die Welt ist, und hat wohl auch einen Augenblick mit Verachtung an seine kleine, ärmliche Kaschubei mit ihren Mooröden, Sandwegen, Schilfhütten und kärglichen Feldern gedacht. Und er hat gejubelt in den lachenden Dörfern und Städten, wo Obst und Wein wächst, Glanz in den Räumen und Herrlichkeit auf den Höhen strahlt. Aber er ist zurückgekehrt auf seine armseligen Pustinkeschilfwiesen, in seine enge Lehmkate, zu seinem einsamen, wimpelarmen Lebasee. Was könnte ihm die Welt Köstlicheres geben, als des Vaters schmuckloses Haus, jenes Kleinod, auf das niemand in der Welt, ausser ihm, Anspruch erheben darf; den kargen Garten, das reizlose Stückchen Erde, auf dem die Seinen geweint und gelacht?

Röhrt einer aber die Seite an, die 1866 oder 1870 erklang, da tönt das ganze Herz. Ja, 1866 waren wir

Feinde, das musste sein und ist vorbei, aber 1870 waren wir zusammen, und da hatten wir einen Feind. Und gern singt er dann die Lieder, die zu jener grossen Zeit erklangen: „Bei Sedan auf den Höhen, da stand nach blutiger Schlacht“ u. s. w.

IV. Slowinzisches und lebakaschubisches Schrifttum.

A. Litteraturgeschichtliches.

Einleitungsweise sei auf die kaschubische Litteratur hingewiesen, die sich der Hauptsache nach auf die Sprache der pommerellischen Slawen stützt und die der pommerschen nur nebenbei in ihren Kreis zieht. — Der Danziger Pastor Chr. Mrongowius gab 1835/37 ein polnisch-deutsches und deutsch-polnisches Wörterbuch heraus, in dem viele kaschubische Wörter stehen; kaschubische Wörterbücher veröffentlichten ferner Cenowa 1861, G. v. Poblocki 1887, Dr. Biskupski unter dem Pseudonym K. Berka 1891, St. Ramułt 1893, letzterer mit angehängten Prosastücken. Sammlungen von Liedern, Sagen und Sprichwörtern röhren her von Cenowa, 1866 bis 1868 und 1878, und Nadmorski (Łęgowski) 1892. Ethnologische und sprachliche Arbeiten, die des öfteren auch Proben bieten, veröffentlichten über die Kaschuben Hilferding 1862, A. A. Krynski 1870 ff., Nadmorski (Łęgowski) 1889 ff., Stremler 1874, Jan Hanusz 1880 ff., Biskupski 1883 ff., Mikkola 1896, Bronisch 1896 ff., Lorentz 1897 ff. u. A. Eine Grammatik schuf 1879 Cenowa. Belletristische Werke aber röhren nur von Cenowa und Derdowski her.

Fl. Cenowa stammt aus Slawoschin im Putziger Kreise, er studierte Medizin und veröffentlichte seit 1850 eine Reihe Werke, in denen er eine kaschubische Mundart des Neustadter Kreises zur Schriftsprache zu entfalten suchte. Seltsam in der Orthographie und in der Bildung neuer Wörter suchte er

eine gemeinlechische Sprache zu schaffen, die vom Baltischen Meere bis in die Marken der Tschechen verständlich sein sollte, er liess seine Heftchen in Massen verteilen, um für eine allgemein kaschubische Sprache zu wirken; heute findet man sie sehr selten.

Der Humorist Derdowski aus Wielle im Konitzer Kreise behandelt in seinem Werk *O panu Czorlinseim* 1880 das Leben und Treiben der heimischen Bevölkerung in Jan Steenscher Weise. Das Volk aber nahm die gutgemeinten Werke nicht so auf, wie erwartet wurde. Der Kaschube strebt nach erhebender, verbessernder und ihn andächtig stimmender Litteratur. Die Derbheiten, die schon so wie so erzählt werden, nimmt er nicht für voll auf.

Deutsche Uebersetzungen der Werke Cenowas, Derdowskis, Lęgowskis giebt es nicht.

Die slowinzzische und lebakaschubische Litteratur ist unbedeutend. Nur zwei gedruckte Werke sind bis jetzt bekannt, die von ihren Verfassern slowinisch genannt werden, obwohl feststeht, dass sie auch von den Lebakaschuben und Pommerellen benutzt wurden. Die slowinzzische Schriftsprache bietet nur geringfügige Unterschiede gegenüber der polnischen und weicht bedeutend von der gesprochenen Sprache ab. Edelbüttel redet ja auch nur von Unterschieden in der Aussprache (S. 144). Jene beiden Bücher röhren von Krof und von Pontanus her.

B. Simon Krof.

Simon Krof war Pfarrer in Bütow, veröffentlichte sein Buch 1586 und widmete es „am Concordientage, an dem Luther vor 40 Jahren aus der Welt schied“, seinem Fürsten und Herrn, dessen lebhaftes Interesse für derartige Veröffentlichungen er voraussetzte.

Die pommerschen Fürsten, die damals regierten, waren Ernst Ludwig († 1590), der seit 1569 in Wolgast, und

Johann Friedrich († 1600), der seit 1569 in Stettin residierte. Bütow und das Slowinzenland gelörte letzterem. Bütow selbst hatte Barnim XII. († 1603) zur Apanage erhalten. Der Antrieb zu jener litterarischen Thätigkeit ging höchst wahrscheinlich von Johann Friedrich aus, jenem gelehrten, prachtliebenden und thatkräftigen Fürsten, der 1575 bis 1577 das Stettiner Schloss bauen liess, einen Feldzug gegen die Türken mitmachte, nach der Einführung der Reformation auf Hebung von Kirche und Schule bedacht war und als Schwiegersohn des Brandenburger Kurfürsten Johann Georg († 1598) Pommerns Geschicke fester an die Brandenburgs band. Seine Gemahlin Erdmute († 1628) lebte später zu Stolp. Diese, wie ihre Tochter Anna, standen mit Pontanus in Verbindung. Es ist kaum zufällig, dass die Tochter den Bestrebungen Interesse entgegenbrachte, für die wohl schon der Vater ein warmes Herz zeigte: den Slawen in seinem Lande Erbauungsbücher in ihrer Sprache zu geben. Dass der Druck in Danzig stattfand, ist bei der Entfernung von Stettin und dem slawischen Charakter jener Stadt leicht erklärlich. Wie rege unter Johann Friedrich die Bestrebungen in Pommern waren, dem Volke Erbauungsbücher in die Hand zu geben, ist auch daraus ersichtlich, dass zwei Jahre später die Bibel und einige Schriften Luthers in plattdeutscher Sprache erschienen. Das Interesse an slowinischen Erbauungsbüchern fand unter Johann Friedrichs Tochter Anna nochmals Ausdruck in der Wirksamkeit des grossen Schmol-sinners. Nach dem Aussterben des pommerschen Herrscher-geschlechts war die Blüte vorüber. Die polnische Herrschaft verdrängte die slowinische Eigenart zu gunsten der polnischen. Unter brandenburgischer und preussischer Re-gierung waren polnische Bücher in der immer kleiner werdenden Sprachinsel in Gebrauch, der Katechismus des Pontanus wurde noch zweimal herausgegeben.

Das Krofsche Buch ist bis jetzt nur in dem einen Exemplar bekannt, das das Schmolsiner Pfarrarchiv aufbewahrt. Pontanus besass wahrscheinlich dies Gesangbuch und nahm zwei Lieder daraus in seinen Katechismus auf. Die ersten Notizen über das wieder aufgefondene Buch finden sich in der 135. Beilage der Münchner Allgemeinen Zeitung.

Aeusserlich bietet sich uns das Werk als ein Schweinslederband in der Grösse (8,5 × 13,5 cm) eines Reclam-Bändchens. Es umfasst Bogen A bis O, deren erste Blätter am unteren Rande gezählt sind. Es ist mit gotischen, teilweise recht undeutlichen Lettern gedruckt. Die Seiten, die ungefähr 24 Zeilen enthalten, sind ohne Zahlzeichen. Nach dem Titelblatt fehlen einige Blätter, das letzte Stück der Vorrede steht auf B 4. Vor dem Titelblatt sind zwei Blätter mit dem Lied Allein Gott in der Höh sei Ehr (Bogu bąds csesc) und einem Kirchengebet beschrieben. (Modlitwa Cierkiewna.) Ein handschriftlicher Anhang von Liedern ist dem Buch beigegebunden. Der Titel lautet (aber in gotischen Lettern):

Duchowne
piesnie D. Marcina Lu-
thera y ynszich naboznich
mezow.
Zniemieckiego w Slawiesky
iezik wilozone
Przes Szymana Krofea
sluge slowa Bozego
W Bytowie
Drukowano w Gdainsku
przes Jacuba Rhode.
Roku Panskiego
1586.

(Geistliche Lieder Doktor Martin Luthers und anderer frommer Männer; aus dem Deutschen in die slowinische

Sprache übersetzt von Symon Krof, Diener des Wortes Gottes in Butow. Gedruckt in Danzig von Jakob Rhode im Jahre des Herrn 1586.) Auf der Rückseite des Titels stehen zehn geschriebene Zeilen geistlichen Inhalts.

Krof hat gemischte Gemeinden vor Augen, in denen die Deutschen das deutsche, die Kaschuben das slowinische Lied zu gleicher Zeit singen, viele Gesänge haben nur die deutsche Ueberschrift, aber sonst kaschubischen Text. In der Inhaltsangabe folgen erst die deutschen, dann die slowinischen Anfänge alphabetisch, kein einziges deutsches Stück steht aber im ganzen Buche. Pontanus hingegen hat seine Seiten meist gespalten, links steht der deutsche, rechts der slowinische Text. Meist hat er lateinische Ueberschriften, vereinzelt sogar gelehrte Anmerkungen. Derlei mangelt dem Krofschen Buch gänzlich. —

Das erhaltene Bruchstück der Krofschen Vorrede lautet:

— sobie wiekuia Cierkiew zbiera / Od ktore
chce tuta Cielesnie y ondzie nawieky / poz
nan / czestowan y chwalon byc.

Y tesz aby W. K. M. iako nawyszie
Panstwo przes to pobudzona y nawiedzona
mogla byc / Cierkwie te istne potim iako y
pier zwe do opatrzenia y la / kawie do zrzedze-
nia / aby potim wiece potr zebnich Ksie gow
wte mowie wylozono y wiednoscy kazania
slowa Bozego y piesien Synu Bozemu da
— wiekuia Cierkiew y pospolstwo westrzod
tich Ludzy / zbierano byc moglo.

Naostatku aby iem tesz wdzienosc y
— kore procimu W. K. M. pod ktorich las-
— obronie y strozie iem sie porodziel /
— osl / y wszytkie dobroty vziel / stim obia-
wi — y pokornie da Vznania dal.

Yem te dobre nadzeie / yz W. K. M.
te mala praca y slusbe badze sobie zalecone
— miely y to ponyzne przypysanie Laskawie
przyimic a moimy laskawimi Ksia zety y
— Pany badze y zawszdy zwostanie. To zaste /?

procimu W. K. M. wszytkim y osobliwie
kazdemu zmoia na bozna prosba y poddani-
my poslugamy do odsluzienia zaszdy iem po-
winnien y powolni. Dan w Bytowie na
dzen Concordiae, na ktorim D. Marcin
Luther za 40 Lath pozboznie ztego
swiata skonal Roku Panskiego 1586.

W. K. M. Poddany y powole ny sluzebnik Syman Kroefy
sluga slowa Bozego w. Bytowia.

Uebersetzung.

— für sich die ewige Kirche versammelt, von welcher er
hier fleischlich und dort ewiglich will erkannt, verehrt und
angebetet werden.

Und auch dass Eure K. Hoheit wie die höchste Herr-
schaft hierdurch erbaut und heimgesucht werden könne,
die Kirche nachher wie auch früher zu pflegen und gnädig
zu verwalten, damit später weitere notwendige Bücher in
dieser Sprache übersetzt und in der Einheit der Predigt
des Wortes Gottes und geistlicher Lieder dem Sohne Gottes
weiter die ewige Kirche und Gemeinde unter diesem Volke
gesammelt werden könne.

Schliesslich damit ich auch die Dankbarkeit schätze gegen
E. K. H., unter deren gnädigstem Schutz und Huld ich geboren
und aufgewachsen bin und von der ich alle Wohlthat empfan-
gen habe, hiermit offbare und demütig anzuerkennen gebe.

Ich bin der guten Hoffnung, dass E. K. H. die kleine
Arbeit und Dienstbezeugung als ein Ehrengeschenk ansehen
und die beifolgende Schrift gnädig annehmen wird und

mein gnädiger Fürst und Herr ist und immer bleiben wird. Ich aber bin gegen E. K. H. allen und sonderlich jedem mit meiner frommen Fürbitte und unterthänigen Diensten zu dienen immer verpflichtet und bereit.

Gegeben in Bütow am Concordientage, an dem Dr. M. Luther vor 40 Jahren aus dieser Welt ging im Jahre des Herrn 1586. Euer K. D. unterthänigster Simon Krof, Diener des göttlichen Wortes zu Bütow.)

Auf der 1. Seite B. 5 folgt: I. Der Hymnus. Veni Redemptor gentium. Nu kom der Heiden Heylandt / D. Marth. Luth.

Przyc odkupicielu pogansky /
Od Panny porodzony /
Wszystek swiat narodzeniu /
Dziwuie sie takiemu.

Angehängt ist wieder: Modlitwa: Gotuice drogy Panu
Naprawiayce stegni Bogu

W Szechmogecy mily Panie Boze u. s. w.

Dann sind 2 handschriftliche Lieder auf 4 Seiten eingeheftet, und nun folgen ununterbrochen bis 85: Lieder, denen zuweilen Gebete angehängt sind, von Luther, Hans Sachs, Paul Eber, Erasmus Alber, P. Speratus, L. Spengler, Justus Jonas, J. Weis, E. Hegenwald. Neben der Uebersetzung stehen oft deutsche Worte handschriftlich. 86 enthält die Litanei, 87 das Lied der Maria (Luk. 1), 88 den Lobgesang des Zacharias, 89 den Simeons, 90—96 Gesänge mit Noten.

Auf der 1. Seite O 4 beginnt das „Register nach dem Alphabeth Deudsch“. (4 $\frac{1}{2}$ S.) Dem folgt 5 Seiten, wovon zwei schriftlich ersetzt sind, das Register „wedluk Alphabetu Slowiesky“.

Der folgende handschriftliche Teil umfasst auf 158 Seiten Uebersetzungen deutscher Kirchenlieder ins Polnisch-Kashubische und 4 Seiten Register. Das 1. Lied beginnt: Boze oycze niebiesky, ja jem czlowiek grzeszny, tobie ja

swe grzechy wyznawam, z nich się Winnien dawam. Auf S. 103 findet sich die Uebersetzung eines Liedes von J. M. S. (Sporgius) „Dich Herr mein Gott ich loben werd“, zehn Strophen.

Auf S. 131 ist das deutsche 9 strophige Lied: Gottes Sohn ist kommen uns allen zu frommen hier auff dieser Erden, in armen Geberden, dass er uns von Sünden freie und entbinde. Auf der 78. Seite steht, wohl von Sporgius geschrieben: Pies nią. na ade wendt 1709. Dann folgt das Lied:

Tak pan Bog ten swiat mylowal, ze syna swego nam posszal,
Posszalgo nam z wysokosey, bez naszich zaszdich zmi losey.

C. Melchior Pontanus. (Vgl. S. 129 ff.)

Pontanus veröffentlichte seinen Katechismus 1643. So viel ich weiss, kennt man von der ersten Auflage nur das Schmolsiner Exemplar des Pfarrarchivs. Es ist ein Pappband in der Grösse 15×17 cm. (Vgl. Aus allen Weltteilen 1897, 383.)

Pontanus ist von Krof abhängig, wenn auch seine Orthographie etwas abweicht.

Sein Einfluss war ein bedeutender. Wutstrack sagt (II, 63) wörtlich: „In dem kaschubischen Dialekt, der sich schon ganz zum Untergange neigt und sich in den polnischen zu verwandeln scheint, sind nur noch drei gedruckte Bücher vorhanden (vgl. S. 132), welche Michael Pontanus, Prediger zu Schmolsin, übersetzt hat.“ Höchstwahrscheinlich meint er die einzelnen Teile des vorliegenden Katechismus oder verwechselt das „Kroway“ mit dem Krofschen Gesangbuch; möglich wäre ja immerhin auch eine Neubearbeitung Krofs durch Pontanus. Das Zeugnis der Chronik (S. 133) will allerdings nicht viel besagen, es kann von Wutstrack abhängig sein.

Unser Exemplar hat wie das Krofsche Buch einen handschriftlichen Anhang.

Die sprachlichen handschriftlichen Bemerkungen sind unbedeutend. So steht auf S. 138 über ihn = go: ich,

acc. Diener Słuzebnikem: emy, acc. diesen tego: tych,
gen. sein jego jich, instr. in ihm wnim: nich, ihm, mu:
ima, er on: ona (femin), selbst sam: samá, willstu chces:
ta, getauft sein chrzezon: a, dich cebi: waju, dir tobą: wóma.

Der Titel des Katechismus lautet:

In nomine JESU. /
PARVUS CATE-
CHISMUS
D. MARTINI LVTHERI
Germanica¹⁾ — Vandalicus.
Der kleine Catechismus D. Martini Lutheri /
Deutsch vnnd Wendisch gegen einan-
der gesetzt /
Mit anhange der Sieben Buszpsalmen König
DAVIDS.

Mały Catechism D Marciná Lutherá Niemiecko
Wándalski abo Słowieski / to jestá z Niemieckiego jazyka
w Słowieski wystawion y ná jawnosc wydan /
Z Przydatkiem Siedm Psálmow Pokutnych kro-
lá DAWIDA, y inszych Potrzebnych rzeczi: osobliwie
Historiy Passiy nászego Páná JESVSA wedlug
Ewángelistá MATTHEUszá / y niektórych
Piesn duchownych.

†

Drukowany w Gdaińsku przes

Jerzego Rhetá / Roku Pánskiego / 1643.

¹⁾ Im Fehlerverzeichnis ist Germanica in Germanico verbessert. Auf dem Deckel steht innen: „Dieses Buch ist mir von dem Seel. Herren Johannes Sartorius Anno 1675 Geschenket worden. Solches bezeuge Joh. Brotolomäus Raddeus, Küster in Grossen Düpsau.“ Hieraus ist ersichtlich, dass man damals mit dem Begriff slowinisch nicht bloss die Sprache der Slawen westlich vom Kluckenbach meinte, sondern zum mindesten auch die lebakaschubische und kaschubische überhaupt, wie wäre sonst auch Mrongowius zu einer Neuausgabe veranlasst worden! — † Luthers Bild in Grösse eines Fünfmarkstücks.

Die christliche Haustafel, die Pontanus in der Kirche anbringen liess (vgl. S. 133), woselbst sie 1846 bei der baulichen Erneuerung überstrichen oder entfernt wurde, steht S. 106—127 seines Buches.

1758 und 1828 ward der Katechismus aufs neue herausgegeben, das letzte Mal von Mrongowius. Es bleibt immerhin eigentümlich, dass der ehemals so verbreitete Katechismus kaum mehr aufzutreiben ist, hängt aber wahrscheinlich mit der alten slowinzischen Sitte zusammen, den Toten ihre Bücher mit in den Sarg zu geben, insbesondere von seiten der germanisierten Angehörigen. — Die zweite Bearbeitung enthält noch mehr slowinzische Ausdrücke. Als Herausgeber kämen zunächst Engeland (S. 136) und Schimanski in Frage (S. 156 unten). Die dritte ist ein Abdruck der zweiten.

In des Pontanus Buch sind nur die lateinischen Worte in lateinischen Buchstaben gedruckt.

Die Rückseite des Titelblattes beginnt

Psalm 34 v. 12

Venite filii, audite me: timorem domini docebo vos.
Kommet her Kinder, höret Poydzeeż sam Dzecy, po
mir zu; ich wil euch die Furcht sluchayce mie: Bojacnośći
des Herrn lehren. Pánsky náucze was.

Auf 4 unnumerierte und 7 numerierte Seiten verbreitet sich Pontanus über den Wert des Katechismuslernens und schliesst mit dem Gedicht:

Wiltu ein guter Christ sein,	Cheeszli byc Práwy Chrzes cyan /
So lerne den Catechismus	Veż sie Catchiszmá náuka
fein /	
Vnd richte dich darnach all-	A wedlug tey pilnie rządzy
zeit /	
Im Glauben vnd Leben wol	Wiare y żywot twoy záwzdy.
bereit.	

Nun folgt der kleine Katechismus Seite 8—144 in 3 Teilen. Der erste umfasst die Angabe der 5 Hauptstücke, dann die 10 Gebote, die 3 Artikel, das Vaterunser, die zwei Sakamente, alles ohne Luthers Erklärung, Beichte, Abendmahlfrage, Gebete für Sterbende (Seite 8—30).

Dem zweiten, von Seite 31 ab, folgen die Hauptstücke nochmals, mit Luthers Erklärung, mit Belegstellen aus der Bibel und mit Bildern; darauf die Beichte.

Der dritte Abschnitt enthält Luthers Fragstücke und anderes; Segen, Gebete (31—105), die christliche Haustafel in 14 Stücken (106—127), das Traubüchlein (127—137) in 3, das Taufbüchlein in 2 Teilen (S. 138—144). Dies letztere Stück ist reich an schriftlichen Bemerkungen mit der Ueberschrift „NB. Das Ueberschriebene ist der dualis im easzubischen Dialekt.“

S. 144 schliesst: Finis Catechismi.

Als Anhang folgen (S. 145—206) die 7 Busspsalmen.

Appendix septem Psalmorum Davidis, quos Poenitentiales vocant. Die Sieben Busspsalmen König Davids Teutsch vnd Wendisch gegen einander gesetzt. Siedm Psámy pokutne Krolá Dawida Niemiecko Slowieske.

Unter dem Titel ist das Bild Davids, der auf einem Stein sitzt, die Krone auf dem Haupt, die Harfe in den Händen. Dann folgen einige lateinische Bemerkungen über den Wert der Busspsalmen und mehrere Sprüche. Jedem Busspsalm ist eine poetische Paraphrase in lateinischen Distichen von D. Frid. Bald angehängt, dem siebenten ausserdem ein langes Gebet und ein Spruch.

Seite 206 schliesst:

Ty ksaszky P. BOGV jednotroynemu ku
chwały y Zbudowaniu kosciola jego SŁO-
WIESKEGO w násze Pomorske /
na prosba y ku dziełu tosz z nakładem
Dárowanym niektórych pobożnych Me-

żow spisal / przelszil y ná jawnosc wydał
MICHAL MOSTNIK (alias
PONTANUS álbo Brückmann Sluga
Slowá Bożego w SMOLDZYNIE /
Dniá S. MICHALA Archángio-
lá Roku PANSKIEGO
MDCXL III.
SOLI DEO GLORIA
FINIS.

Das heisst:

Diese Bücher hat Gott, dem Herrn, dem dreieinigen
zur Ehre und Erbauung seiner slowinischen Kirche in
unserem Pommerschen auf die Bitte und das Betreiben,
auch mit bewilligter Unterstützung einiger frommer Leute
abgeschrieben, durchgesehen und für die Oeffentlichkeit
herausgegeben Michal Mostnik d. i. Pontanus oder Brück-
mann, Diener des Wortes Gottes in Schmolsin am Tag des
Erzengels St. Michael im Jahre des Herrn 1643. Dem
Herrn allein die Ehre. Ende. —

Kleinere Gedichte von Pontanus finden sich ausser auf
S. 7 z. B. auf S. 127.

Wer sich nach diesen Wortn	Chto sie wedlug tych Slow
verhelt,	rzadzy
Der hat sein Hauss gar wol	Ten Dom swoy dobrze opá-
bestelt.	trzy.

Als weitere Proben seien die Gebote und das Vater-
unser abgedruckt:

S. 9—11.

Dźiesie coro Przykazanie	Die zehn Gebot Gottes.
Boże.	
Das erste.	Pierwsze.
Du solt nicht andere Götter	Ty niemasz inych Bogow miec
haben neben mir.	przy mnie.

Das Ander.

Du solt den Namen des Herrn
deines Gottes nicht un-
nützlich führen.

Das Dritte.

Du solt den Feyertag heiligen.

Das Vierte.

Du solt deinen Vater und
deine Mutter ehren, auf
dass dirs wohlgehe und
lange lebest auf Erden.

Das Fünfte.

Du solt nicht Tödten.

Das Sechste.

Du solt nicht Ehebrechen.

Das Siebende.

Du solt nicht stelen.

Das Achte.

Du solt nicht falsche Zeugnis
reden wieder deinen
Nechsten.

Das Neunte.

Du solt nicht begehren deines
Nechsten Hauss.

Das Zehende.

Du solt nicht begehren deines
Nechsten Weib, Knecht,
Magt, Viehe oder alles
was sein ist.

Wtore.

Ty niemasz imienia Páná Bogá
twego proźno używác.

Trzece.

Ty masz Dzien Swiety swiecyé.

Czwiarte.

Ty masz Oycá twego y Mátka
twa cęstowac, aby sie
tobie dobrze dziálo á tys
długo żyw był na ziemi.

Piate.

Ty niemasz zábijác.

Szoste.

Ty niemasz Cuzoložyc.

Sodme.

Ty niemasz Krasc.

Osme.

Ty niemasz fálszywie swiad-
ezie procimko twemu
Bliznemu.

Dziewiate.

Ty niemasz požadac twego
bliznego domu.

Dziesiate.

Ty niemasz požadac tweg
Bliznego żony, Czeládz
(Párobká, Družice) Do-
bytka (Oslá, Wolá,
Koniá) áni niczego co
le jego jestá.

In der Einleitung steht, der Katechismus soll mit Fleiss getrieben und allvierteljährlich wiederholt werden, dass die Herzen von „segenen, böten, Wicken, Warsagen,

Zauberey vnnd der gleichen Teuflischen Beyglauben zur Gottesfurcht vnd zu rechtem vertrauen zu gott gewehnet werden (aby serca ludzke od żegnania, krzewnania, wechwiania / czarzenia y tym podobny dyabelsky Przywierze do Bogáboynosci-milym o brocone byli).

Pacierz / ábo modlitwá Pánska. (Das Vaterunser.)
Oycze nász ktory jes w Niebie. (Abweichung des Schmoliner Gebetbuchs in Klammer.)

Swiecono badz (będzie) imie twe

Przydzy (Przydz nam) twe krolestwo.

Twa sie Wolá stáni (stany) jáko w Niebie tåko y na Ziemi.

Chleb nász powszedny day nam dzisa (dzysa).

Y odpuscy (odpuſc) nam násze winny (winy) / jáko y my
odpuszczamy (odpuſczimy) nászim winnowácom
(winowaycom).

A niewodzzy (nie wodze) nas w pokuszenie.

Ale nas wybáwi od złego (Ale naz zbawi od wszego zlego).

Bo twoje jestá krolestwo, y (twoja) moc, y poczestnosć od
wiéká ász do wieká (na wieky wiekow). Amen.

Wutstrack bringt es I, 237 in folgender Form, als „kleine
Probe von der kaschubischen und polnischen Sprache“.

Kaschubisch.

Polnisch.

Oy'cze nász, ktory jes w Niebie

Oyc'ze nász', ktoćys jest w
Niebie

Świecono ba'dz Jmię twe.

Świeć' się Imię tnoje.

Przydzy twe krolestwo

Pr'zydz' krolestwo twoje.

Twa się wolá stáni jáko w
Niebie, tåko y na ziemi

Bądz' wolá jáko w Niebie,
ták y ná ziemi.

Chleb nász powszedny day
nam dzésia

Chebá nászego powzedniego
day nam dzisia.

Y odpu'ſc nam násze Winy,
jáko y my odpuszczamy
nászym Winowáycem

Y odpuſc' nam násze Winy,
jáko y my odpuſz odu-
szezami czamy nászym
Winowaicom.

A nie wodz nás w Pokuszénie.

Ale nas wybáwiod zlego
Bo twoje jestá krolestwo, y
moc, y poczéstnoſc od
wieká ass do wieká.
Amen.

Y nie w Wodz' nás na Poku-
szenie.

Ale nás zbáw ode zlego.
Abowiem twoje jest kroleſ-
wo, z moc, y chwaltá
na wieki wiekow. Amen

Die zweite Hälften des Buches zählt 68 Textseiten und einige Blätter Druckfehler. Das Ganze ist betitelt:

PASSYA
to jestá
HISTORIA O Mece / Smierci y
pogrzebie Páná naszego JESUSA
CHRISTUSA Zbáwicielá wszegó
Swiátá.

(Bild des Gekreuzigten, daneben Maria und Johannes stehend.)

Druckowány w Gdaińsku przes
Jerzego Rhetá / Roku Panskiego 1643.

Auf Seite 2 folgen Sprüche, auf Seite 3 nochmals der Titel in erweiterter Gestalt.

Nach Paná heisst es: y Zbáwiecela JESU CHRISTA
ze wszytkich sterzech Ewángelistow porzadnie zebrána y
w. Rymy náskládujace Słowienske Summownie y krotko
zámkniona.

Ein polnisch-kaschubisches Lied geht der „Historia“ voraus, die, mit kleinen Bildern geschmückt, Seite 9—43 abgedruckt ist. Anfang: „Und es begab sich, da Jesus alle diese Rede vollendet hatte, sprach“ u. s. w., Schluss: — und versiegelten den Stein.

Seite 45—68 folgen geistliche Lieder. Das erste ist deutsch und beginnt: „Herr handel nicht nach meiner Schuld“, das zweite ebenfalls und fängt an: „Herr Jesu Christe Gottes Sohn.“ — Dieses ist „auff einer Fürstlichen, recht

christlichen Creutzträgerin Symbolum: **Hilf Jesu friedlich zur Seligkeit persönlich**“ gerichtet. Die Strophen beginnen mit den fettgedruckten Buchstaben.

Nun folgt: 1. Paul Ebers Lied „**Herr Jesus Christ**, wahr Mensch und Gott“, mit Krofs Uebersetzung, dann die Lieder „**Herr Jesu Christ, ich weiss gar wohl**“, 3. **Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht**“, 4. „**Es ist gewisslich an der Zeit**“, 5. „**Wacht auf ihr Christen alle**“. Das 5. Lied findet sich in Krofs Buch handschriftlich auf S. 129, das 4. S. 126. Die umfangreiche Druckfehlerverbesserung bildet den Schluss. Angehängt sind 98 Katechismusfragen deutsch und polnisch.

D. A. **Hilferding.**

Hilferding hat seinem Bericht einige Proben beigegeben, die allerdings den Dialekten auch nicht gerecht werden. Sie seien hier wiedergegeben.

a) **Der slowinische Dialekt.**

1.

Die Erzählung von der Reise des Knaben in die Hölle.

(Ich halte es nicht für überflüssig, hier zu bemerken, dass bei den Proben aus dem Dialekte der pommerschen Slowinzen und Kaschuben von mir die polnische Rechtschreibung, — wie sie dafür schon vorher angenommen war — angewendet ist, jedoch mit einigen notwendigen Vervollständigungen, deren ich schon weiter oben gedacht habe. Man muss also lesen:

- ą stets wie ań, d. i. als nasales a (ang),
- ę als nasales e,
- ő als nasales u,
- ć wie ein deutsches z, cz = deutsch tsch, č,
- ę wie ein hartes unjotiertes e, je als jotiertes (russ. e), ja,

l im Dialekt der Slowinzen wie ein mittleres l (gleich dem französischen und deutschen), in dem Dialekte der Kabatker und Kaschuben wie das polnische weiche l = lj,

ł als halbvokales u oder wie w in kleinrussischen Wörtern, oder endlich wie das kaschubische und englische w,

ö wie der Doppellaut oë oder ue, mit dem Accent auf der letzten Hälfte des Doppellauts,

o wie ein gewöhnliches accentuiertes o, demnach vom polnischen ó verschieden,

rz wie das polnische rz (tschech. ř), r-z wie rz,

sz wie sch im Deutschen (tschech. š),

v wie das deutsche w, u. s. w.

Wo der Accent nicht angemerkt ist, wird er wie in der polnischen Sprache angewandt, d. h. er ruht auf der vorletzten Silbe.)

Bel wote, ten mial se svou žonu sedmioro dzeci, a ga to vôsme mialo przec ná sviat, mialo sâ wûrodzec, te przì zlî duch. A ten wote 'col kúmotro miec, nicht nie chcol stojec, abo wön bel wûbogi. A te wön jidze przez las. Tako sâ nalêze zlî duch dô niewo, a pita gdze wön jidze. Wön rzek ež chcol miec kúmotra, dvu wön miol, a trzecewo nie môk naleze. A te zlî rzek: „jâ budâ tež stojel“; a rzek zlî duch, ga wonê sa wurôdzi, to wön be nie vzol. A tako sa wûrodzil wotrok. Tako wön rzek, ež ga budze trzé lata store, to wön be jowo vzonl. A te wote chodzi lik placzuce, a rzek zlî: „huja, nie placz, wön slecha mnie.“ A ga wön bel trze lata, tako, wön mok mok vnet kazac, Pan Bog mu dal ež bel jako ksodz, a rzek woteu: „nie placzice, wön mie nie krô.“ Tako przì zlî duch, a wön vezni bêblejô, a idze dô ksodza, a rzecze ksodzu: „tako a tako to je, moj wote mie miol przedónewo zlemu duchu.“ Tako jidze ksodz s nim v

cerki, as jowo przeżegno. Tako ga wön miál jowo przeżegnôni, wön jidze bûten s cerkvie, a zlì duch lik ú jowo stojol. Tu bel vielki kâme, tako wön sa vsâdzinó ten kâme, asté pocznie kâzac, a tako zlì muszi przecz wôt niewo. A wön tako res co bel jako svieczka zbiegli. A wön cheol jic ve vandrâni, a wote bardzo placze. Tako ga wön jowo abszejdol (wö dżegnol), a ga wön szed na vandrâni, wön przì ve vielgi las a nalêze muórdarza, ten kleczol na kolaniech, a bela jâbłoń, jenâ minô, a jenâ kvasnô, te jabka beli jánielovie, dusze co wön mial pomordône, ten mordarz. Tako mordarz pita, dokud ten wotrok jol (a wön mial najanti wôz). A wön rzek ež wön jol dó piekla, ež cheol miec swoje szrefte tregi. Tako mordarz rzek: petoj gdze jô przidą do legnînio. Wön rzek wön be jemu to sprâvil. A ga wön przì dó piekla, tako wön zaklepie a pito. Te'nî mu wótemkli, a njewo pítali, co wön 'col. A, wön rzek, wön 'col mice sve písmio. Tako tą nié bil zlî, tako nî za nim mûszeli trâbic, a ga wön przeszed, tó przeszed takî wulûmni, a písmio niemu muszel dac. Tako ten wotrok pito, gdze be ten mordarz przeszed do leženio, tako 'né rzeklî, na Remiászove loža, tą beli gótove nuože, na chterych wön mial ležec. Tako wön rzek že mial jemu to rzec; a wön bel vo calì ruok prîcz, a ga wön przejedze zas do mördarza te mördarz kleczi, a bel dicht calì wóbrosli, Ga wön dó niewo przì, as jemu rzek, tako, a tako; a ga wön jowo przeżegnol, to wön spad dó grepe ako proch, a vsztki jabka zginonle. Te ga wön przejedze duó dom, wote nî mok poznac jowo. A potem pito: „jes te tö, Ernst Frídrichu?“ Rzek: ja, ta to, to jô jem.“ Tako wote na kolâna a placze, a wön rzek: „wojeze, nie placzice, jo jem v duóbrim stônie, jo mom pjondze, jo mom vszewó bokâdose.“ Tako wön jidze duó pana ksondza ale ksödz go nie poznal, a pita jowo, es wön zocz bel. Rzek: jo jem ten co sce ve przeżeznoli.“ Tako ksödz rzek, wön mial dó niewo bén jic. Ale wön rzek: „Nie, nî mogą.“ Tako

ksôdz rzek: „te môz bee ksandzä. A ten wotrok rzek tako: nie, nî buda ksandzä, jo 'ca jesz v sviece wöbez drzec, jako v sviece jidze. Nynia wöstanice z Bogą, a ja pûda svo droga.“

Uebersetzung.

Es war ein Vater, der hatte mit seiner Frau sieben Kinder, und als das achte auf die Welt kommen sollte, als es sollte geboren werden, da kam der böse Geist. Und der Vater wollte einen Paten haben, aber es wollte niemand bei ihm stehn, weil er krank war. Da ging er in den Wald. Hier begegnet ihm der böse Geist und fragt ihn, wohin er gehe. Er sagt, dass er einen Paten suchen wolle, zwei habe er schon, den dritten könne er aber nicht finden. Und der Böse sagte „Ich werde auch stehn“, und der böse Geist sagte, dass er es, wenn das geboren würde, nehmen würde. So wurde ein Knabe geboren. Und er sagte, er würde ihn, wenn er 3 Jahre alt sein würde, nehmen. Und der Vater ging weinend umher, aber der Böse sagte: „Ei weine nicht, er gehört mir.“ Und als der Knabe 3 Jahre alt war, hätte er sogleich predigen können, der Herr hatte es ihm gegeben, dass es war wie ein Geistlicher, und er sagte zum Vater: „Weinet nicht, er wird mich nicht bekommen.“ So kam der böse Geist, und der Knabe nahm die Bibel und ging zum Geistlichen und sprach zum Geistlichen: „So und so, mein Vater hat mich den bösen Geistern verkauft.“ Da ging der Geistliche mit ihm in die Kirche und konfirmierte ihn. Als er ihn konfirmiert hatte, ging er aus der Kirche heraus, der böse Geist war aber hier neben ihm. Hier war ein grosser Stein: so setzte er sich auf den Stein und begann zu predigen, und so musste der Böse von ihm weg. Und er wuchs so, dass er dünn war wie eine Kerze. Er wollte sich auf die Wanderschaft begeben, aber der Vater weinte sehr. So liess er es, aber als er auf die Wanderschaft ging, kam er in einen grossen Wald und

traf dort einen Mörder: dieser kniete, und es war ein Apfelbaum, einer ein süsser, der andre ein saurer, und die Aepfel waren Engel, die Seelen derer, welche er erschlagen hatte, der Mörder. So fragte der Mörder, wohin er fahre (denn er hatte einen Wagen gemietet). Und er sagte, dass er in die Hölle fahre, weil er seine Verschreibung wieder haben wolle. Da sagte der Mörder: „Frage, wohin ich zu liegen kommen werde.“ Und er sagte, dass er dies für ihn thun wolle. Und als er zur Hölle kam, so klopfte er an und frug. Sie öffneten ihm und frugen, was er wolle. Und er sagte, dass er seine Verschreibung haben wolle. Der Böse war aber nicht da, und sie mussten nach ihm trompeten, und als er kam, so kam er so geschwächt, dass er ihm die Schrift geben musste. So fragte nun der Knabe, wohin der Mörder werde zu liegen kommen, und sie sagten ihm: auf das Bett des Remiasch. Dort waren Messer gelegt, auf welchen er zu liegen hatte. So sagte er, er werde ihm dieses sagen; und er war ein ganzes Jahr weg, und als er wiederum zu dem Mörder kam, so kniete der Mörder und war ganz überwachsen. Als er zu ihm hinkam, sagte er ihm, so und so. Und als er ihn bekreuzt hatte, so fiel er zusammen, wie Staub, und alle Aepfel verschwanden. Als er nach Hause kam, konnte ihn sein Vater nicht so gleich erkennen, und frug nachher: „Bist du es, Ernst Friedrich?“ Er sprach: „Ja, lieber Vater, ich bin es.“ Da fiel der Vater auf die Knie und weinte, aber er sagte: „Vater, weinet nicht, ich bin in guten Umständen, ich habe Geld und habe alles genug.“ So ging er zu dem Herrn Geistlichen, aber der Geistliche erkannte ihn nicht und frug ihn, wer er sei. Er sagte: „ich bin derjenige, den Sie konfirmierten.“ Da sagte der Geistliche, er solle zu ihm kommen, aber er sagte: „nein, ich kann nicht.“ So sagte der Geistliche: „Du kannst ein Geistlicher werden.“ Aber der Knabe sprach: „Nein, ich werde kein Geistlicher

ich will mich noch in der Welt umsehen, wie es in der Welt zugeht. Nun bleiben Sie mit Gott, und ich werde meines Weges gehen.“

Nun folgt eine ähnliche Geschichte „Lips Tulians Bette“ in Oberlausitzer wendischem Dialekt mit Uebersetzung und desgleichen eine polnische „Das Bett des Madaj“. Dann folgt die Parabel vom Sämann aus dem Munde eines slowinzischen Fischers:

Ga viele ludu przi grepie beli a z miastew dó niego biegali, movi won przez podobieństvo. Viszed, rösevca (sêvorz) výsievac semia (nasienie), a gdy won sol, úpadle niechture ná drogą, a bilo rodeptône, a ftâchi niebieske póžarli je. A niéchture spadlö na cviardó zemią a gdy veszlo, uschlö, przêtož iž miazge nie mialo. A niéchture padlo meze drzòn, a drzone záduszeli je. A niéchture úpadlo na dobro rolò, a one veszlo a przenioslo sto krotne övec. Gdy on to movil, wolal: Chto ma usze do sluchanja, ten sluchaj. Pitali go uczniovie jego, co to be mialo. Ön ödpowiedzal: Vom je done viedzec tajemnictvo Božê; tim dregim v podobieństvoch, žebe-oni nie vidzeli, choc oni vidzo, a nie rözumieli, choc önc czujo. To jest do podobienstvo. Semia jest slovo Božê; ti podla drög so ti chtorzi je czujo, potim prpiíndze djabel i vêznie je öt ich serea, žebe oni nie viérzeli a nie zbavioni beli. Ti chtorzi na kamień spadli, so ti, gdy öni to czujo veznio öni to slovo z radoscą, a nie majö körzenia, v jeden czas vierzo v nie, a czasu napadu ödpadno. Ti medze drzoni padle so ti chtorzi je slúchajo a jido pod klópatą, bogactvę a v radösce svójego žeca, a záduszo sa, a nie przinieso žodni övec. To chtore na dobrą rolo, so ti co to slovo otrzimajo v svojim dobrim sercu i przinieso övec v cerplevosce.

Uebersetzung.

Es ging ein Sämann aus zu säen seinen Samen und indem er säete, fiel etliches an den Weg und ward ver-

treten, und die Vögel unter dem Himmel frassen es auf. Und etliches fiel auf das Feld; und da es aufging, verdorrte es, darum dass es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen: und die Dornen gingen mit auf, und erstickten es. Und etliches fiel auf ein gutes Land; und es ging auf, und trug hundertfältige Frucht. Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Es fragten ihn aber seine Jünger, und sprachen, was dieses Gleichnis wäre? Er aber sprach: Euch ist es gegeben, zu wissen das Geheimnis des Reiches Gottes; den andern aber in Gleichnissen, dass sie es nicht sehen, ob sie es schon sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören. Das ist aber das Gleichnis: Der Samen ist das Wort Gottes. Die aber an dem Wege sind, das sind, die es hören. Darnach kommt der Teufel, und nimmt das Wort von ihren Herzen, auf dass sie nicht glauben und selig werden. Die aber auf dem Fels, sind die, wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden an; und die haben nicht Wurzel, eine Zeitlang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung fallen sie ab, das aber unter die Dornen fiel, sind die, so es hören, und gehen hin unter den Sorgen, Reichtum und Wollust dieses Lebens, und ersticken, und bringen keine Frucht. Das aber auf dem guten Lande, sind die das Wort hören und behalten in einem feinen guten Herzen und bringen Frucht in Geduld.

b) Der Dialekt der pommerschen Kaschuben
am Lebasee.

Mój wojc zāmiar jak ön bel ösm a osemdzesąt lat
story ön pöviadeł, v jednej vsi bel jeden chłop z bialko.
Tu bialka mià' ukràdły płytno a ga ji chłop zāmiar, dâ'
'nâ jemu ód towo kradło' płytna mucą uszic. Pötemu jak
ön bel zachovony, przeszed ten zāmiar zà trze dni v' nen
jistny dum zos, a vszed na kàždy roz dó szpinje. Jewo

białka úžasla są bardzo a nie viedzâ' co to belo. On przeszed roz, dva e trze. Tak öna nie viedzâ' co'nâ miâ' czinic. Onâ są vzâ' a szła do pano xâdza, poviadâła jemu tą noviną. Pon xodz przeszed drégewo dnia v obłoku xâdzeyskim a pitał tò' umiarlo' co won žado. On úkazeł na svu głowâ i rzek: „Tak barzo mie pchâ jak ga be cziste jegle v mî głovie taceały. Pôtem zginusł umiarły a xodz pitał bialką, ôd czu' ta muca na jowo głovie bela; a öna murzekla, eż jeden roz miâ' kosk płytna svemu sósiade ukrâdle, a ôd to' płytna też ta muca chtorô ten umiarły v grôb vzôł bela. Xodz rzek, öna miâ' od jino' płytna mucą uszec, a ga ten umiarły be zos przeszed, jowo muca z głove muscęla bec rervônô, a ta jino vsadzônô. A tak ucziniła. Jak umiarly przeszed, servali jemu vidłami jowo mucą a visadzeli novą, a on rzek, umiarły: „Tak, tak, to belo moje žodonie“, i ot to' czasu nie przeszed vièi.

Uebersetzung.

Mein Vater starb, als er 88 Jahre alt war. Er erzählte, es sei in einem Dorf ein Mann mit einer Frau gewesen. Die Frau habe Leinwand gestohlen, und als ihr der Mann gestorben, habe sie ihm von der gestohlenen Leinwand eine Mütze nähen lassen. Als er nun begraben war, kam der Tote nach 3 Tagen in dasselbe Haus wieder und ging jedes Mal in den Kleiderschrank. Seine Frau erschrak sehr und wusste nicht, was das sein sollte. Er kam ein, zwei, drei Mal. So wusste sie nicht, was sie thun sollte. Sie machte sich auf und ging zum Herrn Geistlichen und erzählte ihm die Neuigkeit. Der Herr Geistliche ging des andern Tages im Priestergewande hin und frug den Verstorbenen, was er verlange. Dieser zeigte auf seinen Kopf und sprach: „Es sticht mich so, als wenn mir wirkliche Nadeln im Kopfe steckten.“ Hierauf verschwand der Tote, und der Geistliche frug die Frau, woraus

die Mütze auf seinem Kopfe sei; und sie sagte ihm, sie habe einmal ein Stückchen Leinwand ihrem Nachbar gestohlen, und aus dieser Leinwand sei die Mütze, welche der Verstorbene in das Grab mitgenommen habe. Der Geistliche sagte, sie solle von andrer Leinwand eine Mütze nähen, und wenn der Tote wiederkäme, so müsste ihm seine Mütze vom Kopf genommen und die andere aufgesetzt werden. Und sie machte es so. Als der Tote kam, rissen sie ihm mit einer Gabel die Mütze ab und setzten ihm eine neue auf, und es sprach der Tote: „So, so, das war mein Verlangen,“ und von der Zeit an kam er nicht mehr.

c) Der Dialekt der Kaschuben in Westpreussen.

Ležû jeden muž ze svojâ białkâ v lužku. Tak ön ödeck; movił do svojej bialki: „Ve-le moje bialko, tu som krusniąta“ etc. Es lag ein Mann mit seiner Frau im Bette. Da wachte er auf und sagte zu seiner Frau: „Sieh meine Frau, hier sind Zwerge“ u. s. w. —

Weihnachten heisst bei den Kaschuben gode (niederlaus. gody, oberlaus. hody), Ostern aber jâstre (niederlaus. jatry, oberlaus. jutry).

E. Handschriftliche Litteratur.

I. Schmolsiner Perikopenbuch. Dies Buch wird im Schmolsiner Pfarrarchiv aufbewahrt und ist ein Schweinslederband von 20 cm Länge, 16 cm Breite und 6 cm Stärke. Es trägt keinen Titel, die Seiten sind nicht numeriert, zu Anfang und am Schluss sind viele leere Blätter, auch im Text ist hie und da $\frac{1}{2}$ —16 Seiten leer gelassen. Doch steht fest, dass die Einträge ins fertige Buch geschahen. Die Schrift ist schön und gross. Auf der Seite stehen

12—17 Zeilen. Man kann deutlich mehrere Hände unterscheiden. Das Schlussblatt scheint später beschrieben zu sein.

Der Inhalt zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil enthält für alle Sonn- und Feiertage eines Kirchenjahres der Reihe nach die Epistel und das Evangelium in polnischer und in deutscher Sprache so, dass der polnische Text dem deutschen vorangeht. Die drei Hauptfeste sind dreitägig. Nach den vier Adventssonntagen folgen drei Weihnachtsfeiertage, der letzte mit zwei Evangelien. Ausser den sämtlichen Sonntagen eines Kirchenjahres, darunter sechs Epiphanias- und 27 Trinitatissonntagen, finden sich noch Epistel und Evangelium für Neujahr, Dreikönigsfest, Mariae Verkündigung (vor Laetare), Gründonnerstag, Karfreitag (diese beiden nur mit einem Epistel-, bez. Evangelientext), Himmelfahrt, Johannisfest (zwischen dem 1. und 2. Trinitatissonntag), Mariae Heimsuchung (zwischen dem 3. und 4. Trinitatissonntag), Michaelis (zwischen dem 15. und 16. Trinitatissonntag). Die polnischen Worte sind nicht selten ausgestrichen und slowinische dafür darüber geschrieben. Die Höchstzahl der Epiphanias- und Trinitatissonntage weist darauf hin, dass diese Texte nicht einem Jahre angehören, sondern für das Kirchenjahr überhaupt gebraucht wurden. Die Texte sind natürlich Abschriften und die Abschreiber sind wenigstens teilweise unter den Pastoren und Präcentoren Schmolsins zu suchen. An die unorthographische Schrift darf nicht der Massstab des 19. Jahrhunderts angelegt werden. Ausser den slowinischen Glossen, deren einige Dutzend neben oder über dem polnischen stehen, sind zwei Stücke reich an kaschubischen Wörtern, Epistel und Evangelium des 6. Epiphaniassonntags. Gerade dieses Stück ist von einer fremden Hand geschrieben.

Die Epistel (2. Petri 1, 16—24) beginnt: Wir haben nicht den klugen Fabeln gefolget, da wir euch kund gethan haben die Kraft und Zukunft unseres Herrn Jesu

Christi, sondern wir haben seine Herrlichkeit selber gesehen u. s. w.; das Evangelium (Matth. 17, 1—9) fängt an: Und nach sechs Tagen nam Jesus zu sich Petrum und Jacobum und Johannem seinen Bruder und führet sie beyseits auf einen hohen Berg — — ihr sollt dies Gesicht niemand sagen, bis des Menschen Sohn von den Toten auferstanden ist.

2. Petri 1, 16. Me mądrym powiescom niefolgowale, kedesme wam znajomą uczynile moc e przyście naszego Pana Jezusa Chrestusa. Ale my z oczyma naszymy widzele chwałą e poczeszność jego.

Matth. 17, 1. A po szec dniach wziął Jesus Piotra y Jakuba y Jona brata jego, a wprowadzel je osobie na gorę wesoką. A bel przemieniony przed njmy. — Schluss: A onj podnioższe oczy swoje, nikogo nie widzele, telko Jezusa samego. A key źas źeszle zgore przekażał jn Jesus, mowiąc: Nikomu niepowiadayce to widzenie, aż Syn człowieczy z martwych wstanie.

Freilich von der gesprochenen Sprache der Slowinzen und Lebakaschuben weicht auch diese Probe bedeutend ab.

Der zweite Teil des Buches enthält in deutscher Sprache 1. Gebet nach der Predigt, 2. ein allgemeines Kirchengebet, 3. eine Vermahnung an die Kommunikanten, 4. das Vaterunser mit Noten, 5. den Abendmahlstext, 6. das Gebet nach der Predigt, 7. den Segen und 8. eine Kollekte bei Begräbnissen. Dann folgen polnisch das 3.—8. Gebet.

Da äusserlich kein Anhalt geboten ist, wann das Buch geschrieben ist, muss nach inneren Anhaltspunkten für die Abfassungszeit gesucht werden. Solche finden sich im 2. Gebet, die darauf hinweisen, dass die Niederschrift in kurbrandenburgischer Zeit vor Annahme der Königswürde und zur Zeit der Markgrafen von Schwedt (1692—1771) stattfand. Das wäre also nach des grossen Kurfürsten Zeit und zwar von 1688 bis 1701. Der Kurfürst ist Friedrich III., der nachmalige König,

seine zweite Gemahlin ward 1684 Sophie Charlotte, die Tochter des hannöverschen Kurfürsten Ernst August; sie starb 1705. Der Sohn und Kurprinz war Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs II., der 1708 seine Cousine Sophie heiratete. Die Prinzessin und Tochter war Luise; sie stammte aus Friedrichs III. erster Ehe und starb 1705 als Gemahlin Friedrichs von Hessen-Kassel. Der erste Markgraf von Schwedt war ein Stiefbruder Friedrichs III., hiess Philipp Wilhelm und heiratete 15./25. Januar 1699 Johanne Charlotte von Anhalt. Der Ehe entspross als Kind 14. Februar 1700: Friederike Dorothee, † 7. Februar 1701. Die Zahl der kurfürstlichen Verwandten war ziemlich gross. Dieses Kirchengebet ist also wahrscheinlich, da jenes Kind nicht darin erwähnt ist, zwischen dem 15. Januar 1699 und 14. Februar 1700 geschrieben, als Sporgius Pfarrer war. Da das Kirchengebet nicht abgeändert ist, scheint es zu diesem Zwecke nach 18. Januar 1701 nicht mehr benutzt worden zu sein. Ein 6. Epiphaniassonntag ist am 12. Februar 1696 nach dem neuen Kalender gewesen. Da aber dieser erst am 1. März 1700 eingeführt ward, wäre vielleicht an 1698 zu denken. Sechste Trinitatissonntage gab es dann 1707, 1734, 1753, 1764. Dr. Lorentz giebt 1734 den Vorzug.

Das Gebet lautet:

Lasset uns hierauff dem lieben Gott die Noth der ganzen Christenheit vortragen und mit einander hertzlich also seuffzen:

Wir bitten dich Herr Gott himmlischer Vater, du wollest durch deine milde Güte und Barmhertzigkeit die bande unserer Sünden auflösen, und alle wollverdiente Straffen gnädiglich wegnehmen, auch unter uns das Reich deines lieben Sohnes dein Wort und die hochwürdigen Sacramente lauter und rein erhalten. Du wollest unsere versammlung und die gantze christliche Gemeine in aller Seeligkeit und unsträfflichkeit bewahren. Reinige alle Christen von ihren Lastern, vermehre in ihnen das gute,

gib uns deinen Frieden und alles Heyl. Mache zu schanden alle Feinde, sonderlich den Erbfeind christlichen nahmens, den Türcken, wie auch alle andere Feinde samt ihrem feindseiligen Anhang, so wieder uns und deine christliche Gemeine aus des Teuffels eingeben falsche List fürnehmen. Gib der Römischen Kayserlichen Majestät und allen Christlichen Königen, Churfürsten, fürsten und Herren fried und Eintracht, die Erkäntniss der seeligmachenden Evangelischen warheit und ein gerechtes geseegnetes Regiment. Insonderheit halte deine Gnaden-Augen offen über Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit zu Brandenburg, unsern gnädigsten Churfürsten und Landesherrn¹⁾ und dessen hochgeliebteste Gemahlin²⁾, wie auch Ihr Durchlauchtigkeit den Herrn Churprintzen³⁾, die Churfürstliche Prinzessin und Tochter⁴⁾, ingleichen Ihr Durchlauchtigkeit den Herrn Marggrafen⁵⁾ samt dessen geliebten Gemahlin, wie auch alle übrige Churfürstliche Herren Brüder und Geschwister⁶⁾ und das gantze Hochlöbliche Churhauss Brandenburg, sambt allen desselben Königlichen, Chur- und fürstlichen hohen Anverwandten. Gesegne Sie allerseits an Leib und seele, und behüte ihren Auss- und Eingang für allem Uebel. Verleyhe seiner Churfürstlichen Durchlauchtigkeit glückliche Regirung, langes Leben und alles Heyl, so ein frommer Fürst wünschen und erlangen kan. Lege auff dieselbe Lob und Schmuck, und

¹⁾ Kurfürst Friedrich III. 1688—1701, am 18. Januar 1701 König.

²⁾ 1684—1705 Sophie Charlotte.

³⁾ Friedrich Wilhelm I., König von 1714—40, geb. 2. Aug. 1688, 1708 verheiratet.

⁴⁾ Luise, Gemahlin Friedrichs von Hessen-Kassel, † 1705, Tochter aus erster Ehe des Kurfürsten, von Elisabeth Henriette, Tochter Wilhelms VI. von Hessen-Kassel, seit 1679 verheiratet, † 1683.

⁵⁾ Philipp Wilhelm, Markgraf zu Schwedt, 1692—1711, Stiefbruder des Kurfürsten.

⁶⁾ Zwei andere Stiefbrüder Albert Friedrich, † 1781, und Karl Philipp, † 1695, führten den Titel: Heermeister zu Sonnenburg.

setze Sie zum Seegen ewiglich. Nimb auch, o Gott, in deinen gnädigen Schutz den hochverordneten Churfürstlichen Herrn Statthalter, den Herrn Cantzler, und andere Herren Regierungs-Räthe, wie auch die Churfürstliche Hoff-, Cammmer-, Consistorial- und Land-Räthe, ingleichen den Herrn Hauptmann hiesigen orths, wie auch die Herrn Be-ampeten hieselbst, nebst den lieben ihrigen, und unsere christliche, gottseelige Gemeine. Gib ihnen allerseits den Geist der weisheit, des verstandes, der Gerechtigkeit und Eintracht, dass allenthalben im Lande, und sonderlich in dieser Gemeine deine Ehre wohne, Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Geseegne gleichfalls reichlich den Eh- und Haussstand, dass sonderlich Kinder und Gesinde in deiner Furcht woll erzogen werden. Verleyhe uns gutt Wetter, Früchte der Erden, Gesundheit des Leibes. Geseegne alle christliche Nahrung und Hanthierung, geseegne den Fischfang an unsren und andern Orthen, ingleichen die Mast und Höltzung, und alles, davon wir und das Vieh unsere Nahrung haben sollen. Stärke die Kranken, tröste die betrübten, geleite die Reisenden, hilff den nothleidenden, bekehre die verführten und gottlosen, stehe bey den sterbenden; Behüte uns für Krieg, für Pestilentz, für theurer Zeit, für Feuersbrunst bevorab vor einen bösen, schnellen und verdammlichen Todt. Gib uns auch und allen unsren Feinden deine göttliche Liebe und Eintracht, umb Jesu C. unsers Herrn und Heilands willen, Amen. —

Die Kaschubismen in diesem und den beiden folgenden Büchern fand Dr. Lorentz.

II. Schmolsiner Gebetbuch. Ein Pappband, im Format 17 cm lang, 7 cm breit, 3 cm stark, ohne Titel und Seitenzahlen, mit vielem leeren Papier, enthält 1. Lentulii des Römischen Landpflegers in Judea Sendschreiben an den Kaiser Tiberium von des Herrn Christi leiblicher Gestalt,

Sitten und Geberden. 2. Eine erbärmliche Klage unseres Herrn Jesu Christi über der Menschen Unglauben und Undankbarkeit aus dem 15. Kapitel Matthei (Gott unser Jesus so zu uns spricht: Ich bin ewig, ihr sucht mich nicht, ich bin allmächtig, ihr fürchtet mich nicht, ich bin barmhertzig, ihr trauet mich nicht u. s. w. — Werdet ihr verdampt, ey so beschuldiget mich nicht.) 3. Luthers Freude über die Bibel. 4. Liebe gegen Feinde (3. 4. je 1 Seite) 5. Seite mit Kritzeleien. Diese 5 Stücke sind von ungeübter Hand geschrieben. 6. Ein andächtiges Gebeth umb das lebendige und seelige Erkäntnis Gottes vor dem Catechismus-Examen alle Sontage zu gebrauchen.“ 7. I. N J. Allerhand schöne Versche vor Joachim C. v. Bandemer. (1. Ach möcht ich doch an deiner Brust Mein liebster Jesu liegen Und durch dein Blut den Sündenwust In meiner Brust besiegen. So wirstu wohl der J. mein und ich dein liebster Jünger sein. 2. Der Pracht und Übermuth reisst grosse Häuser nieder. Aus Gnaden bauet Gott der niedern Hütten wieder. Drum wollt ihr Kinder dass bestehn soll euer Hauss, So fürcht in Demuth Gott und treibt die Sünden aus. 3. Mein Kind betrachte stets des reinen Gottes rechte Und denke immer dar an sein hochtheures Wort. Will Satan und die Welt sambt ihrem Mordgeschlechte darob verfolgen dich, so fahre du nur fort. Gott wird, dass glaube mir, dein Hertz vollkommen machen und geben viel Weissheit wie du von Ihm begehrst. Doch musstu beten stets dabey auch fleissig wachen, Sonst wird gewissl. dir die Bitte nich gewehrt.) 8. Morgensegen. 9. Beichte. 10. Persönliches Gebet. 11. Kirchengebet (dies weicht von dem oben aufgeführten besonders in der Fürbitte für die Fürsten ab: „Gib der römischen Kaiserlichen Mayestät und allen Christlichen Königen, Churfürsten und Herren Fried und Eintracht“). 12. Polnisch-kaschubische Gebete mit kaschubischen Glossen (stimmen zum Teil wörtlich mit den im vorigen Buche an-

gefährten Gebeten überein). 13. Bey Begräbnissen. Texte aus Joh. 5, Joh. 11, Röm. 14, 1. Thess. 4; Collecte mit Segen (wie im vorigen Buch), Predigt biblischen Inhalts, „Wenn mein Stündlein vorhanden“ und „Nun lasst uns den Leib begraben“ in polnisch-kaschubischer Sprache. 14. Polnisch-kaschubische Predigt mit Segen. 15. Dieselbe deutsch, lückenhaft. 16. Abendlied (Dieser Tag ist nun verzehret, so folgt eine Zeit der andern, Stunden, Wochen, Jahre wandern, keine ist, die wiederkehret u. s. w.). Vgl. S. 195.

III. Virchenziner Eide. Im Besitz des Rittergutsbesitzers Gustke auf Virchenzin, zwischen Schmolsin und Glowitz, befindet sich ein interessantes Denkmal, enthaltend eine Reihe von Eiden, wie sie um 1720 der Gutsherrschaft geleistet wurden. Einige sind sehr reich an Kaschubismen.

Das Buch ist ein mit Schliessschnur verehner Pappband mit Lederrücken und -ecken, im Format 16 cm lang, 10 cm breit, 2 cm stark und stammt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es besteht aus 10 Teilen, die später numeriert worden sind, nämlich 8 vorgelegten, zum Teil älteren Blättern, einem Oktavheft und dem eigentlichen Buche. Viele beschriebene Blätter sind herausgeschnitten, so dass beispielsweise die Notiz nach den Eiden, in der „D. V. // N. C. P. et in Dicos. Pommr. immatriulatus“ die vorstehenden Kopien bescheinigt, gegenstandslos geworden ist.

Auf dem inneren Vorderdeckel steht „Christian Peter (?Vater?) vom Rove ein See fahrender Mann“, darunter verkehrt „Baron de N(ardefeldt)“. Auf dem inneren Hinterdeckel finden sich: „Vieh in die Weyde zu nehmen, 15 Häusser. — Mellen. — im 5. Buch Mosis am 2. Capitel liss wegen ungehohrsahmen Kindern.“ Anscheinend von derselben Hand sind auf den vorigen Blättern Notizen verzeichnet, so ein Hinweis nach Stargardt „wegen des Inventarii unndt aestimation“ zu schreiben, „das über Bütow die Reiter wegen

der Execution gesandt“, ferner vom Herrn Regimentsquartiermeister Erasmi Francisci brennende Lampe der Klugen abzufordern sei. Von anderer Hand ist ein Sollwechsel über 200 Rthlr. an Frau Catharina Rochin (oder Kochin), die am 11. Mai 1714 Andreas v. Put Kammer empfangen hat und in 6 Wochen zurückzahlen will.

Die 10 einzelnen Teile des Buches sind die folgenden:

1. „Eines Vorstehers Eydt.“

Ein halber Kanzleibogen in Quart gebrochen enthält das gen. Schriftstück in deutscher Sprache. Dieselbe Hand schrieb 3, 4, 9,₁₋₃; eine andre 10,₁₋₅; eine dritte 10,₆₋₈ u. 9,₄. Höchstwahrrscheinlich gilt er ausser der Herrschaft dem Glogwitzer Pastor Hering (S. 151 f.).

Eines Vorstehers Eydt.

Weil ich von der Herrschaft und von dem Herrn Pastori an dieser Heiligen Stelle zum Kirchenvorsteher erwehlet und angenommen bin worden; So Schwere ich N. N. zu Gott dem Allmächtigen und seinem Heiligen Evangelio einen Körperlichen Eydt, dass ich mit dem Kirchen Gelde, Kirchen Sachen treu und ehrlich umbgehen will, und jeder Zeit der Kirchen Nutzen suchen, wen ich mit dem Klingbeutel samle und wenn mir was anvertrauet wirdt, oder wen eine Collecte bey der Kirchentüren gehalten wirdt, auf die Kirche, Kirchen Sachen, und Widdem wil ich fleissige Acht geben, was Schadhaft wirdt, bey zeiten Kundt (tuhn) machen, dem Herrn Pastori bey seynem Ambte gehorsahmlich zur Handt gehen, und mich über all alss einem treuen, ehrlichen, aufrichtigen und christlichen Manne gebühret und geziehmet auf führen, So wahr mir Gott helfen soll, Durch Jesum Christum. Amen.

2. „Untertahnen Eydt.“

Ein halber Kanzleibogen, der Länge nach gebrochen, bietet links den deutschen, rechts polnischen Text. Ge-

schworen dem Herrn Decano von Podewils, dessen Inspektor und den seinigen. Auf der Rückseite steht: „Jakub Grosek meyneidig“, darunter noch „John Lemk, Griegr Pasc“. Vgl. 10,_s.

Untertahnen Eydt.

Ich N. N. Schwere zu Gott dem Allmächtigen und auf seyn Heyl. Evangelium einen Wahren Cörperlichen Eydt, dass ich meiner Herrschaft, dem Herrn Decano v. Podewils dessen Inspector und den seinigen in allen Dingen gehorsahm seyn will, alles wass Sie mir befehlen mit Treu und Fleiss verrichten, will auch nicht weglaufen und ohne Vorwissen Meiner Herrschaft, mich in keine andre Güther und frembde örther begeben, undt wann Sie mich verlangen, alle mahl mich gestellen; will auch, so lang ich lebe, Ihr stets getreu verbleiben. Dieses alles will ich leisten und halten. So wahr mir Gott helfen soll durch seinen Sohn Jesum Christum. Amen.

So ich aber dawieder handeln sollte, so gebe Gott, dass ich möge Blindt, Lahm, Taub, Stumm, und stets krank seyn, dass ich kein gedeyen noch Glück in allem Meinen Thun und Vornehmen haben möge. Verflucht sey Meine Nahrung, Vieh und alles wass ich habe, dass gebe Gott durch seinen Sohn Jesum. Amen.

3. Reinigungseid und Zeugeneid.

Im Bruch beschädigtes Quartblatt, die 1. Seite 6-, die 2. 13zeilig. Der nur kaschubische Text Lorentz 571. Der erste Schwörende bezeugt seine Unschuld am heimlich abgezapften Bier, der 2. nicht aus Liebe oder Furcht zu seinem Herrn, nicht aus Zorn oder Hass gegen die Zipkewitzer auszusagen.

4. Dreschereid.

Format wie 3. Nur kaschubisch. Die Rückseite ist bekratzelt. Text Lorentz S. 571. Der Schwörende verspricht, in der herrschaftlichen Scheune gut zu dreschen und nichts zu stehlen oder stehlen zu lassen.

5. Bürgschaft.

Halber Kanzleibogen. Nur deutsch.

Der Glowitzer Pastor Gottlieb Hering und der Hauptmann Franz Georg von Galbrecht auf Viatrow als Mitbürge bürgen daselbst für den ehemaligen Inspektor der Rumsker Güter, Johann Josua Schwartz. Er bleibt seinem Herrn Adam von Podewils nach abgelegter Rechnung noch 200 Thaler schuldig. Die Bürgen verpflichten sich am 6. Okt. 1722 „bey namhafter Verpfändung unserer Haab und güther, Liegendl und fahrendt Lehn und Erbe“, dass das Kapital mit Zinsen übers Jahr gezahlt werde und verzichten ausführlich auf alle Ausflüchte.

Viatrow, ein ehemaliges Stojentinsches Lehn, brachte Barbara Maria v. Stojentin ihrem Gemahl, Dekan Kaspar Otto v. Podewils, der es 1690 an Ewald v. Putkammer verkaufte. Aus dessen Besitz kam es in die Hände der Galbrechts.

6. Quittung.

Oktavblatt.

„12 Thl. (Fl.?). Von H. Stojentin auf die replic des H. General von Wobeser geb. (?) Michel Ruballe (?) Schneider (?) in Lojow (?). — Christian Put Kammer. L. L. Putkamer pro signo liquidationis ob C. P. in gr. B. (?)

7. „Avisatio per juris oder Warnung des Meyn-Eides, und erklärung des Eydes, auch das aufheben der Finger.“

Kanzleibogen, 3 Seiten. Vgl. 10,1. Vor dem 18. Mai 1718, also zu Zeiten Adams v. Podewils geschrieben. —

Auf der 4. Seite steht eine Quittung über 10 Thaler abgetragene jährliche am 7. April 1716 fällige Zinsen von 200 Thalern, die Frau Isabella Constantia, des Herrn Amts-rats N. N. zu Reinssfeldt Eheliebste entrichtet hat, zu Steinberg d. 18. Mai 1718. — Ob dies Steinberg das Ackerwerk bei Pottock, $4\frac{1}{2}$ Meile südlich von Stolp war, das

Putkammer besass, oder ein anderes ausserpommersches, ist unbekannt. Namensunterschrift fehlt.

Darunter steht noch ein Dolmetschereid, der aus dem Jahre 1731 zu stammen scheint. Er heisst:

Ich N. N. schwere zu Gott dem Allmächtigen einen leibl. Eyd, dass, nachdem ich in Sachen der Wittwe v. Zitzewitz (wieder) und Seel. Decani v. Podewils Erben zum Dollmetscher bestellet worden, ich solches getreulich u. ehrlich verrichten, u. denen Zeugen die Articul u. Fragestücke worüber sie vernommen werden sollen imgleichen die Verwarnung des Mein-Eydes u. den Zeugen-Eyd deutlich u. verständl. erklähren, u. ihre Aussage denen Herren Commissariis, so wie jeder der Zeugen es eigentl. aussagen wird, anzeigen, auch überall wie einem getreuen Dollmetscher eignet und gebühret, hierin aufführen wolle.

8. Abschrift der ersten Seite der Avisatio. Vgl. 7.

9. Oktavheft von 32 Seiten.

Beschrieben sind die Seiten 2—17 und 19—20. Inhalt: Unterthaneneid und Holzwärtereide von Zipkow, Rumske (abgedr. Lorentz 569), Lojow. Die ersten drei Eide wurden dem Dekan von Podewils, Adam oder seinem Vater, geschworen. Sie sind deutsch und kaschubisch. Der letzte hingegen (auf das „anvertraute Holz und Buschwerk bey Lojow“) entstammt späterer Hand, ist nur deutsch und ward vielleicht schon dem Christian Gustke geleistet; er ist kurz und allgemein gehalten.

Zipkow, wie Rumske und Lojow ein altes Stojentinsches Lehn, kam wie jene Ende des 17. Jahrhunderts an die Podewils. Kaspar Otto v. Podewils vererbte es an Adam. 1731 erhielt es für 8000 Thaler sein Sohn Graf Heinrich. Dessen Sohn gewährte Bernoulli Gastfreundschaft, der uns über das Leben und Treiben der Kaschuben daselbst lebensvoll berichtet (S. 158). Damals besass es ausser einem Vorwerk

10 Bauern, 6 Kossäthen, 1 Schmiede, 1 Schule, 1 Schäferei, 29 Feuerstätten. Der Forst wiss beträchtlichen Eichen- und Buchenbestand auf. Holzdiebstahl wurde von den Kaschuben nicht für Diebstahl gehalten, wohl aber von ihren Herren. Deshalb die peinlichen Eide.

Rumske hatte gleichfalls einen schönen Eichen- und Buchenwald und besass um dieselhe Zeit ausser dem Vorwerk 8 Bauern, 2 Kossäthen, 1 Krug, 1 Schmiede, 16 Feuerstellen. Nach Adams Tode erhielt es 1731 seine Tochter und deren Gemahl, Hauptmann Ludwig Friedrich Marschall von Bieberstein. Der Inspektor unter Adam war der unter 5 erwähnte Schwarz, sein direkter oder späterer Nachfolger war Christian Gustke.

Lojow ging aus den Händen der Stojentins und C. O. v. Podewils in die Hände Ewalds v. Putkammer über, dessen Witwe sich mit Peter Friedrich v. Zitzewitz verheiratete. Der gab dies Gut am 14. Januar 1723 für 10000 Thaler seiner Tochter erster Ehe, der späteren Gemahlin George Gneomars v. Zitzewitz. Zwischen einer Witwe von Zitzewitz und den A. v. Podewilsschen Erben kam es dann zu Meinungsverschiedenheiten. Aus jener Zeit stammt der obige Dolmetschereid. Die Erbin Lojows verheiratete sich mit dem Hauptmann v. Schließen, der 1750 Lojow an Gustke verpfändete.

Aus äusseren Umständen ist zu schliessen, dass dieser Gustke als Inspektor der Rumsker Güter das Eidbuch besass, vielleicht beim Uebergang Rumskes und Zedlins an den Biebersteiner die Eide selbst aufschrieb, den Dolmetschereid und bei eignem Erwerb Lojows den Lojower Holzwärtereid, ja wohl auch die offbare Kopie des kaschubischen Schulzeneides 10,7.

So hat jener Gutske wohl das im Besitze der Podewilsschen Familie befindliche Eidbuch als Inspektor in die Hände bekommen, das vielleicht ein Vorgänger an-

gelegt hat. Den Zettel Nr. 6 hat er als Pfandbesitzer Lojows erhalten. Da die Eide dem Herrn und seinem Inspektor geschworen wurden, hatte letzterer gewiss ein reges Interesse daran, dass die rechte Form erhalten blieb. Und so hat Gustke das Erbstück weiter vererbt, bis es an den jetzigen Besitzer in dem benachbarten Virchenzin kam.

Die Familie, der Gustke anfangs als Inspektor beistand, die Podewils, kam Ende des 17. Jahrhunderts durch Heirat und Kauf in den Besitz alter Stojentinscher Lehen im Glowitzer Kirchspiel, die diese Familie schon im 15. Jahrhundert besass: Zipkow (Zipkewitz), Warbelin, Rumske, Rowen, Dochow, Zarrentin (deutsch: Grossendorf). Von Kaspar Otto v. Podewils erhielt sie anscheinend Adam v. Podewils. Als er starb, hinterliess er, wie aus Kneschkes Adelslexikon und aus Brüggemann hervorgeht, eine Tochter und drei Söhne. Diese wurden am 15. November 1741 in den Grafenstand erhoben, der Generalmajor Adam Joachim, der Kriegsminister Otto Christoph und der Kriegs- und Kabinettsminister Heinrich. Im Teilungsvertrag am 22. September 1731 erhielt Otto Christoph Zipkow, Dochow, Grossendorf, Warbelin. Seine Schwester brachte ihren Anteil Rumske, Rowen, Zedlin als Brautschatz ihrem Gemahl, dem Hauptmann Ludwig Friedrich Marschall von Bieberstein. So kam unser Buch auch in die Hände Biebersteins und dessen Rumsker Inspektors. Rowen hatte Ende des Jahrhunderts 5 Bauern, 4 Halbbauern, 2 Kossäthen, 23 Feuerstellen, Zedlin 11 Bauern, 2 Kossäthen, 16 Feuerstellen.

Die Art und Weise der Eide befremdet heute einigermassen. Die Selbstverfluchung im Zusammenklang mit den darunter geschriebenen Meineidigen weist darauf hin, dass solche Eide ein Frevel waren. Die ersten drei Eide sind gedruckt Lorentz 565—572. — Es folgen der erste und zweite Eid deutsch und kaschubisch, der dritte deutsch.

Przisżiga Podanego.

Ja N. N. przisżigan Bogu wszechmogącemu y swoje swięte Evangely Celesną przisigan, Jsz Ja swoje wierznosci, N. N. y swoym poszlusnim bitz chan, y wiśsteko co mie roskazon, wiernie y pilnie ucžiniecz chan; (Moy nawiod w dobittku w Roli y w statekach dobrze w opatrzicž, moy Dom y drugi Budunek nie popustoschitz, ale wiele więcie, tack wiele przes moje Ręckan staež moſze polepszicž, moje Panstwo y nikomu ynszemu niež wžacz, ale jich posziteck, we wiſtkich wrzecžach schuckacz, jich skoden tack wiele moſznie odwrociecz Pomagacž, albo tān wszasžu objawiecz, Cobi on od wiersznosci mogá biež odwroconi;) Nie chan tesch ucieckatz, y besz wiadomstwo mojich Panstwo wiſtich Dobrá y wežidzich krajach się udacž, allé tack dlugo ja žijen, kasždego czássu wiernie wostacz chan. To wszistko ja chan czyniecz y trzymaez. tack wiernie mie Bog pomocž ma, przes swiego syna Jesu Christa.

y jeszely ja przycincku temu cziniecz mialem, tedi day Panie Bosze Cobi ja się stalem szlepi, chromi, Gluchi, niemi, y wszitko Chori byllem, y żadnē szesci mialem wszitkich w mojich usžinckach y wmlach, ale przeclenty niech (bendze mają wszawnosc (chowa) Dobitt y wszistko co ja mam Amen) oné bendą Amen.

Eines untertahnen Eydt.

Ich N. N. schwere zu Gott dem Allmächtigen undt seinem Heiligen Evangelio einen Cörperlichen Eydt, dass Ich meiner Herrschaft N. N. und denen Seinigen gehohrsahm seyn will, alles was sie mir befehlen, mit Trew und Fleiss verrichten; (Meine Hofwehr an Vieh, Acker und gerähte, woll in acht nehmen, meine Wohnung und andere Zimmer nicht verderben, sondern viel mehr, so viel durch meine Handt geschehen kan bessern, Meiner Herrschaft noch jemanden anders nichts entwenden, sondern Ihren

Nutzen in allen Dingen suchen, und Ihren Schaden so viel möglich abwenden helfen, oder diesen bey zeiten, damit er von der Herrschaft kan abgewandt werden, anzeigen) will auch nicht weglauen, und ohne vorwissen meiner Herrschaft, nicht in andere Gühter und frembde Ohrter begeben, sondern mich wenn sie mich verlangen allemahl gestellen, so lange Ich lebe, stehts treu verbleiben. Dieses alles will Ich leisten und halten, so wahr mir Gott helfen soll durch seinen Sohn Jesum Christum.

So Ich aber dawieder handeln solte, so gebe Gott, das Ich möge Blinnd, lahm, taub, Stumm, und stets kranck seyn, dass ich kein gedeyen in allem meinem tuhn, und vornehmen haben möge, verflucht sey meine Nahrung, Vieh und alles was ich habe. Amen.

Eines Holtzwarhters Eydt.

Ich N. N. schwere zu Gott dem allmächtigen einen körperlichen Eydt, dass nachdehm Ich von dem Herren Decano von Podewils zu einem Holtzwarhter in Zipkewitz über das Jenige holtz so der H. Inspector mir anweisen wirdt bestellet, und angenohmmen worden, Ich dasselbe mit allem Fleiss, und treue, bey tag und Nacht wahrten, undt acht haben will, dass so wenig von eignen alss Frembden darin schaden geschehen möge, und da ich Jemandt betreffen solte, wil ich selbige pfanden, und dass Pfandt dem H. Inspector zustellen, undt ohn dessen anweisungs Zettel, keinem, er sey auch wer er wil, ein Stück Holtz abfolgen lassen will, so wahr mich Gott helfen soll. Durch Jesum Christum. Amen.

Lészakowa Przisziga.

Ja N. N. Prziszigan Bogú wszechmogącemu Celestianu Prziszigan, ysz poki Ja od Pana Decanussa od Podewilssa, do jednego leszaka wszipkoycach, na ten lász, ktori Pan

Pyessars mie ukasżacż będzie ustawioni, y przyjęti jem; Ja to yszni že wsziszka Pilnosą y wiernoscą, (Pilnie y wiernie) we dniu y wnoci doszeracż, y Bacźnośc miecz chan, ysz tack licho od wlasznich, jack od cžidzich wtim skoda stacz ma, à Cobi ja kogo potrafiež mialem, chan ja isznego szając albo pfandowocż, y ten pfandt Panu Piesarżowi od dacż, y besż tego liscich y Polecenie, nieomu, on będzie tesch kto won chie, jedną stuckan drzewa pusżeicż chan, tack wiernie mie Bóg pomocż ma, près Jesu Christa. Amen.

Eines Holtzwahrters Eydt.

Demnach Ich N. N. von meiner Herrschaft zum Holzwahrter und Schützen der Rumscker Güther bestellet, und angenohmmen; Alss schwere Ich zu Gott dem Allmächtigen einen wahren Körperlichen Eydt, dass ich allemahl, wen ich sonst nicht zu andern Verrichtungen gebrauchet werde, die gesamte Hölzung frühe und spät bereiten oder begehen und gute acht und aufsicht haben will, damit sowohl von fremden alss eigen darin nicht gehauen oder sonstigen Schaden zugefüget werden möge, Imgleichen auch, dass die Heyde im Frühe Jahr nicht angezündet (angebrant), und im herbst nicht von frembden leuhten gemehet, die Wiesen zu rechter Zeit geheget selbige nicht aussgehütet, die Streuung und Palten (Rasenstücke) nicht zum Verderben der Weide an Schädlichen ohrten gehacket, der Saat von Kohrn Kein Schaden geschehen; die Maste, wen selbige vorhanden, von Keinen andern Schweinen alss die dazu gehören auff gesüttet oder auffgelesen werden mögen.

Gestalt ich den alle und jede Verbrecher die Ich im Holtze, Wiesen, Weyde und Mast auf Schaden betreffen werde, auspfanden und dem H. Inspector anzeigen, auch hierunter Keinen, er sey auch, wer er wolle verschonen,

oder aus liebe, gunst, geschencke und gaben übersehen, noch Jemanden Bau- oder brennholtz ohne frey Zettel anweisen, noch abfolgen lassen, sondern mich in allem der gestalt verhalten und bezeigen will, alss einem aufrichtigen, ehrlichen holtzwahrter eugnet und gebühret. So wahr mich Gott helfen soll durch Jesum Christum. Amen.

10. „Cum bono Deo.“ Oktavbuch.

10₁₁. „Ausslegung des Eydes unnd Warnung für den Meineydt, welches denen, so da schweren wollen, vorzulesen ist.“

Anfänglich seydt ihr Eures Gelübdes auch der Strafe eines Mein Eydes, wie viell unnd wem er schädlich unnd schuldig, der falsch schweret zu erinnern, dann ein Meineydiger Verachtet, schweret unndt erzürnet gantz schwerlich mit seinem falschen schweren

Erstlich Gott den Allmächtigen, der allenthalben zugegen ist, unndt aller Menschen Hertzen erkennet, dehme auch nichts verborgen ist. Vors ander beweget er mit seiner falschen Sage den Richter, dass er kein recht Uhrtel sprechen kan. Drittens verletzet Er die unschuldige Widerpart durch seine falsche aussage ihres Rechtens. Vierdtens unterwirfft ein Mein Eydiger dadurch seine arme Seele, so ihm von Gott dem Allmächtigen nach seinem Eben Bilde gegeben, der Ewigen Verdamnüss. Fünftens, Wo nach Eröffnung der Zeugnuss erfunden wird, dass einer nicht die Wahrheit gesaget, sondern falsch geschworen, so wird derselbe nach unterscheidt unndt Bewandnüss der Sache andern zum abschew, zu schwerer Leibes unnd andern hohen Straffen gezogen werden.

Erectio digitorum.

Dass ihr nun bey diesem Eyde die Finger auffhebet, dabei habt ihr zu bedenken (—)

1. Zum ersten werden aufgehoben drey Finger. Bey dem ersten Finger, das ist der Daum, ist zu verstehen Gott der Vater, bey dem andern Gott der Sohn, und bey dem Dritten, Gott der wehrte Heilige Geist.

2. Die Letzten zween Finger werden in sich geneiget in die Handt.

3. Der erste bedeutet die menschliche Seele, alss die da unter der Menschheit verborgen ist.

4. Der fünfte und Kleine Finger bedeutet den Leib, alss der da Klein zu verstehen ist gegen die Seele, unndt durch die gantze Handt wird bedeutet ein Gott und ein Schöpffer, der alle Creaturen im Himmel unnd auff Erden erschaffen hat.

5. Welcher Mensch nun also verwegen ist unndt fälschlicher Weyse einen unwahrhaften Eydt schweret, der schweret allermaassen allso, alls ob er spreche.

1. Zum ersten so wahr ich heute an diesem Tage falsch schwere, so bitte ich Gott den Vater, Gott den Sohn Jesum Christum unndt Gott den wehrten Heiligen Geist, die (—) heilige hochgelobte Dreyfaltigkeit dass ich aussgeschlossen und aussgesetzt werde auss der Gemeinschafft Gottes unndt seiner Heiligen, dass Ich sei ein Fluch meines Leibes, Lebens unndt meiner Seele.

2. Zum andern, wenn ich an diesem Tage falsch schwere, so soll Gott der Vater, Gott der Sohn Jesus Christus und Gott der wehrte heilige Geist die grundlose Barmhertzigkeit unseres lieben Herrn unndt Seeligmachers Jesu Christi mir nimmermehr zu Trost unndt zu Hülffe kommen an meinem letzten Ende unndt in meiner Todes Stunde, wann mein Leib unndt Seell sich von einander scheiden soll unndt muss.

3. Zum dritten, wo ich heute an diessel Tage falsch und unrecht schwere, so soll Gott der Vater, Gott der Sohn Jesuss Christus, unndt Gott der wehrte heilige Geist,

so woll auch der Fronleichnamb unsers Herrn Jesu Christi seine unerschöpfliche Gnade, sein Rosinfarbes Blut, sein bitteres Leyden und Sterben, seine unschuldige Marter und Pein an mir nichts giltig seyn.

4. Zum vierdten, wo ich falsch schwere, so soll meine Seele, die da bezeichnet ist durch den Vierdten Finger, unndt mein Leib, den da bedeutet der fünfte Finger, mit einander am jüngsten Tage verlohereu werden, da ich meineydiger Elender Mensch für dem gerechten Richter Stuell Christi Jesu stehen soll und muss. Ich will auch beraubet seyn, von aller Gemeinschafft Gottes, seiness heylsahmen Wortes unndt allen ausserwehlten, ja ich will auch beraubet seyn alles begierlichen Anschauens des angesichtes Gottes und unsers Lieben Herren Jesu Christi, und Ewig Verdammet unnd verlohren werden. Weil nun diesess erschröcklich ist, wie ihr gehöret habet, so müsset ihr Euch, wo ihr ein frommer Christ seyd, unndt in den Himmel kommen wollet, woll bedenken, was ihr schweret, (unndt nichts mehr, alss die rechte reine Wahrheit aussagen.) Ich vor meine Person warne Euch treulich vor einem falschen unndt unwahrhaftten Eyde damit ihr nicht dem Sathan zu theil werden möget, alss welchem ihr Euch, durch einen falschen Eydt muhtwilliger Weise ergebet. Gott euren Schöpffer aber unndt eurem Seeligmacher Christo Jesu eure Kostbahre Seele, die er so theuer mit seinem Heil. Blute erkauffet unndt erlöset, entziehet, und in die Ewige Verdannüss, wor auss keine Erlösung zu hoffen, stürtzet. Dafür unss Gott der Allmächtige in allen Gnaden bewahren wolle, durch Jesum Christum Amen.

Neben der Auslegung steht nach der Einleitung auch der polnische Text rechts.

Der deutsche Text stimmt ziemlich wörtlich mit der erwähnten Avisatio (7, 8) überein, nur hat diese noch einen 5. Teil, so dass der Schluss (nach „Jesu Christi“) lautet:

„Wo ich falsch Schwehr so will ich dass mich der gerechte Gott, an meiner Zeitlichen Nahrung und allen meinen Güthern straffe, meiner Aussaat undt Hanthierung allen Seegen entziehe, mein Vieh nicht fruchtbahr sei, sondern von den reissenden Thieren und Wölfen zerrissen, an dem Tage dahin falle undt sterbe; Ich auch wie ein Sprock (dürrer Ast) am Zaun verdorre, und an meinen Händen und Füssen verlahme, auch auf meinem Todt-Bette nicht eher aufgelöset werden möge, biss ich vor Gott und aller Welt erkandt, dass ich ietzo auf den abgestatteten Eydt ein falsch Gezeuchniss abgegeben, undt unrecht geschwohren habe.

Hiemit soll ein jeder frommer Christ für falschen unwarhafften Eyden verwarnet seyn, da mit er nicht zu Letzt dem Teufel und seiner Gesellschaft zu theil werde; dehme Er sich muthwillig ergiebet, und Gott seinem einigen Schöpfer, Erlöser und Seehlgigmacher die Köstliche Seele entziehet: dafür unss alle Gott der Allmächtige Gnädiglich behüten wolle, durch Jesum Christum Amen.“

10,2. „Juramentum.“

10,1 umfasste 26 Seiten, dieser Zeugeneid zwei, die linke bietet deutschen, die rechte polnischen Text.

Der Schwörende versichert, die reine Wahrheit „um Gunst oder Ungunst, Hass, Ueberredung, Liebe u. dergl.“ nicht zu verletzen.

10,3. „Polnischer Zeugen Eydt.“

Zwei Seiten. Dasselben Inhalts.

10,4. „Eines Unterthanen Curischer Eydt.“

6 Seiten deutsch und polnisch. Das Wort curisch ist wohl hier von curia Hof abzuleiten. Vgl. auch Globus 75, 93. Er stimmt fast wörtlich mit den anderen Unterthanen-Eiden überein und enthält keine Namen.

10,₅. Interrogatoria generalia. (Tit 55, § 30 [später geschrieben.])

10 Seiten. Links deutsch und rechts polnisch.

1. Wie heysset ihr und wie alt seyd ihr?
2. Womit ernähret ihr Euch, was ist eure Handthierung?
3. Lebet ihr auch alss ein Christ, haltet ihr Euch auch fleissig zur Kirch und gebrauchet Euch des hochwürdigen Abendmahls öfters?
4. Wie kompt ihr zu diesem Bezeugnüs?
5. Habet ihr Euch auch mit dem Zeugenführer oder mit dem, welchem ihr Zeugen sollet, oder auch mit eurem mit Zengen besprochen, was ihr Zeugen wollet unndt sollet?
6. Habet ihr auch einen oder dem andern Theil Raht unndt anschlag gegeben, wie er seine Sache führen soll?
7. Seyd ihr auch einem oder dem andern Theil mit Blutfreundschafft, mit Schwägerschafft oder sonstem verwandt?
8. Habet ihr auch gegen das eine oder andere theil Feindschafft?
9. Wem gönnenet ihr denn den Sieg der Sachen, oder wem gönnenet ihr woll, dass er gewinnen möchte?
10. Habet ihr auch Nutzen oder Schaden auss der Sachen zu hoffen?
11. Wisset ihr auch woll, was Zeugen sey unnd worzu Euch der abgestahte Eydt verbinde?
12. Wollet ihr dann demselben treulich nachkommen unnd die Wahrheit, so viell Euch von der Sachen bewust ist aussagen?

10,₆. „Schultzen Eyd.“

3 Seiten deutsch. Geschworen vom Zedliner Schulzen dem Marschall v. Bieberstein. Vgl. Nr. 9. Abgedr. Lorentz 567.

Schultzen Eyd.

Demnach ich N. N. von meiner angebohrnen Herrschaft, dem Herrn Hauptmann Marschall von Bieberstein, bin zum Schultzen in Zeddelin gesetzt und aussersehen worden, so schwere ich hiemit zu Gott dem allmächtigen einen waren Leiblichen Eyd, das ich des Dorfes N. N. Bestes nach aussersten kräften suchen und befodern will, auch dahin sehen, das die Dorffsordnung und Gerechtigkeit, soviel möglich, beobachtet werde. Auf Gränz und mahle will ich fleissig acht haben, auch die Zeune und Triften in gehöriger Ordnung zu unterhalten mich befleissen, imgleichen darauf Achtung geben, dass Wiesen und Aker zu rechter Zeit geheget und bearbeitet wird. Auf der Bauern ihre Wirthschaft will ich möglichster massen und nach äussersten Kräften sehen, und vor allen Dingen nicht zugeben, dass jemand auf eines Bauern Aker Korn zur hälften säe, und sollte dieses dennoch geschehen seyn, oder ich bemerken, dass ein Baur seinen Aker nicht gut bestellet, oder seine Zimmer und Hofwehr verwüstet und verwarloset so will ich solches sogleich meiner gnädigen Herrschaft oder deren Inspectorii anzeigen, und überhaupt allen Schaden und Nachtheil in meinem untergebenen Dorfe nach aussersten kräften verhüten. Alles wass mir von meiner Herrschaft oder dessen Inspectorii und Bedienten anbefohlen wird treulich und fleissig verrichten, auch das mir Anvertraute mit aller sorgfalt verschweigen, in allen stücken aber treu, gehorsam und willig seyn, so wahr mir Gott zur ewigen seeligkeit helfen soll durch seinen Sohn Jesum Christum. Amen.

10₇. Szautowská Przysigá.

3 Seiten kaschubisch. Geschworen (nach d. 5. Nov. 1719, dem Tode Kaspar Otto v. Podewils) dem Dekan Regierungsrat Adam v. Podewils († 8. April 1731 zu Colberg). Lorentz 565. Stimmt ziemlich genau mit 10₆ überein. Anfang:

Szautowská Przysigá.

Gdy já od mojewá Pánstwá przyrodzonewá Páná Dicá-nusá Regirungs Rathá Jádám od podewelsow wysoko Rodzony Pán Bądę wtey wsie N. teras zá jednewá szautyszá wybrány y wstawiony, tey já przysiągam do Bogá wszechmogacego, jedná u. s. w.

10,₈. Przysiąga Podanego (Unterthanen Eydt).

2 Seiten kaschubisch und 2 Seiten deutsch. Vgl. 2, 10,₄, 9,₁. Text fast gleich Nr. 2, nur M. v. Bieberstein geschworen und Gregor statt Griegr in der Unterschrift. Abgedr. Lorentz 567.

Lorentz hat folgende 7 Eide als kaschubische herausgegeben: 4 (zwei), 3; 9,₁₋₃; 10,₇. — Auch sie sind nicht in der wirklichen Sprache der Lebakaschuben geschrieben. Wir besitzen drei Zeugeneide: einen kaschubischen aus Zipkewitz (3), einen deutschpolnischen (10,₂) und polnischen (10,₃); einen Kirchenvorstehereid (1), vier Unterthaneneide: den kaschubischen (10,₇) und deutschpolnischen (2) für Herrn v. Podewils, den deutschpolnischen für Herrn v. Bieberstein (10,₈) und den deutschpolnischen „Curischen“ Eid (10,₄); drei Holzwärtiereide: den deutschen Lojower (9,₄) und die deutschkaschubischen Zipkower und Rumsker Eide für A. v. Podewils; je einen deutschen Dolmetscher- (7c) und Kirchenvorstehereid (1), endlich je einen kaschubischen Drescher- (4) und Reinigungseid (3). Die Uebereinstimmung der einzelnen gleichartigen Eide ist leicht erklärlich. Erben ja gerade in derartigen Schriftstücken, wie auch in Anstellungsurkunden, festgeprägte Sätze jahrhundertlang fort.

IV. Zieglers Predigten. Zieglers (vgl. S. 122 f.) Predigten dienten seinen benachbarten Amtsgenossen zum Muster und wurden wiederholt geborgt und den Gemeinden

vorgelesen. Die erste Predigt stammt aus der Zeit vor der Berufung nach Zezenow.

1. 18./6. 36. Ew. na dzien narodzenia Panskiego.
Luk. 2, 1—20; praedwane w Sorg. (?)

Panie Boże, którego milosie aż do niebios sięga kitórego lasko aż pod oblocki, jak możemy łobie dostatecznie dziękować za dobrodzieystwa, któraś nam przez syna swego, Pana naszego Jezusa Chr. darował. Bósmy odstapili byli od ciebie i grzechani naszymi święte imię tworio spluznili aż syna swego nam dałeś, aby non etc.

Das heisst: Evangelium am Tage der Geburt des Herrn gepredigt in Sorg. Herr Gott, dessen Liebe bis zum Himmel reicht, dessen Güte bis zu den Wolken! Wie können wir dir genug danken für die Wohlthaten, welche du uns durch deinen Sohn, unsren Herrn Jesum Christum, geschenkt hast. Denn wir waren abtrünnig geworden von dir und haben mit unseren Sünden deinen heiligen Namen beschimpft, bis du deinen Sohn gegeben hast, damit er u. s. w.

Diese Probe genügt, um darzuthun, dass der gerühmte kaschubische Prediger, dem schon im 27. Jahre seine kaschubische Predigt nachgerühmt wird, nie daran dachte, das Kaschubische für wesentlich verschieden vom Polnischen zu halten. Das anlautende lebakaschubische wuo giebt er immer durch das polnische o wieder. Man verstand eben unter der kaschubischen Sprache nur eine veränderte Aussprache des Polnischen. Das geht auch aus der Antrittsgeschichte des Schmelsiner Pfarrers Edelbüttel hervor. Die an Schreibfehlern reichen Hefte sind wahrscheinlich Abschriften, die älteren stammen aus seiner Königsberger Studentenzeit.

2. 10./10. 36. Luk. 2, 41—52 w Króleweu (Königsberg).
3. 18./11. 36. Jan. 10, 11—16 „ „ „ Miser. Dom.
4. 3./3. 38. „ Zezenowie, Oculi
5. 13./1. 38. „ „ „ Królach.

6. 27./1. 38. Quinquag.
7. 14./2. 35. Albo Estomihi.
8. 12./2. 38. Sexages.
9. 17./3. 38. Palmarum (Hebr. 4, 9—11).
- 10—15 sind datiert zu Zezenow am 22./1. 40, 18./11. 40, 27./2. 41, 2./4. 41, 22./12. 41, 29./12. 41.

16—21 der 21 Oktavhefte tragen kein Datum, scheinen aber älterer Zeit zu entstammen.

Von sonstigen Pfarrbüchern aus Zieglers Wirksamkeit enthält das Archiv noch eine polnische Bibel, das Königsberger Preussische polnische Gesangbuch, die Evangelia und Episteln, deutsch und polnisch, Danzig 1721, darin sich anhangsweise auch ein Gesangbuch und Einmaleins befindet, Kaschubisches aber nicht.

F. Lieder und Sprüche.

Die wenigen Lieder, die der Kaschube singt, stehen im Gesangbuch. Dies Gesangbuch ist, wie auch Bibel und Postille, seit über 100 Jahren polnisch. Von diesem polnischen Gesangbuch giebt es handschriftliche kaschubische Auszüge und Abschriften, so fand Dr. Lorentz eine solche mit Kaschubismen zu Zietzen, vielleicht gehört hierher auch das von Hilferding auf Seite 163 erwähnte. In manch anderem polnischen Buch sah ich handschriftliche Bemerkungen. — Der Kaschube liest und singt mit grossem Geschick den Text gleich kaschubisch, er verändert die Endungen und oft den Vokal, so dass der Fernerstehende glaubt, er übersetze aus dem Stegreif in eine ganz andere Sprache. Der Gesang ertönt mit grosser Inbrunst. Der alte 90jährige Bogadtke sang, nachdem er ein Stück aus Dombrowskis Postille gelesen hatte, das Lied: „Jesus meine Zuversicht, ich mag länger nicht mehr leben.“ „Ja, wenn ich noch 30 Jahre jünger wäre, liesse

ich die Bücher noch einmal einbinden," äusserte er in Hinsicht auf seine zerlesenen und sehr beschädigten kaschubischen Bücher; „aber für wen sollte ichs thun, es ist ja nun all alles deutsch.“ Andere Lieder, die gern gesungen werden, sind: „Ach bleib mit Deiner Gnade.“ „Ein Wetter steigt herauf.“ Ein Kluckener Kätner wurde im Glowitzer Krug aufgefordert, etwas Kaschubisches zu singen. „Wenn's nicht verspottet wird, gern,“ war seine Antwort, und nun sang er den neugierigen Zuhörern mehrere Lieder vor und betete auch einige Gebete mit solcher Andacht, als ob er für sich oder in der Kirche wäre.

Aber andere Lieder nicht geistlichen Inhalts oder zum wenigsten nicht im Gesangbuch stehend, konnte er nicht. Und genau so verhielt es sich bei den meisten jungen und alten Leuten. Selbst bei Tanz und Spiel, Hochzeit und Kindtaufe wäre nichts gesungen worden als: „Immerrundum, und nun rechts rum, immer links rum.“ Schelmenstücke hätte man nur erzählt. Es gelang mir aber doch, einige kleine Liedchen aus ihnen herauszulocken. Manches sangen sie wohl der Anstössigkeit des Inhalts wegen nicht. Aber nach einer Musterung hörte ich sogar im Gieseitzer Krug gemeinsam kaschubisch singen. Von den aufgezeichneten Liedern ist das erste das verbreitetste. Es kam, wie das 3. und 6., aus Wreschen. Als die Slowinzen in den 60er Jahren zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes mit eingezogen wurden, brachten sie einige polnische Lieder mit und sangen sie öfter im Krug, besonders soll ein Klick sie gern gesungen haben. 2 und 4 entstammen Frauenmund und stehen vielleicht in einem polnischen Gebetbuch, 5 hörte ich von einem eingewanderten Czarnowsker; die letzten 7 Sprüche und das 8.—10. Lied verdanke ich Herrn Dr. Lorentz. Die Darstellung der Laute mittels der gebräuchlichen Lettern stösst auf Schwierigkeiten, um so mehr, als einerseits der Unterschied vom Polnischen gekenn-

zeichnet, andererseits die etymologische Verwandtschaft nicht verwischt werden darf. Zudem ist der Dialekt nicht rein, sondern mit reimplnischen Wörtern gemischt. Die Leute aber singen selbst die wenigen Strophen immer wieder anders und verstehen die meisten Worte selbst nicht, so dass nur mit Zuhilfenahme vieler ein Sinn herauszubekommen ist. Das Rebhuhn im 3. Lied erinnert an ein lettisches, die Bione im 5. an viele litauische Lieder.

I. Wreschener Lied (Klucken)

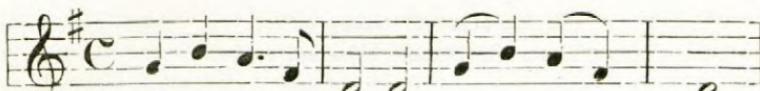
(Fczero wjeczor).

1. Gestern abend sind die Stiere herumgesprungen,
Des Morgens waren sie im Hafer.
Mir wäre nicht so um die Stiere,
Als um die kleinen Öchslein.
Hei, hohito, dahalo.
2. Hei, dort auf der grünen Wiese,
Da liegen zwei graue Böcke.
Geh ich von dir weg, liebe Mutter,
Wird, ohne mich, dir das Herz zerspringen.
Huru, halu, turu, rukalu.

Wreschner Lied (Fczero wjeczor.)

Nächtens biesten fort vom Stall die Stie-re,
Hei hi tei-o Auf dem grünen Ra-sen

S'ist mir ja nicht um die jungen Tie-re,
Sah ich heut ein graues Böcklein gra-sen.



Hab heut früh im Ha - fer sie ge - sehn,
Lie - be Mutter, wenn ich von dir geh,



Ists nun um die jungen nicht geschein { O hei hito,
Bricht dein Herz ent - zwei vor Gram und Weh.



da - ho lo tu - ru - ru - ka - lu

II. Spruch (Glowitz)

(Mjile dzejca).

Liebes Kind, denk an Gott,
Gott weiss, sieht, hört alles. Amen.

III. Mutter und Vater (Giesebitz, Glowitz)

(Nasza matka kuropatka). (Naszá mäma, duobrá mäma.)

Unsere Mutter, das Rebhühnchen, schlägt die Kinder, —

Unser Vater, der gute Vater, trinkt Schnaps. —

(Unsre Mutter, gute Mutter, Früh aufstehend giebt sie gütig Uns ein
Ei zum Frühstück,

Mittags hat sie sich gebessert, Zweien hat sie eins zerschnitten; Hat
versteckt sich abends. Frau Savallisch-Rotten.)

IV. Gebet (Klucken)

(Nasz serca do buoga).

Unsre Herzen zu Gott,
Wir fallen zu seinen Füssen.

V. Im Garten (Czarnowske)

(W ugrudeczku e riwa).

Im Garten hab ich gepflückt,
Drei Bionen hab ich gepflückt.

Nun pflück ich nimmermehr,
Denn die Sommerblüte ist vorbei.

VI. Unser Polen (Janek in Giesebitz)
(Nasza Polska).

Unser Polen ist nicht verloren,
Solang ein Huhn im Topf ist,
Und wenn das Huhn gekocht ist,
Essen wirs Stück für Stück.
— Geliebtes Vaterland —!

VII. Sprichwörter, Sprüche, Rätselreime.

- | | |
|---|---|
| 1. Czlowiek mäsli, Bôg žudzi. | Der Mensch denkt, Gott lenkt. |
| 2. Tak jak f lás wuelo, tak twe-
tojate tradji. | Wie man in den Wald ruft, so
schallt es zurück. |
| 3. Japke pąńje nie dalik wod
jabłone. | Der Apfel fällt nicht weit vom
Stamm. |
| 4. Zdechli pjies nje mouže kąsec. | Ein toter Hund kann nicht beissen. |
| 5. Znaje toftócha na tech piorach. | Man kennt den Vogel an den
Federn. |
| 6. Zôdni rôže bež beko. | Keine Rose ohne Dornen. |
| 7. F noe sô každi kotji szâre. | In der Nacht sind alle Katzen grau. |
| 8. Wiele glowa, wiele sumienje. | Viele Köpfe, viele Sinne. |
| 9. Tak jak mi Bôg pomôže. | So wahr mir Gott helfe. |
| 10. To je ten kône. | Das ist das Ende. |
| 11. Ta jes glupi ak ciela. | Du bist dumm wie ein Kalb |
| 12. Wuon gräze jak wol krâšene. | Er frisst wie ein Ochse die Krümel.
(Die Sl. übersetzen: Teufelskirsche.) |
| 13. Jiná wjies, jini pjies. | Ein ander Dorf, ein anderer Hund. |
| 14. Wôstrziesá rouzga, mijlši
dzejca. | Je schärfer die Rute, je lieber
das Kind. |
| 15. Möi, krüöwum dodajöö, pjeck
zapalöö. | Mai, gieb den Kühen noch etwas
zu, heize den Ofen. |
| 16. Ja jem máli
Me serce je čiste
A nicht nimá tą mjieszkac
Ako Poun Krestus same. | Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Soll niemand drin wohnen,
Als der Herr Christus allein. |
| 17. Ten bêl na puo slowinstjim
vostouni. | Der ist noch bis zur slowinzischen
(Predigt) geblieben. (Ist be-
trunken.) |

18. Bôg je nâmi.
19. Nalaus jem ftauszka vliesä.
Zelüöne jöjka niesä (Ruch,
Z. Klucken.)
20¹). Baba baba ma pjienjâdzä
Vzelünim liesä.
Bjî baba, bjî baba.
Nöö je döödum niesä.
Nje bjîžä, nje bjîžä
Ta vübüogou bápka.
Na je niesä, na je niesä.
Vzelünim czápeä (Priehn-
Garde.)
- Gott mit uns.
Ich fand einen Vogel im Wald.
Grüne Eier trägt er.
Die Frau, die Frau hat Geld
Im grünen Wald.
Schlag die Frau, schlag die Frau.
Lass nach Haus sie schaffen.
Schlag nicht, schlag nicht
Das arme Frauchen,
Sie trägts, sie trägts
In der grünen Mütze.

VIII¹). An der Seite des Meeres. (Frau Savallisch-Rotten.)

- Na ti strünjä müörza
Pasla dzéfka tküörza.
Na tî strünjä jiezöra
Pasla dzéfka gousöra.
- An der Seite des Meeres
Hütete eine Magd einen Iltis.
An der Seite des Sees
Hütete eine Magd einen Gänserich.

IX. Das Pferdehirten-Pack. (Frau Savallisch-Rotten.)

- Künjarzti pak
Pölüöžäli sä znak,
Pöt kräszkou varzili,
Pjöträškou bünili.
- Das Pferdehirten-Pack
Legte sich rücklings hin,
Kochten unter dem Birnbaum,
Bereiteten es mit Petersilie.

X. Stromerlieder (Buttke-Garde).

- a) Já nie püda düo dum
Küöc mie völajou
Le püda f karczma
Ta ni mie vähargajou.
- b) Nie chea na mie chlieba dac
Küöc ta stárá rziekla
Müszel já ja przoud v...
Cö znie wüoda ciekla.
- c) Küöjic Pawel sieká lôka,
Trina varzá môkä.
Nie cheol Pavel môkä jiesc
Le cheol lik na Trina liesc.
- Ich gehe nicht nach Hause,
Wenn sie mich auch rufen.
Sondern ich gehe in die Schenke,
Da beherbergen sie mich.
Sie wollte mir kein Brot geben,
Wenn es auch die Alte sagte
(auch: Das sie gestern buk),
Ich musste sie lieben u. s. w.
Kojic Paul mäht die Wiese,
Trina kocht Mehlgrieze.
Paul wollte keine Mehlgrieze,
Sondern nur zu Trina.

¹) Vgl. Cenowa, Sbjór p. sw. III, Seite 84. 89. 91.

G. Sagen.

So arm die Kaschubei an Liedern ist, so reich ist sie an Sagen und Märchen. Ich habe aus dem Munde einzelner Kaschuben in ununterbrochener Reihenfolge mehr als zwanzig Sagen und Geschichten aus Hinterpommern erfahren, und in geselliger Runde erst kann man stundenlang immer neue und neue Stoffe hören, die an vorhandene Orte, an Bräuche oder Persönlichkeiten anknüpfen.

In den Märchen und Geschichten spielt der „dumme Hans“ die erste Rolle, jene Gestalt, die ebenso anekdotenreich in germanischen, slawischen und litauischen Gedichten auftritt. Der dumme Hans ist anscheinend blöd, taugt zu Hause nichts, wird vom Vater und den Geschwistern verachtet und rennt dumm und unerfahren in die Welt wie *Simplissimus* und *Parzival*. Im Weltgetriebe aber läuft er bald seinen Brüdern den Rank ab, vollbringt Thaten, die niemand leistet, und kehrt reich und angesehen in die Heimat zurück.

Eine andere wichtige Gestalt ist der „betrogene Teufel“. Seelengierig zieht Beelzebub aus und schliesst Bündnisse mit den Menschenkindern, die nach landläufigen Begriffen zum Unheil der Menschen geraten müssen. Aber die derbe bäuerische List und Schläueit der Kaschuben findet immer den wunden Punkt im Pakt, lässt den Teufel die aufgebürdete Arbeit thun und weiss, ihn geschickt um den Lohn zu bringen.

Neben dem dummen Hans tritt der „Mann mit dem zweiten Gesicht“ als Hauptperson kaschubischer Sagen und Geschichten auf. Er besitzt meist rote Augen, sieht mit ihnen die Geister und die Verstorbenen, sein Blick durchdringt Erde wie Wände und bringt oft den Beschauten Krankheit, zuweilen kann er auch die Menschen beschreien. Der Mann mit dem zweiten Gesicht sieht öfter als andere

Geld „luttern“ (auffflammen), ist aber ebenso sehr wie andere Menschenkinder den Geisterregeln unterworfen, wenn er es in Besitz bekommen will, d. h. er darf dabei nicht reden, sich nicht umsehen, ist an gewisse Zeiten gebunden und muss die Arbeit ganz allein ausführen.

Vielfach findet man ähnlich der weissen Frau den „tollen Gutsherrn“. Er lebt in Saus und Braus, nimmt beim Abendmahl die Oblate aus dem Mund, nagelt sie an einen Baum und durchschießt sie, dann treffen alle Kugeln, er schießt aus dem Schornstein und ruft: „Hier liegt der Bock“, und dann ist wirklich ein Stück Wild geschossen worden. Nach seinem Tode geht er im Hause um und erschreckt die Leute.

Eine andere Gestalt ist der „Freischütz“, der selbst kugelfest ist, und dessen Kugeln unfehlbar sind. Auch der Mensch in Wolfsgestalt, der „Werwolf“, wird getroffen.

Neben dem „Teufel“ treten in den Sagen noch Wesen auf, die ebensogut den deutschen Märchen eigentümlich sind. Der Kaschube belebt seine breiten moorigen Einöden, seine sumpfigen Wiesen, seine Wälder mit allerhand gespenstischen Wesen. Jeder Kaschube hat den „wilden Jäger“ gesehen. Es ist ganz still, da erhebt sich vor dem einsamen Wanderer hoch in den Lüften ein Sausen und Brausen, und auf einmal zieht er droben hin mit Hussaruf und Hundegebell und verschwindet im nahen Walde. Ein andermal zeigt er sich als „Nachsjäger“, meist kopflos, oft ist auch das Pferd ohne Kopf. Ein Gespenst ist auch der „Alp“, auch bloss „Geist“, zuweilen Mahrt (vgl. Mörtride, Mahrtreiten, Alpdrücken) genannt. Er haust in der Heide, legt sich ungesehen quer über den Weg, und die Pferde scheuen, man weiss nicht, warum. Sie gehen keinen Schritt weiter, und man muss mit ihnen umkehren. Des Nachts kommt er durchs Schlüsselloch und legt sich auf die Brust der Schlafenden.

Und die Hexen im allgemeinen beleben Wald und Feld, bald Böses, bald als „weisse Mädchen“ Gutes bringend. Will man sich vor ihnen hüten, macht man Kreuze an die Thür oder heftet ein paar gekreuzte Besen über die Schwelle. Die „Unterirdischen“, ähnlich den litauischen Laumen und Barsduken, die „kleinen“ oder „weissen Leutchen“, wie in Masuren, gleichen den Heinzelmännchen und vogtländischen „Graumänneln“. — Einige Sagenstoffe knüpfen sich an Berge, Hügel und Felsen.

Warum steht die Glowitzer Kirche nicht auf dem höheren, seit alters als heilig geltenden Fichtberge?

Freilich sollte die angeblich 1000 Jahre alte Glowitzer Kirche dahin gebaut werden, der Platz war abgesteckt, die Steine sollten hinaufgefahren werden. Aber die wendischen Götter sperrten den Weg zu ihrem Heiligtum, die Pferde blieben stehen, niemand konnte sie zum Ziehen bewegen, und so begnügte man sich endlich mit dem zweithöchsten Berge als Kirchplatz. Dass auf dem Fichtberg, der ein reiner Sandhügel ist und allerdings ein kaschubischer Opferplatz in der Heidenzeit war, kein fester Grund zu einem Gebäude zu graben ist, vergisst die Volksphantasie.

An verschiedenen Orten (Silkow, Osseken, Gross-Boschpol, Garde) befinden sich grosse erratische Blöcke oder Felsen. Wie kamen die dahin? Es sind verwünschte Heuhaufen, Säcke oder dergleichen, die der Fuhrmann nicht fortbringen konnte. „Ich wollte, du würdest zum Stein“, rief der Ungeduldige, und hilfreiche Götter erfüllten den Wunsch; so stehen noch jetzt die steinernen Säcke da. Andere dieser Steine sind verzauberte Menschen, ungehorsame Kinder, sich zankende Eheleute, faule Mägde, die zu Steinen verwünscht wurden.

Die Schlossberge zu Lauenburg, Belgard, Zezenow u. s. w., die teilweise Ruinen bewahren, sind noch jetzt

der Aufenthalt von alten Besitzern. Wie Kaiser Barbarossa sitzt der Kaschubenkönig in einem Berge bei Lauenburg und ist Kindern erschienen, die Befehle ausrichten sollten. In einzelne Berge sind Frauen verbannt, die erlöst werden können, wenn sie der Begegnende dreimal um den Berg trägt. Das dritte Mal aber versagt ihm gewöhnlich die Kraft, oder er wird von unsichtbaren Mächten gestört. — Auch Schätze sollen dort vergraben sein, die zur Mitternacht zu gewissen Zeiten gehoben werden können, wenn der Schatzgräber nicht spricht und sich nicht umkehrt. Im Lebamoor war ein Berg, der lange Berg, der jetzt verschwunden ist. Der Sage nach ist er auf das Gebet der Unterthanen eines dortigen Edelmannes verschwunden, der an seine Untergebenen das Ansinnen stellte, den Berg zu versetzen. Ausser den Bergsagen erzählt der Kaschube mit Vorliebe Seesagen.

Im schwarzen Moor bei Rettkewitz (Lebamoor) befindet sich der grundlose schwarze See, der deshalb grundlos ist, weil das Lebamoor früher Meer gewesen sein soll. Man sagt, das ganze Moor ruhe auf der See, zu dieser Ansicht mag leicht die Thatsache beigetragen haben, dass man in den Klucken selbst im Sommer nasse Kniee bekommt, wenn man auf dem ungedielten Stubengrund der Hütten kniet. — Verbreitet ist die Sage über die Insel im Garder See, wird aber überall anders erzählt und gilt bei jedem Erzähler als halb verschollen. Einst sollte der Gardesche Prediger in Rowe Gottesdienst halten; das will er thun, wenn ein Damm durch den See ginge. Da erbietet sich der Teufel, wenn ihm jener seine Seele verschreibe, bis zum Hahnenkrähen den Damm fertig zu machen. Der Pastor ist einverstanden und sofort schwirren die Teufel durch die Luft, Steine herbeizuholen. Schon ist ein fester Punkt im See geschaffen, die heutige Steininsel, und immer eifriger schaffen die Geister Steine herzu. Da wird es dem

Pastor angst um seine Seele, er erzählt alles seiner Frau, die aber geht in den Hühnerstall und klatscht, sodass der Hahn kräht. Voll Schrecken lassen die Teufel die Steine fallen und entweichen. Am Ufer liegen sie noch und haben Zeichen, die wie Pferde- und Hahnenfüsse aussehen, der Damm aber ist nicht fertig. Nach einer andern Fassung versprach einer dem Teufel seine Seele, wenn dieser mitten im Garder See eine Kirche baue, bevor der Hahn krähe. Als die Kirche bis auf die Thür fertig war, kräht der schlaue Schäfer, um seinen geängsteten Herrn zu retten. Der Teufel aber zertrümmert sofort den Bau und wirft die Steine ans Ufer. Die Rower nahmen jene Steine zum Bau ihrer Kirche, deshalb blutet immer ein Stein über der Kirchthür.

Den Seebär hört man noch heute heulen, und die Seeschlange haben viele gesehn, auf 200 Schritt Entfernung zieht sie die Menschen an sich oder spritzt Gift nach ihnen, so dass Wiese und Wald, Mensch und Tier verbrennen. Es giebt aber Leute, denen kann sie nicht schaden, das sind Zauberer, Viehzauberer. Sie haben Bücher und können bewirken, dass das Vieh krank wird oder keine Milch giebt.

Entsprechend dem Volksliede, „das Wasser war viel zu tief“, erzählen auch die Kaschuben von einem Jüngling auf der Westseite des Sees und seiner Geliebten auf der Ostseite. Er wandert abends stets zu ihr, und sie stellt als Ziel und Weiser ein Licht am Fenster auf. Und als einst die Lampe ungesehen erlosch, findet der Jüngling seinen Tod in den Fluten.

Aus den Fluten des Lebasees tönen oft die Glocken des durch eine Sturmflut zerstörten Lebamünde. Sonntagskinder können sie hören. In anderen kaschubischen Seen sehen solche ein untergegangenes Dorf.

Im Ruschitzer Wald ist ein Teich, darin hat sich eine alte Frau ertränkt. Der verstorbene Giesebitzer Lehrer Nimz fuhr einst abends in den Wald. Die Pferde hielten aber und waren nicht fortzubringen, er musste wieder umkehren. So sollen die Pferde auch nicht fortzubewegen gewesen sein beim Begräbnis eines Giesebitzer Schlossers und eines Herrn B.

Vor der Reformation wurde ein Abt aus Italien nach dem Kloster Kolbatz versetzt. Kolbatz liegt in der Madüje zwischen Pyritz und Altdamm, einem ehemaligen sumpfigen Seegebiet, das Herr von Brenkenhof entwässerte und kultivierte. Der Klosterteich bot dem Leckermunde des Abts keine Maränen, die er in Italien so gern ass. Aergerlich über das unwirtliche Land und die ungewohnte Nahrung verschreibt der Abt dem Teufel seine Seele unter der Bedingung, dass dieser ihm aus seinem früheren Maränenteiche in Italien bis zum ersten Hahnschrei eine Ladung Maränen besorgt. Der Teufel holt sie auch, als er aber in die Nähe des Klosters kommt, lässt der Klosterschäfer auf Anordnung des Abtes täuschend sein Kikeriki ertönen. Der Teufel glaubt, die Geisterstunde sei vorüber, und die Seele sei ihm verloren gegangen, und lässt vor Schrecken die Maränen in das Wasser fallen, die seit jener Zeit einzig in jenem Teiche vorkommen sollen. Die Maräne ist aber auch anderwärts in Pommern zu finden, „nur nicht in gleicher Güte“, sagt Bernoulli.

Im Schlawer Kreise und an anderen Orten gehen sogenannte Teufelsdämme an der See hin. Von allen erzählt man ähnliche Sagen. Die Gemeinden hätten gern ihr Land vor dem Meer geschützt, besassen aber kein Geld zum Bau eines Dammes. Der Gemeindevorsteher schloss mit dem Teufel einen Bund, ihm seine Seele zu geben, falls der Böse vor Tagesanbruch die Mauer fertig baue. So eifrig

auch der Teufel arbeitete, so hat doch ein schlauer Hirt oder der Gemeindevorsteher vor Schluss der Arbeit und der Geisterstunde einen Hahnschrei ertönen und der Teufel aus Schreck die Steine fallen lassen.

In verschiedenen moorigen Gegenden kann man Geld luttern sehen, dahin muss man stumm nächtens allein gehen, ein Beil oder Stahlmesser, das mit Kreuzen gezeichnet ist, unter Anrufung der Geister nach dem Feuer werfen, ohne sich umzudrehen, und schnell wieder nach Hause eilen. Ein weisses Mädchen erscheint dabei. Erreicht man das Dach vor Ablauf der Geisterstunde, so findet man anderen Tages genug Geld zu Hause, dreht man sich aber um, so verliert man den Kopf, oder der Böse wirft das Beil tödlich nach dem Schatzsucher, oder ein schwarzes Kalb bricht einem das Genick.

H. Deutsche Lieder und Sprüche.

In unserem Sprachgebiet dringt natürlich mit dem deutschen Wesen das deutsche Lied vor. Kirche und Schule, Soldatenleben und Wanderung führten deutsches Gut ein. Freilich meint man, diese deutschen Lieder hätte es im Kaschubischen früher auch gegeben. Das Pfeilsche „Still ruht der See“ und die andern namhaft gemachten wurden mit Gründen von den Kaschuben in Anspruch genommen, die nur deshalb von der Hand zu weisen sind, weil sie auch auf andere Gegenden passen.

Ich hörte „Bei Sedan auf den Höhen“, „Es murmeln die Wellen“, „Steh ich in finstrer Mitternacht“, besonders aber „Ein armer Fischer bin ich zwar“, das indess auch in Hannover und, wie ich kürzlich singen hören konnte, auch in Leipzig heimisch ist. Hier sangen es ein paar Fleischerburschen, dort die Fischer.

Ein armer Fischer bin ich zwar.



1. Ein ar - mer Fi - scher bin ich zwar, verdien' mein



Geld stets in Ge-fahr, doch wenn Feins - lieb - chen am



U - fer ruht, dann geht das Fisch'n noch mal so gut.

2. Sie hat ein' rosenroten Mund,
Die Brüste, die sind kugelrund,
Die Hände sind so zart und fein
Und ihre Zähne wie Elfenbein.

3. Und fahren wir zur See hinaus
Und werfen unsre Netze aus,
Dann kommen Fischlein, gross und klein,
Ein jedes will gefangen sein.

4. Und kehren wir vom Fischfang heim
Und ziehen unsre Netze ein,
Dann geht Feinsliebchen ins Kämmerlein,
Feinsliebchen will jetzt schlafen ein.

5. Des andern Tags in aller Früh,
Da klopft es leise an die Thür,
„Steh auf, mein Fischer, so jung und schön,
Du sollst heut wieder fischen gehn.“

6. Und ist der Monat Mai vorbei,
Vorbei ist's mit der Fischerei:
Dann geht Feinsliebchen zum Traualtar,
Es lebe hoch das Fischerpaar.“

Aber nicht nur auf dem See erklingt das Lied. Im Krug singens die Mädchen beim Kartoffelschälen, und die Bursche trällerns an schönen Sommerabenden. Ein anderes Lied, welches ich vereinzelt und mit grosser Rührung zur Ziehharmonika hörte, lautet:

„Ach könnt' ich doch in meinem ganzen Leben
Noch einmal meine Eltern wiedersehn!
Was wollte ich nicht alles dafür geben,
Ach könnte dieses einmal nur geschehn!

Sie sorgten sich für mich und meine Brüder
Und zogen uns zu braven Menschen auf.
Ich sehe sie nun nie und nimmer wieder,
Der liebe Gott nahm sie in'n Himmel auf.

Die liebe Mutter, die mit tausend Schmerzen
Mich unter ihrem treuen Herzen barg,
Ich kann an meine Brust sie nicht mehr pressen,
Sie ruht nun längst im stillen Sarg.

Der liebe Vater ruht im Grabe drinnen,
Der unter Sorgen nur gewollt mein Wohl. —
Drum liebet eure Eltern, folget ihnen!
Nur dann ergeht es euch auf Erden wohl.“

Die kaschubischen alten Fischer, die meist ein reich bewegtes Leben hinter sich haben und die Meere alle durchfuhren, singen noch ein Lied in Mischmasch-Mundart, das etwa so zu verdeutschen ist:

Der deutsche Schiffer fährt übers Meer,
Durch Yokohama hallt sein Tritt,
Er sucht sich eine kleine Braut
Und bringt ihr Gold und Silber mit.
Und wenn an ihrer Brust er ruht,
Ist sie ihm gut und er ihr gut.

Mehr verraten die Grabschriften die Gedanken, insbesondere die religiösen Anschauungen der Kaschuben, obgleich auch sie nur in deutscher Sprache abgefasst sind. Es ist fraglich, ob überhaupt je eine Grabschrift in ihrer

Sprache aufgeschrieben ward; das Kaschubische war immer aufs Gesangbuch, die Bibel, den Katechismus und die Predigt beschränkt. Sagt doch auch Döhling (1834): „An Denk- und Grabmälern aus damaliger Zeit (Christianisierung) finden sich keine Schriftzeichen, auch an den Steinen in den Steinbrüchen, auf deren Grunde durch Menschenhände besondere Steine geordnet und zusammengelegt sind, findet sich keine Spur des Meisels; die Urnen darin sind von schlechter Masse und auch nicht gross, etwa von der Grösse einer Kegelkugel, von Lehm, schlecht gebrannt; meist sind sie schon zusammengefallen, wenn sie aufgedeckt werden; sie stehen in viereckigen, oft auch dreieckigen Höhlen, und von Metall ist nichts darin zu finden.“ Bediente man sich schon ehemals des Kaschubischen als Denkmalsprache nicht, so noch viel weniger später, als das Deutsche siegreich vordrang¹⁾. —

Grabsprüche:

1.

Dem Vater und der Mutter mein
War ich ein liebes Töchterlein,
Gott aber, dem ich lieber war,
Nahm mich in seine Engelschar.

2.

Noch netzet ihr die Wangen,
Ihr Eltern über mir,
Euch hat das Leid umfangen,
Das Herze bricht euch schier.
Des Vaters treue Liebe
Sieht sehnlich hier ins Grab,
Die Mutter stehet trübe
Und weint die Augen ab.

3.

Nun gehet weg von meinem Grabe,
Geht heim nach euren Häusern zu,

¹⁾ Cenowa (Gramm. S. 7) bringt keine Belege für sein vermutetes Runenalphabet.

Legt nun die Trauer wieder abe
Und gönnt mir meine Ruh.
Mein Bette ist mir recht gemacht,
Drum liebste Freunde, gute Nacht.

4.

Wenn ihr euch könnnt bedenken,
Wenn ihr mich lieben wollt,
So dürft ihr euch nicht kränken
Ob dieses Todes Sold.
In diesem Weltgebäude
Hab ich euch ja geliebt,
Drum gönnt mir doch die Freude,
Die mir mein Heiland giebt.

5.

Geseg'n euch Gott, ihr Meinen,
Ihr Liebsten allzumal,
Um mich sollt ihr nicht weinen,
Ich weiss von keiner Qual,
Den rechten Port noch heute
Nehmt fleissig ja in acht,
In Gottes Fried und Freude
Fahrt mir bald alle nach.

6.

Wie manche Widerwärtigkeit
Hatt' ich in meiner Lebenszeit.
Nun aber ist mir nichts bewusst,
Denn ewigliche Freud und Lust.

7.

Es ist vollbracht. Ich will mich legen
Zur Ruh auf Christi Grabesstein,
Die Engel sind allhier zugegen,
Ich schlummre sanft mit Jakob ein.
Die Himmelsport ist aufgemacht,
O Lebenswort, es ist vollbracht.

8.

Auf diese Weise will ich sterben,
Die Gotteslieb, das Jesusblut
Machts schon mit meinem Ende gut.

9.

So ruhet denn, Teure, in Frieden
In einer gemeinsamen Gruft,
Bis einst aus dem Staube hienieden
Der himmlische Vater euch ruft.

10.

Ich hab mich Gott ergeben,
Dem liebsten Vater mein,
Hier ist ein Jammerleben,
Es muss geschieden sein.
Der Tod kann mir nicht schaden,
Er ist mir mein Gewinn,
In Gottes Fried und Gnaden
Fahr ich mit Freud dahin.

11.

Beweint mich nicht, ihr Lieben,
Ich sterbe Gott, nicht euch,
Was wollt ihr euch betrüben,
Ich bin in Gottes Reich.

12.

So gings den lieben Alten,
An deren Fuss und Pfad
Wir uns noch täglich halten,
Wenns fehlt an gutem Rat.
Wie musste sich doch schmiegen
Der Vater Abraham,
Eh als ihm sein Vergnügen
Und rechte Wohnung kam.

Unter den Pröpel- und Besprechformeln, den Kinder-versen und Abzählreimen habe ich viele gefunden, die fast wörtlich auch in anderen Gegenden vorkommen. Es giebt von letzteren genug gedruckte Sammlungen, die die Lehrer ganz Deutschlands kennen, und beim Spielen der Kinder in den Zwischenpausen einüben. Im nördlichen Vogtland habe ich oft das nur halbverständliche Ringelreihenlied vernommen:

Ringel, ringel Rosenkranz, wir treten auf die Kette,
Dass die Kette klingen soll
Har und klar wie ein Schar, hat gesponnen sieben Jahr.
Sieben Jahr sind um und um
Dreht sich Jungfer Bertha um.
Bertha hat sich umgekehrt, ihr Schatz hat ihr ein' Kranz beschert,
Von veilchenblauer Seide, ihr Schatz ist nicht gescheide.

oder auch:

Der Zaun, der wird geflochten,
Mein allerliebstes Berthichen
Willst Du mir helfen flechten,
So komm und flieht mit mir.
Klar, klar wie ein Haar,
Hat gesponnen sieben Jahr u. s. w.

In Giesebitz hörte ich:

Wir treten auf die Kette, dass die Kette klingt,
Wir haben einen Vogel, der so schöne singt.
Er singt so klar, wie ein Star,
Hat gesungen sieben Jahr,
Sieben Jahr sind um und um,
Fräulein Bertha dreht sich um,
Fräulein Bertha hat sich umgekehrt,
Ihr Schatz hat ihr einen Kranz beschert,
Einen schönen grünen Jungfernkrantz.

Ein anderes Ringelreihenlied lautete:

Wir fahren nach Jerusalem,
Wer fährt mit?
Nun du, mein liebes Schätzelein,
Du fährst mit.

Sprichwörter: Wo man sein Geld verzehrt, da darf man in die Stube spucken. Besser besoffen, als ersoffen. Man muss mit den Flöhen springen. Für Geld kann man den Teufel tanzen sehen. Hols der Teufel, Gott giebt's wieder.

Sprichwörter und Ausdrücke der Wendisch-Deutschen zwischen Divenow und Lupow, die Haken von der „echt wendischen Nachkommenschaft“ zwischen Lúpow und Leba

unterscheidet, führt Haken (Brüggemann I, 64/65) an. Sie bieten ein Gemisch von kaschubischen und plattdeutschen Ausdrücken.

Schlört en bätken int Döritz un laht us en Muhlken vull kulzen. (Geht ein wenig in die Stube und lasst uns etwas reden.)

En düglich Bolg (ein artig Kind); en lntk Lüt (ein kleines Kind); davalszk (thörlicht); Höñ (Ecke oder Winkel), Lucht (Luft), behäuwen (gebrauchen; vgl. Behuf), Nadup (eine Art Alkoven), Ath (Vater).

Syy jy nach gaut weelig? (Befindet ihr euch noch wohl?)

Wedder den Backafen pusten (ohnmächtig sich aufbäumen.)

Köp dy n'en Buck, sodoerst nich melken. (Wer faul ist, hat keinen Lohn.)

Wenn die Kinner klen sind, wyst man sei af mit'm Appel un Lappen, wenn sei grot waren, mußt ganz anners klappen. (Kleine Kinder kosten etwas, aber wenn sie gross werden, kosten sie viel mehr.)

Sei süht uth, ass wenn sei uth den Arften iagt ist. (Sie sieht verwildert aus.)

Gif em wat unnern Bart, so wardt wohl krygen gaude Art. (Gieb dem Vieh nur zu fressen, so wird sichs wohl bessern.)

Im Winter iss baven an, wo man de Bratäppel langen kann. (Im Winter ist beim Ofen die beste Stelle.)

Sei süht uth ass Melk un Blaut, man kann sei immer ut Sult un Water geneiten (ein Prachtmädel).

Die Braut mut spinnen. (Die Hochzeit ist aus.)

Wat schallt Honng in der Teerbütt. (Was ist ihm Hekuba, oder: Was nützt der Kuh Muskate!)

Neeken, dat deiht hei nich, in den hülternen Büchsen (Kanzel) steiht hei nich. (Das thut er nicht, er hats ja nicht von der Kanzel gesprochen.)

Dem iss dei Seil in den Fullen verbistert. (Die Seele hat sich in die Falten verirrt = er kann nicht sterben.)

Wer myn Mauder (Mutter) oock ne Zeg (Ziege), un ick hedd man gauden Dog (Gedeihen).

Dei der voer der Höll sitt, mutt den Düvel tau Vaddern bidden. (Wer einem schaden kann, dem muss man Freundlichkeit erweisen.)

Fruwens Rath un Bauckweitsat raden sillen, averst wenn sie raden, so raden sei oock recht tau doegen. (Frauenrat und Buchweizensaat geraten selten, dann aber gut.)

He heft morgen nen fetten Dumen. (Er hat morgen Schmauss.)

Kanst oock all Eier kaken? (Willst du schon Frau spielen?)

Wer na Noten fidelt, den dört dei Preceptor nich up dei Finger slan. (Wer nach der Vorschrift handelt, darf nicht dafür verantwortlich gemacht werden.)

Fischt hei nich wat, so schütt hei wat. (Fischt er nichts, so schiesst er was.)

Hei iss so flink ass en ult Büssenschlott. (Er will gern flink sein, aber er ist zu alt dazu.)

Hei kann mit'm Ellbagen nich in dei Fobke (Tasche) kamen. (Er ist geizig.)

En Düvel hütt den annern Glupogg (Sackträger).

Wen'm den Düvel zehn Jahr Huback (huckeback) dregt un setten enmahl unsacht nedder, helpt alles nisst. (Bei Undankbaren ist jede Gutthat vergeblich.)

Wen'm mit dem Knaken (Knochen) na m Hunn smitt, so kachinkt (schreit) hei nich. (Bestechung.)

Man mutt vaken (oft; Mitteld. fartner = forthin) nen swarten Hund Schwan heiten. (Man muss oft anders reden oder handeln, als man denkt.)

Hei geiht ass der Hund na der Köst. (Er geht nicht den geraden Weg.)

Dat Beir folgt dem Tappen, steck tau, so dörft nich jappen. (Trink mässig, so hast du immer was und darfst zuletzt nicht schmachten.)

Wenn dei Kark oock noch so grot iss, dei Preister predigt doch man so vel ass hei will. (Dies Sprichwort gebraucht man, wenn jemand ein grosses Gefäss darbeut, in der Meinung, man soll ihm viel darein geben.)

Wenn't taum Klappen kümt, isst' Grootmauders Slaapmütz. (Am Ende ist es nichts.)

Sei heben eren eignen Kopp, ass dei Rügianschen Gänse. (Sie bleiben bei ihrer einmal gefassten Meinung.)

T' sitt em nich in den Kledern, 't sitt em im Lyv. (Das ist bey ihm keine Gewohnheit, die er wieder ablegen kann, es ist seine angebohrene Gemütsart.)

Hei wett das Wysken (Weise) wol, man nich dat Wörtken. (Er weiss die Melodie wohl, aber nicht das Wort = er weiss wohl, wie ein Ding sein soll, aber nicht, wie er es machen soll.)

En unslagen Wyf iss ass en unsolten Kohl. Prediger Backe-Fritzlar führt dies Sprichwort an, schildert die Tracht der Wendisch-Deutschen, übereinstimmend mit der kaschubischen in der Farbe, aber in der Ausführung anders. Die Frau hat einen Papplatz. Beim Hochzeitstanz führt der Hochzeitsdiener jedem Burschen ein Mädchen zu mit den Worten: „Ich habe deiner gedacht und dir ein schmuck jung Mädchen gebracht, verschmähst du meine Hand, so wirst du ihrer nicht verschmähn.“

I. Die slowinische und die lebakaschubische Sprache.

Lautlich unterscheiden sich die pommerischen slawischen Dialekte unter sich wie vom Polnischen. Schon Brüggemanns Gewährsmänner machen darauf aufmerksam, desgleichen der Gross-Jannewitzer Superintendent Döhling, der um 1834 die Abweichung der Vokale und den Vorsatz des

w besonders hervorhebt. Hilferding stellt mehrere Unterschiede des Slowinzischen von den anderen Mundarten fest. Das Lebakaschubische, rechts vom Kluckenbach, das gegenüber dem Slowinzischen das ſ besitzt, ist nahe mit dem Kaschubischen, dessen Grammatik wiederholt behandelt worden ist, das Slowinzische mehr mit dem Polabischen verwandt.

Einige äusserliche Unterschiede des Slowinzischen vom Polnischen sind die folgenden: Langes a wird meist wie im Posener Dialekt diphthongisiert, ebenso o; stary (alt) begegnet als stauri; broda (Bart) als bruoda, brūda; sowia (Eule) als suowa, pole (Feld) puole, noc (Nacht) nuoc. Im Anlaut treten u, o als wu, wo, wuo auf, so ocet (Essig) als wuoct, ogrod (Garten) wuogrod, ucho (Ohr) als wuchö, osika (Espe) als wuoska. Das unbetonte o ist zu kurzem ö geworden oder ausgefallen, vgl. pioro (Feder): piorö, mieso (Fleisch): miasö, jezioro (See): jiezörö, koniec (Ende): kōnc. Der Vorschlag des j vor i ist gewöhnlich, so izba (Stube): jizba. Polnisch u als ä in suchy (dürre) sächej; y als ä in my (wir): mä, ryba (Fisch): räba, plynac (fliessen): plänac (ich hörte auch planuc); ra als rej in rak (Krebs) rejk, radosc: rejdoſe, rana: rejna; i bald als ä, bald Schwankung als a in zimny (kalt) zämno, zämno, glina (Bohne): gläna. Die Schwankung der Vokale, die gewiss auch Gesetzen unterworfen ist, habe ich oft beobachtet und bei denselben Leuten Vertauschung gefunden. Sr als str in srebro (Silber): strebrou, sroda (Mittwoch): strado, stroda, struoda. Gi: dj in ogien (Feuer): wōdjen, wuodjen, ubogi (arm): wubodji. Twj: czw in twardy (fest): cztwardi. W: f vor stimmlosen Konsonanten, wtorek (Dienstag): ftork, p: f, ptak (Vogel): ftöch; k vor zu ch, kto: chtuo. Die Diminutivbildung ist noch häufiger als im Polnischen, piec (Ofen): pieck, gora (Berg): gorka, topar (Beil):

topork. Metathese in bron(a) borna. Bedeutungswandel: wapno (Kalk): Kreide, drzewo (Baum): Holz, noga (Bein, altbulg. Fuss) = nuoga (Fuss), obrząd (Zeremonie): Beichte (wuobrod). Das Schriftpolnische kennt viele Worte und Formen nicht, die das Slowinische hat. Wie der Masure nennt er die Frau bialka, ein altes Haus kalusza.

In der Flexion lebt noch der Dual und die Unterscheidung der drei Geschlechter im Verb, die gelegentliche Verwendung des Nominativ für den Akkusativ und die Vermischung mit dem Dativ beruht vielleicht auf plattdeutschem Einfluss. Im Personalpronomen lautet ich (P. ja): jo, dich (ciebie): cä, tâ. Die Grundzahlen 12, 20, 60, 100 werden meist durch die Substantive dac (Dutzend), stäga (Stiege), kuope (Schock), stuо (Hundert) wiedergegeben und dementsprechend für 30 = halb Schock, für 40 zwei Stiegen (städji), für 50 halbhundert, für 70 3½ Stadien oder Stiegen gesagt, 1000 und Million werden deutsch benannt, 21, 22 werden in deutscher Art gebildet: jedena dwa dziesce, P. dwa dziescie dwa. Die Konjugation weicht von der polnischen ab. So heissen die Formen von Slowinisch bee = sein (P. być) im Präsens:

jo jiem (P. jestem), ta jes (jestes), won je, wuona je, wuono = to je (jest), ma jiesmä (jestesmy) wa jescä (jestescie), ni sq (sa). Dual: jesma, jesta. — Im Präteritum: Sing. bēl, bälä, bälö; Plur. bäli, bälä, bälä; Dual: bälä, bälä.

Imp.: badz, bądzäce (Dual: bądzäta), Futur. jo bąda,

Perfektpartizip.: bati. Von haben (miec) heisst das Präsens jau moum, ta mōsz, wuon mō, na mō, tuo mō; ma moumä, wa mōcä, ni mājo (Dual: mouma, mōta).

Das Imperfektum: ja mjöl; Plur: ma mjali, wa, ni mjälä. Der Imperativ: miej, miēce.

Von schreiben heisst das Präsens jo pjiszä, ta pjisziesz (auch: ta pjisziszt, wahrscheinlich in Anlehnung an das

Deutsche), won (wuona, wuono = tuo) pjisze; ma pjiszeme, wa pjiszce, ni pjiszq.

Das Präteritum: jo pjisul, das Futurum: jo budę pjisul, der Imperativ pjisze.

Ueber die slowinzische Sprache äusserte sich seiner Zeit Hilferding:

„Die besonderen Eigentümlichkeiten der slowinzischen und kaschubischen Sprache.

Der Dialekt, welchen die letzten Ueberreste der baltischen Slawen (die Slowinzen und Kaschuben) sprechen, hat mit der polnischen Sprache die meiste Aehnlichkeit. Wir finden ausserdem in verschiedenen schriftlichen Denkmälern einige Bruchstücke des Dialekts der slawischen Bevölkerung, welche ehedem an der Elbe und im westlichen Teile der baltischen Küste existierte. Diese Bruchstücke bezeugen, dass die Sprache der ehemaligen Bewohner von Mecklenburg, Brandenburg und des Lüneburger Wendlandes dem Typus der polnischen Sprache nahe stand, jedoch auch ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten hatte. Dieses durch verschiedene historische Fakta bestätigte Zeugnis besonderer linguistischer Merkmale führt zu der Annahme, dass die polnische Sprache und die Sprache der baltischen Slawen einen gemeinsamen Zweig der slawischen Sprache bildeten, einen Zweig, welchen man den lechischen nennen könnte, und dass dieser Zweig in zwei Dialekte zerfiel, nämlich in den polnischen und baltischen, gerade in der Weise, wie sich der russische Zweig in den grossrussischen und in den kleinrussischen geteilt hat. Die Sprache der Kaschuben und pommerschen Slowinzen ist das letzte Ueberbleibsel des baltischen Dialekts, dessen Umfang im Mittelalter wenigstens dem Umfange des polnischen Dialekts gleichkam, den aber unglückliche Umstände nach und nach schwinden machten und

noch weiter von der Erde schwinden lassen. Demnach ist die unter den Gebildeten des Inlandes herrschende Meinung, der kaschubische Dialekt sei weiter nichts als eine verdorbene polnische Sprache, eine durchaus falsche Ansicht: ebenso falsch, als wenn jemand versichern wollte, die Kleinrussen sprächen eine verdorbene grossrussische Sprache. Diese Meinung konnte jedoch leicht entstehen und ist sehr zu entschuldigen. Die Sache ist nämlich diese, dass der baltische Dialekt in den Gegenden erloschen ist, wo er die ganze Vollständigkeit seines selbständigen Typus besass, d. i. an den Ufern der Elbe und im westlichen Teile der baltischen Küste; wir kennen ihn nur an solchen Oertlichkeiten, wo er mit der reinen polnischen Sprache angrenzt und wo, natürlicher Weise, in der Aussprache des Volkes der Uebergang zu dieser zu hören ist. Man stelle sich einmal die kleinrussische Sprache überall als ausgestorben vor, ausgenommen da, wo sie mit dem grossrussischen Stamme angrenzt, z. B. am Rande der Gouvernements Kursk und Černigov: in diesem Falle würde es schwer halten, sich den eigentümlichen Typus dieser Sprache vorzustellen und sich von der Meinung loszumachen, die dasige Sprache sei nur ein verdorbenes örtliches Idiom.

Die fortschreitende Annäherung zur polnischen Sprache hört man sozusagen bei jedem Schritte im Kaschubenlande nach Massgabe dessen, wie man sich vom Westen nach Osten und vom Norden nach Süden bewegt. Demnach ist es nicht möglich, den normalen Typus des kaschubischen Dialekts zu bestimmen, oder es kann dieses nur bedingungsweise geschehen, indem man das Idiom irgend einer Oertlichkeit als Norm annimmt, wie dieses Herr Cejnowa in den von ihm herausgegebenen Büchern gethan hat. Er hat die Sprache zur Norm angenommen, welche in seiner Heimat, im nördlichen Kaschubenstrich des Kreises von Neustadt in Westpreussen herrscht; allein diese Norm ist der pol-

nischen Sprache viel näher als der Dialekt der Kaschuben und namentlich der Slowinzen in Pommern, und viel entfernter von ihr als der Dialekt der Kaschuben im südlichen Teile des Kreises Neustadt und in den Kreisen Carthaus und Behrendt.

Die Redeweise der armen Fischer und Kolonisten, welche am Garden- und Lebasee in Pommern wohnen und Slowinzen und Kabatker genannt werden, war mir vorzüglich dadurch interessant, weil in ihr dieser Dialekt in seinen eigentümlichsten Zügen auftritt. Wenn es möglich wäre, einen bestimmten Typus in den erlöschenden Ueberbleibseln des Dialekts der baltischen Slawen anzunehmen, so müsste man ihn hauptsächlich in den Dörfern der pommerschen Slowinzen und Kabatken aufstellen. Demgemäß erlaube ich mir auf die wichtigsten Kennzeichen der dasigen Redeweise aufmerksam zu machen.

1. Der Vokal a geht in o über und zwar gemeinlich, wenn er den Accent hat, allemal aber, wenn er lang ist. Der Einfluss der Länge ist besonders in den grammatischen Formen bemerklich, z. B. duobro žona, vielgo reba; jo oder ja; znają, te znosz, won zno. (In den Formen duobro, vielgo, znosz, zno liegt das lange a; — im Böhmisichen wird das lange a = á durch einen Strich bezeichnet, — denn es verwandelte sich infolge der Kontraktion. Red.) Auch geht a beständig in o über in den Endungen des Adjektivs auf any, z. B. poddoni, wotesloni, und es wird in diesem Falle allemal gedehnt ausgesprochen. Allerdings hört man beim Sprechen ein fortwährendes Schwanken zwischen a und o, besonders wenn die betreffende Silbe den Ton hat; ein und derselbe Mensch spricht bald ja bald jo, jetzt gadae, dann godoc oder godac, denn es herrscht hier eigentlich ein Mittellaut zwischen beiden Vokalen, der sich bald auf diese, bald auf jene Seite neigt und sich durch die Schrift nicht ausdrücken lässt.

2. Nach dem Konsonanten r zu Anfang des Wortes geht a in e über, z. B. redose, remią; allein man kann auch radosc, rad u. s. w. hören. Ein Uebergehen des a in e findet man auch in andern Fällen; ich hörte es öfters bei den pommerschen Kaschuben, wenn a den Ton nicht hatte, z. B. on gade (er spricht), on gadel, oni gedáli u. dgl. mehr.

3. Der Vokal o zerfällt, wenn der Accent darauf ruht (öfters jedoch auch im Falle der Accentlosigkeit) in einen dem o ē oder u ē ähnlichen Doppellaut, worin sich der Laut hauptsächlich auf e stützt. Diesen Doppellaut habe ich durch ö bezeichnet. (Herr Ceynowa schreibt jedoch ó). Im nördlichen Teile Westpreussens (in dem Dialekte, in welchem Herr Ceynowa schreibt) ist dieser Uebergang vorzüglich im Schwange und hat seine Stelle stets nach den Lippen- (b, p, v, w, m) und Kehlkonsonanten (g, k, ch). Auch nimmt o zu Anfang des Wortes öfters diesen Laut an, es ist jedoch dann an diesem Doppellaut eine kräftigere Aussprache zu bemerken, oder es verbindet sich damit der Anlaut w, welchen die Kaschuben, ähnlich vielen andern Slawen, dem Vokale voranzusetzen pflegen, mit welchem ein Wort anfängt. Uebrigens herrscht auch hier die grösste Willkür, besonders bei den Slowinzen und pommerschen Kaschuben: man hört bald chodzic (mit reinem o), bald chödzie, bald won (st. on) oder wön, bisweilen sogar wun und schliesslich auch noch das reine on, und das alles in der Rede eines und desselben Menschen. (Ich bemerke hier ausdrücklich, dass w ein solches w bezeichnen soll, welches sich zum Halbvokal nähert, gerade wie das w, welches im kleinrussischen Dialekt ī vertritt, oder wie das englische w. Das reine slawische w wird durch v ausgedrückt. — Bisweilen geht o in ein langes u über, z. B. wön pûdze, er wird gehen; bisweilen aber in uo, z. B. Buog, duobri.

4. Die Vokale y, u und i (der erstere fast überall, der zweite aber nicht selten im Falle der Accentuierung und nicht zu Anfang des Wortes) gehen in das kurze unjotierte e über, z. B. bel = był, reba = ryba, paleca = palyca, desza = duša. In einigen Wörtern wird y auch wie i ausgesprochen, z. B. pitac; übrigens sagen die eigentlichen Kaschuben: petac, aber in dem von den Slowinzen und Kabatkern gebrauchten Worte nynia (jetzt) wird der y-Laut klar genug gehört. In der Endung, wenn sie den Ton nicht hat, schwankt y zwischen e und i und nähert sich dem ersten in den Formen der weiblichen Deklination, (z. B. rebe = ryby, bele = były), zum andern aber in der Endung der Adjektiva auf y (z. B. duobri, doni = dany), wenn diese Endung jedoch den Ton erhält, so wird dieses i stets rein und lang gesprochen (z. B. zlì, chorì u. s. w.). An einigen Orten, z. B. in Svorzevo und um Putzig, desgleichen in Chmielno (im Karthauser Kreise) erhält der Vokal u in der Mitte des Wortes öfters den Laut des französischen u oder deutschen ü (z. B. drügi, glüpi).

5. Die Nasallaute werden von den Slowinzen und Kaschuben stets deutlich ausgesprochen und erleiden bei ihnen eine sehr verschiedene Nüancierung, so dass das polnische ą und ę bald als ą, bald als ę, bald als ɔ, bald aber als ү lautet. In Chmielno und den Nachbardörfern wird ą zu Ende des Wortes öfters wie um gesprochen (z. B. sobum). Obgleich der Nasallaut öfters so entschieden ausgesprochen wird, dass er sich dem Konsonanten n nähert, so verbirgt er sich eben so oft und geht in a, e und o und schliesslich auch in u und ou über. Auf diese Weise findet man bei den pommerschen Slowinzen und Kaschuben alle die Abänderungen, welchen die Nasallaute sonst bei allen slawischen Stämmen zusammen unterworfen werden, und dieses an einer und derselben Oertlichkeit und in ein und denselben Wörtern. So sagt der Slo-

winze bald: ja bądą, wöni büdy, bald: ja badą, bald: ja boda, bald: ja budu, wöni budu, wöni bodo; man hört: zamb, zumb, zob, zub; stampic, stopic, stropic, stoupic; sę, sę, sa, se (= sie) und dergl. Die von mir aufgeschriebenen Wörter habe ich stets ganz genau nach der Nüance des Nasallautes aufzuzeichnen gesucht und deswegen, ausser dem polnischen ą (welches in kaschubischen Wörtern jedesmal als ang zu sprechen ist) und ę, auch noch die Bezeichnungen ą und ę (welche nasales o und u bedeuten sollen) angenommen.

6. Die slawischen Laute, welche sich in russischen Wörtern in das flüssige o und e, in polnischen in e und ie verwandeln, werden von den Kaschuben (wie bei den lausitzischen Serben) ganz weggelassen, z. B. dobetk (Vieh), ptaszk (poln. ptaszek, der Vogel), junc (junger Bulle), vieche (poln. wiecheć, Strohwisch) u. s. w.

7. In Wurzeln, wo auf den Konsonant r, wenn er nach einem andern Konsonant steht, a folgt, und wo im Russischen die Kombination in oro übergeht (z. B. vrana = vorona), setzen die Slowinzen gewöhnlich den Vokal a (oder o) voran, z. B. parch (st. prach — proch), parsą (= prosię, poln.), porg (= poln. prog), in der Mehrheit pargi, ferner varna (= wrona), skovornk (die Lerche), sarka (die Elster), chorna oder charna (die Nahrung, serbisch chrana), borna (die Egge), povor-z (poln. powróz), parparc (das Farrenkraut), pöstornk (der Strang), wögard (poln. ogród, der Garten), zogarda (russ. zagorodka, ein Verschlag in der Waren-Niederlage) u. s. w. Allein diese alte Eigentümlichkeit der baltischen Slawen wird nicht in allen Wörtern beobachtet (z. B. sagt man broda, der Bart) und schwindet im Verhältnis der Annäherung zur Grenze der polnischen Sprache.

8. Die Erweichung der Konsonanten d, t, r in dz, c, rz erfolgt gewöhnlich wie im Polnischen; allein eine

charakteristische Eigentümlichkeit der Aussprache der Kaschuben und Slowinzen besteht darin, dass dz, z, c und s keinen erweichten Vokal nach sich leiden; sie sagen z. B. dzeń, zorno, cebie, sano (siano) u. s. w.

9. G erweicht sich in z und nicht in dz wie im Polnischen, z. B. drezi (drudzi, andere), noze (dual. von noga, der Fuss) u. s. w. K erweicht sich bisweilen in tj im Nominativ pluralis der Adjektiva auf ski, z. B. Kaszebstji, Slovinstji ledze (ludzie); allein man hört auch Kaszebski, Slovinski ledze.

10. Das harte l wird von den Slowinzen wie das mittlere l (ähnlich dem französischen, deutschen, tschechischen oder serbischen l), von den Kabatkern und Kaschuben aber wie w oder halbvokales u gesprochen, ähnlich dem oberlausitzischen l und kleinrussischen w, wenn es statt des harten l zu Ende der Wörter etc. steht.

11. Die Accentuation in der Sprache der Slowinzen und Kaschuben unterscheidet sich gänzlich von derjenigen der Polen und steht in ihrer Verschiedenartigkeit der russischen nicht nach. Sie ist scharf und gedehnt. Vor allem liebt man, wie es scheint, den Accent auf die dritte Silbe vor der Endung zu legen, er findet sich jedoch auch auf der vierten, ebenso auf der vorletzten, ja sogar auf der letzten. (In Chmielno und den angrenzenden Dörfern findet sich der Accent stets auf der ersten Silbe des Wortes, wie bei den Oberlausitzern und Tschechen.) Eine Regel dafür anzugeben, ist um so weniger möglich, weil ein und dasselbe Wort nicht selten einen verschiedenen Accent annimmt, z. B. wöna und oná, wöni, oní (ona, oni, sie), trégi und trgi (zurück, serb. natrag), kórzenie und korzénie (das Gewürz) u. s. w. Bei der Verbindung eines einsilbigen Wortes (einer Präposition oder eines Pronomens) mit einem zweisilbigen geht der Accent fast immer auf das erste über, z. B. jo budą (ja budu), ná dumie (na domie) und

dergleichen. Den Accent auf der letzten Silbe haben besonders die zweisilbigen Adjektiva, z. B. cezi, cezó, cezé (fremd), chori (chory, krank), žoltí (žołty, gelb), gorzki (bitter), cvardí (twardy, hart), prostí dlegí (lang), dzevi (wild) u. s. w. In der Deklination und Konjugation wechselt der Accent öfters und diese Umstellung dient zur Unterscheidung der Formationen, z. B. jágo das Ei, jajò des Eies, v jajù im Ei, jája die Eier, jój der Eier, na jajich auf den Eiern; dòm, duóm, dom, dòma, v domù, ná dumie, dúmy (domy), s dumò (z domow), ve dumâch; råka (die Hand); råkà oder råko (Acc.) råkà, råko, råkú (mit der Hand); žolti kviáti (die gelben Blumen), stemi žolti kviati (mit diesen gelben Blumen); ledzi oder ledze (die Leute), ledzí der Leute; dzéci die Kinder, dzecí der Kinder; vielgi czlooviek ein grosser Mensch, vielgî ledze die grossen Leute; bierze er nimmt, biérzece ihr nehmet, bierzé nimm, biérzece nehmet, przindzece ihr kommt, przindzéce kommet u. s. w.

12. Bei der Konjugation der Hauptwörter findet sich die charakteristische Form auf ą, welche als Endung des Genitivs Singularis maskulini und neutrius generis auftritt, z. B. czloovieką, Bögą, slovą. Ohne der vielen altertümlichen Formen zu gedenken (z. B. der Gen. pluralis auf y und der Lokalpluralis ēch), bemerke ich noch, dass der Dualis streng von dem Pluralis unterschieden wird im Nominativ und Akkusativ der Feminia und Neutra, z. B. dvie corce (zwei Töchter), trze corki (drei Töchter); dvie njásce (zwei Frauen), njästa = niewista); dvie szteze, trze sztegi (sztega = eine Anzahl von zwanzig); dvie köpie, trze kope (zwei Schock, drei Schock); dvie lece, trze lata (zwei Jahre, drei Jahre) u. s. w.

13. In der Deklination der Adjektiva ist der Genitiv auf ewo statt des polnischen ego bemerkenswert, z. B. duóbrewo, vielgewo, sviatewo u. s. w.; dasselbe sehen wir am Pronomen, z. B. jowo, tewo oder öfters towo, vszewo

und dergleichen. Nicht selten wird diese Endung verkürzt und klingt dann duobre'o oder kurzweg duóbrô, je'o, to'o oder tô. Die Endung ewo hört man nur bei den Slowinzen und Kabatkern, sowie bei den ihnen nahe wohnenden Kaschuben in Pommern; weiter gegen Osten sagt man eho (viélgeho, jeho) und an der Grenze des polnischen Stammes ego.

14. Bezüglich der Pronomina erlaube ich mir hier die Aufmerksamkeit auf deren sehr gewöhnliche Verkürzungen zu leiten, indem man statt onen, onâ, óno, onî gern 'nen, 'nâ, 'no, 'nî sagt.

15. Die Konjugation unterscheidet sich von der polnischen hauptsächlich durch die volle Endung aję statt am in der ersten Person praesentis der Verba auf ac; durch die vollständige Entwicklung des Numerus dualis; durch die unverkürzte Endung des Imperativs und durch verschiedene altertümliche Formen. Ich lasse hier einige Konjugationen, wie sie bei den Slowinzen im Gebrauch sind, folgen:

Jo jem (ich bin)	bądzi u. bądze (sei), bądzęce (seid), ja
te jes	bądą, te bądzesz, on bądze, ma bądzema, va bądzeta, ona bądzeta, me bądzeme, ve bądzęce, oni bądu; bądūc; bevsze, bivoni; bec (sein).
on je (emphatisch: on jesta)	
ma jesma	
va jesta	
ona jesta	
me jesme	
ve jesce	
oni sū, emph. jesū	

Ja jêm (ich esse), jês, jê, jêma, jêta, jême, jêce, jedz̄a; jes (iss); jad, jadla; jedzoni. jesc.

Viem (ich weiss) vies, vie, viema, vieta, vieme (selten: visme, vięce, viēdza; viedzēc.

Jida (ich gehe), jidzesz, jidze, jidzema, jídzeta, jídzeme, jidzece, jidę; jidzé (geht), jidzéce; szed, szla; jidęc oder jidùc, jidzóni; jic.

Jada (ich fahre, reite), jêdzesz, jêdze, jêdzema, jêdzeta, jêdzeme, jêdzece, jâdu; on jol, jôni; jachac.

Cą (ich will), cesz, ee, cema, ceta, ceme, cece, co (sie wollen) cel, cóni; eec.

Znâje (ich weiss, kenne), znâjesz (auch znbspasz, znbsposz), znâje; znâjema, znâjeta, znâjeme, znâjece, znaję; znoj, znoł; znôni; znajęc; znoç.

Gadaje (selten gadą, spreche) gâdasz = gâdosz, gâda = gâdo, gâdoma, gâdota, gâdome, gâdoce, gâdoj (selten gâdą); gâdoj; gâdol; gadôni; gâdac.

Czinią (ich thu) czinisz, czini, czinima, czinita, czinime, czinice, czinių; czini, czinice; czinil; czinięc; cziniôni; czinie.

Cigna (ich gehe), cigniesz, cignie, cigeniema, cignieta, cignieme, cigniece, cignę; cegni, cegnëce; cignul; cigniôni, cignue.

Eine Eigentümlichkeit der Konjugation bei den Slowinzen bilden die abgekürzten Formen. In einem Worte finden wir eine Analogie hierzu in dem slowenischen Dialekt in Krain; nämlich die Slowinzen Pommerns pflegen genau so wie ihre Namensvettern in den nordischen Alpen öfters das Verbum budu zu verkürzen und sprechen: ja bom (ich werde), te bosz, on bo, ma boma, va bota, ona bota, me bome, ve boce. (In der dritten Person pluralis kommt die verkürzte Form nicht vor.) Ausserdem sagen die pommerschen Slowinzen: on mô' statt može, pómô statt pomože, mo'ce statt možece; on pû' statt pûdze (er wird gehn); on prizì statt przidze (er wird kommen) u. s. w. Das von den Deutschen entlichene Zeitwort kregac (kriegen, bekommen) kommt gewöhnlich nur in der verkürzten Form

vor, z. B. krac, ja kra, te krosz oder kràsz, on krà oder krô u. s. w. Endlich wird auch noch die Form des Adjektivum perfecti im Dual und beim Femininum Singularis verkürzt, z. B. ona mià statt miala (sie hatte), ona przegnà statt przegnala, ona znà statt znala u. s. w. (Alles dieses ist nämlich gleich beim Femininum Singularis und beim Dualis Masculini.) Als letzte Eigentümlichkeit führe ich die Bildung des Perfecti und Plusquamperfecti mit Hilfe des Particiums passivi, jedoch mit der Bedeutung des Aktivums an. Es ist dieses ein reiner Germanismus, welcher wie viele andere Konstruktionen die slawische Sprache im Munde der pommerschen und westspreussischen Slowinzen und Kaschuben verunstaltet hat. So sagen die Slowinzen: jo jem bivôni = ich bin gewesen, ja mom zabeto = ich habe vergessen, on mo ucziniône = er hat gethan, on mial zapisône = er hat aufgeschrieben.“

Ueber die sprachgeschichtliche Stellung und die Dialekte des Slowinischen äussert sich Herr Dr. Fr. Lorentz, der ein slowinisches Wörterbuch mit Grammatik vorbereitet: „Ich will im folgenden kurz zusammenstellen, was mir im Laufe meiner slowinischen Studien über die sprachgeschichtliche Stellung des Slowinischen und die dialektische Einteilung desselben bekannt geworden ist.

Das Slowinische ist nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, ein blosser Dialekt des Kaschubischen (wenn man unter diesem Namen die Sprache versteht, deren Hauptvertreter in den nordwestlichen Kreisen Westpreussens wohnen), sondern es entstammt mit demselben einer gemeinsamen Mutter. Dies wird dadurch bewiesen, dass die beiden Lautgesetze, die als Hauptcharakteristikum des Kaschubischen aufzustellen sind, der Uebergang des labiodentalen Spiranten v vor o- und u-Lauten in den bilabialen Halbvokal w und die Diphongierung des o nach Labialen und Gutturalen, dem Slowinischen fehlen. So heisst es

z. B. slowinz. ¹⁾ vúörzel „Adler“, vüt „Schenkel“, kúopätö „Huf“, gúödä „Weihnachten“, chüöszez „Schachtelhalm“, püögoun „Heide“, büolec „schmerzen“, vúölä „Ochsen“, kasch. (im kabatkischen oder lebakaschubischen Dialekt) aber: wierzew, wut, kuiepätö, guiedä, chuięszez, puiegoun, buielec, wiewä. Die übrigen Verschiedenheiten (auch der Uebergang des im Kaschubischen durch w vertretenen l in slowinz. l) sind nicht so gross, dass sie eine prinzipielle Trennung des Slowinzischen und Kaschubischen verlangten.

Das slowinzische Sprachgebiet umfasst heute noch die Dörfer Schmolsiner und Selesener Klucken, Holzkathen, Scholpin, Virchenzin, Zietzen, Stohentin, Gross- und Klein-Garde, Wittstock, Rotten mit dem Abbau Blotken und Wittbeck. Der letzte Vertreter des Vietkower Dialekts ist um Ostern v. J. gestorben. Nach meiner im Juni 1898 unternommenen Zählung betrug die Zahl derer, denen die slowinzische Sprache noch bekannt war, gegen 200.

Die dialektische Einteilung des Slowinzischen.

I. Die östlichen Dialekte:

Klucken, Holzkathen, Scholpin, Virchenzin, Zietzen, Stohentin.
Kennzeichen:

- a. Urslav. u, y, i sind in betonter Silbe durch a vertreten: ládzä „Leute“, ursl. ljudíje, rába „Fisch“, ursl. ryba, glána „Lehm“, ursl. glina.

¹⁾ Betreffs meiner Schreibung des Slowinz. und Kabatk. bemerke ich folgendes: ä ist ein sehr offenes e, a = in engl. man, ö = in schön, ü ist mehr nach u geneigt als das d. ü, ou = o im d. rot, é = in See, å = schwed. ådra. Diphthonge und Triphthonge tragen den Accent auf dem sonantischen Komponenten. Ein . im Wortinnern bedeutet Dehnung der folgenden Konsonanten.

- b. Endung des Dat. Sing. Mask. -öjü: vüölöjü „dem Ochsen“, büröjü „dem Bauern“.
- c. Endung des Lok. Plur. Mask. und Neutr. -ēch: lescēch zu lástā „Brief“, vrzödžēch zu vrzóut „Geschwür“, jajēch zu jájö „Ei“.

1. Schmolsiner und Selesener Klucken.

Kennzeichen:

- a. Erhaltung des slowinz. q; bok „Käfer“, krök „Kreis“.
- b. Uebergang des labiodentalen Spiranten v in den bilabialen Spiranten w im Silbenauslaut: dechtōwní „dicht“.
- c. Nasalierung des ou vor Nasalen: koune „Ende“, gemeinslow. kouna.

2. Holzkathen und Scholpin.

Kennzeichen:

Uebergang des slowinz. q in ou: bouk, krouk.

3. Virchenzin, (Vietkow) und Zietzen.

Kennzeichen:

- a. Uebergang des slowinz. åu in ao: stáorí „alt“, gemeinslow. stáuri.
- b. Uebergang des slowinz. q in ou: bouk, krouk.
- c. Monophthongisierung der slowinz. Diphthonge üö und ie vor tautosyllabischen l- und r-Lauten: pülknoue „verschlucken“, slow. püölknoqe, pürvae „zerreissen“, slow. püorvæc, sílgac „lügen“, slow. sielgæc, sírvæc „abreissen“, slow. siervæc.

4. Stohentin.

Kennzeichen:

- a. Slow. q ist im Inlaut und betonten Auslaut zu ou geworden: bouk, krouk, travóu „mit Gras“, aber súöstrø „mit der Schwester“.

- b. Nasalierung der Vokale vor Nasalen in betonten Silben: mlá·norz „Müller“, koñne, vímja „Euter“.

II. Die westlichen Dialekte:

Gross- und Klein-Garde, Wittstock, Rotten, Wittbeck.

Kennzeichen:

- a. Urslaw. u, y, i sind in betonter Silbe durch ä vertreten: lā·dzä, rä·ba, glä·na.
- b. Slowinz. ɔ ist zu ou geworden: bouk, krouk.
- c. Die slowinz. Diphthonge üö und ie sind vor Nasalen monophthongisiert: dū·ma „zu Hause“, slowinz. düöma, rzí·mä „Rümen“ slowinz. rzíemä.
- d. Endung des Dat. Sing. Mask. -övü: vüölvü, bürövü.
- e. Endung des Lok. Plur. Mask. und Neutr. -iech.: lesiech, vrzödziech, jajiech.

1. Gr. Garde.

Kennzeichen:

- a. Slowinz. öül ist zu åul geworden: büdåul „baute“ slowinz. büdóul, pünjedzåulk „Montag“ slowinz. pönjedzóulk.
- b. Slowinz. üö ist vor tontsyllabischen r monophthongisiert: gü·rszí „schlimmer“ slowinz. güßörszí.
- c. Strenge Durchführung der Monophthongisierung unter c.

2. Kl. Garde.

Kennzeichen:

Die Monophthongisierung unter c fehlt in unbetonten Silben.

3. Wittstock, Rotten und Wittbeck.

Kennzeichen:

a. Die Monophthongisierung unter e fehlt in unbetonten Silben.

b. ö und ü werden wie offenes o und u ausgesprochen.

In den Klucken und Virchenzin finden sich bisweilen Formen mit kaschubischer Lautgestalt, z. B. dvóutö „Meissel“ slow. dloutö, chuēna „Fichte“ slowinz. chōjna, diese stammen aus dem benachbarten Kabatkischen.

Der Slowinze grüßt: dobridzēn (guten Tag), dobrwioczr (guten Abend), z Bôga (mit Gott), Bôg zaplāc (Gott bezahls = schönen Dank!), Bôg pomôž (Gott helfe!), zdrov (sei gesund!).

K. Litteratur über die Kaschubei, die Kaschuben und Slowinzen.

Backe. Bericht über die Wenden in Pommern; bei Brüggemann I, 65—69. Siehe Brüggemann.

Berka. (Dr. L. Biskupski.) Słownik kaszubski porównawczy napsial Alexander Berka. Warszawa, J. Jeżynskiego 1891. (Vergleichendes kaschubisches Wörterbuch.)

Bernoulli. Johann Bernoullis Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preussen, Curland, Russland und Polen in den Jahren 1777 und 1778. Leipzig, C. Fritsch. 1779. 2 Bände. I, 136—144 über Zipkow und die Kaschuben. II, 3 und Vorbericht 10: Ergänzungen.

Biskupski. Leon Biskupski, Beiträge zur slavischen Dialektologie. I. Die Sprache der Brodnitzer Kaschuben im Kreise Karthaus.

I. Heft. Die Lautlehre. Breslauer Dissert. 1883. Vgl. auch Berka.

Böckh. R. Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. Berlin 1869.

Boldt. Das Dorf Giesebitz. Blätter für pommersche Volkskunde, hgg. von O. Knoop und Dr. A. Haas. Jahrg. 1896, S. 165—168 und 179—181.

Böttcher. Ludwig Böttcher, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Köslin. Stettin, Leon Saunier. Heft I: Kreis Stolp.

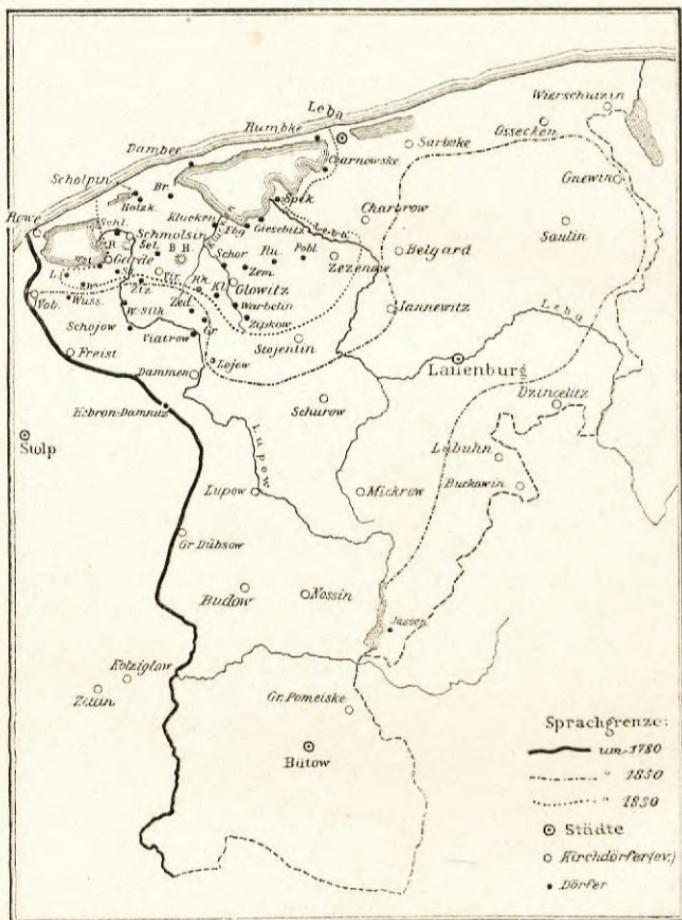
Bronisch. Kaschubische Dialektstudien. I. Leipzig 1896. II. 1898. (Abriss der Grammatik und Texte besonders aus der Sprache der Bylaken).

- Brüggemann. Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preussischen Herzogtums Vor- und Hinterpommern u. s. w. Hgg. von L. W. Brüggemann. Stettin, Effenbart. I: 1779, II: 1784, III (Beitr. 1800). Darin die Berichte Backets (I, 65 bis 69) Probst Hakens 63—65 über die pomm. Wenden; I, 70—72 (über die Kaschuben); Brüggemanns II, 902—903.
- Büsching. Wöchentliche Nachrichten. 7. Jahrgang 1779 (Berlin 1780). Bemerkungen über die Kaschuben von Büsching selbst: S. 148, 182, 189, 197. Wobesers Bericht: S. 181—183, dazu Bernouillis Bemerkung II, 10. Probst Hakens Bericht 189 bis 193 und 197—204.
- Cenova. 1. Dr. Florjan Cenôva, Skôrb kaszébsko-slovjanskjé mòvè. 13 Stücke in 3 Teilen. Schwetz, 1866—68. (Westpreussisch-kaschubische Märchen, Rätsel, Sprichwörter u. dgl.) 2. Sbjór pjesnj svjatovih ktore lud slovanjskj vkrólestvje pruskjm spjevacj lubj. 3. Teil. Schwetz 1878. 96 Seiten (126 westpreuss.-kasch. Volkslieder, Sprüche u. s. w.). 3. Zarés do grammatikj kašébsko-slovinskje mòvè. Entwurf zur Grammatik der kassubisch-slowiniischen Sprache. 96 S. Posen 1879. 4. Kile slov wo kaszebach e jich zemi, tudz; rzecza o języku kaszubskim. Krakau 1850.
- Charbrower Kirchenchronik. Verfasst vom Pfarrer A. Bechhold, handschriftlich.
- Derdowski. O panu Czorlińscim. Thorn 1880.
- Döhling. Bericht des Superintendenten Döhling zu Gross-Jannevitz. Blätter f. pomm. Volkskunde 1898; 153—155, 165—168.
- v. d. Dollen. Streifzüge durch Pommern von H. v. d. Dollen. Band IV: Hinterpommern. 12. Heft. Anklam 1885.
- Dreger. Friedr. v. Dreger, Codex Diplomaticus. Stettin 1748.
- v. Fireks. Die preussische Bevölkerung nach ihrer Muttersprache und Abstammung. Auf Grund des Ergebnisses der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 und anderer statistischer Aufnahmen dargestellt von A. Freiherr v. Fireks. Zeitschrift des kön. preuss. statist. Bureaus, hgg. von E. Blenck 1893, S. 189—296.
- Garbe. Die letzten Vertreter der slav. Sprache in dem Kirchspiel Schmolsin u. Gr. Garde. — Pommersche Blätter; Stettin, 9. 4. 98.
- Gardesche Kirchenchronik. Vom Gardeschen Pfarrer Franz angelegt. Handschriftlich in Garde.
- Gieseitzer Schulchronik. Vom Lehrer Nimz angelegt. Handschriftlich in Gieseritz.
- Glowitzer Kirchenchronik. Von den Pastoren seit Hering geschrieben, besonders von Lohmann. Handschriftlich in Glowitz.

- J. C. L. Haken. Bemerkungen zu Loreks Arbeit in den „Pommerschen Provinzialblättern für Stadt und Land“. Hgg. von J. C. L. Haken. 2. Band. Treptow a. d. Rega 1821. S. 334—338. 349.
- Probst Haken. Bericht über die pommerschen Wenden bei Brüggemann I, 63—65. Bericht über die pommerschen Kaschuben bei Brüggemann I, 70—72; derselbe Bericht mit unbedeutenden stilist. Abweichungen bei Büsching 163—193, 197—204. Anderer Bericht in den Blättern f. pomm. Volkskunde 1898, S. 153 ff.
- Hanusch. Ueber die polnischen Nasalvokale der Pommerschen Slovinzen, Kabatken und Kaschuben. Krakau 1880 (poln.).
- Hilferding. Die Ueberreste der Slaven auf der Südküste des baltischen Meeres. Von A. Hilferding. (Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft. Verantw. Redakteur: J. E. Schmaler. Bautzen, J. E. Schmaler, von dem wohl auch die Uebersetzung aus dem Russischen stammt.) I (1864), 81—97 und 230—239. II (1864), 81—111.
- Hilferding. Die sprachlichen Denkmäler der Dreyjaner und Glinjaner Elbslaven im Lüneburger Wendlande von A. Hilferding. Aus dem Russischen von J. E. Schmaler. Bautzen 1857.
- Hilferding. Die baltischen Slaven. (Slavisches Centralblatt 1865. S. 294 ff.)
- Kantzow. Thomas Kantzow († 1542) Pomerania. Herausgegeben von Kosegarten. Greifswald 1816. Besonders I, 6; II, 404.
- Knoop. Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Gesammelt von Otto Knoop. Posen 1885, J. Jolowicz. — Ueber die Kaschuben Seite V—VII. Kaschubisches im ganzen Buch zerstreut.
- Kluckener Schulchronik. Von den Lehrern Knaak und Stadtmeister seit 1886 angelegt. Handschriftlich in den Klucken. Eine Arbeit Fröhlings in Schmolsin.
- Kryński. A. A. Kryński, O nosowych zwukach w slawianskich jazykach. Warschau 1870.
- Krof. Duchowne piesnie D. Marcina Luthera y ynssich naboznich mezow, Zniemieckiego w Slawiesky jezik wilozone. Przes Szymana Krofea sluge slowa Bozego w Bytowie. Drukowano w Gdansku przes Jacuba Rhode. Roku Panskiego 1586. (Geistliche Lieder Dr. M. Luthers und anderer frommer Männer, aus dem Deutschen in die Slowinische Sprache übersetzt von Symon Krof, Diener des Wortes Gottes zu Bütow. Gedruckt in Danzig von Jakob Rhode. Im Jahre des Herrn 1586.)
- Th. H. Lange. Die pomm. Kaschuben. Leipz. Tgbl. v. 27. Jan. 1898.

- Legowski. Die Sprache der baltischen Slawen von Dr. Legowski (Nadmorski). Blätter für Pommersche Volkskunde 1896. S. 81 bis 89, 97—101, 113—115, 129—132. Die neuesten Arbeiten über die Kaschuben. Ebenda 1898, 93—95. Ueber Parczewski, Tetzner, Mikkola, Bronisch. — Karte in „Ladność Polska“, Warschau 1889.
- Lorek. Zur Charakterisierung der Kaschuben am Leba-Strome. Von Herrn Prediger Lorek zu Zezenow. Mit einer Abbildung kaschubischer Volkstrachten. In J. C. L. Hakens Pommerschen Provinzialblättern 1821. II, 338—363 und 455—477.
- Lorentz. Zur älteren kaschubischen Litteratur. Archiv für slawische Philologie XX, 556—577.
- Malinowski. L. Malinowski, Beiträge zur slawischen Dialektologie. I. Ueber die Oppelnsche Mundart in Schlesien. 1. Heft. Laut- und Formenlehre. Leipzig 1873.
- Maronski. Die stammverwandtlichen Beziehungen Pommerns zu Polen. Neustädter Programm 1866.
- Mrongowius. Ausführl. polnisch-deutsches Wörterb. Königsb. 1835.
- Micraelius. Altes Pommerland. Stettin 1640.
- Nadmorski (= Legowski). Kaszebi i Kociewie, Posen, 1892. (Volksl., Sagen u. Gebräuche im kaschub. Westpreuss.). Vgl. auch Legowski.
- Parczewski. Vgl. Legowski.
- Pernin. Karl Pernin, Wanderungen durch die sogenannte (west-preussische) Kassubei. Danzig 1886, Kasemann.
- Pfennig. Anleitung zur gründl. u. nützl. Kenntnis der neuesten Erdbeschreib. usw. 3. Ausg. Berlin u. Stettin 1783. (1. Ausg. 1769.)
- Poblocki. Słownik kaszubski z dodatkiem idyotyzmów chełmiskich i kociewskich. Chelmno 1887.
- Pommersches Urkundenbuch. 3 Bände. Stettin 1868—91.
- Pontanus. Parvus Catechismus D. Martini Lutheri Germanico-Vandalicus. Danzig 1643.
- Ramułt. Stefan Ramułt, Słownik języka pomorskiego czyli kaszubskiego. Krakau 1893. — Karte in „Stat. L. Kasz.“. Krakau 1899.
- Rübner. Gedächtnisspredigt auf Adam von Podewils, Regierungsrat der Königl. Preuss. Pommersch. Landen, des Domcapituls zu Colberg Decanus, auch Vice-Dominus des hohen Stifts Cammin, Erb-, Burg- und Schlossgesessener des Gutes Wusterwitz, Balentin, Teutschen-Puddiger, Rumske, Roven, Zedlin, Grossendorf, Warbelin, Zipkowitz und Dochow, † den 8. April 1731 zu Colberg, von Georg Andreas Rübner, der 51. Marienkirche Archidiakonus, wie auch der Königl. Kloster- und Johanniskirche Pastor. Stargard, gedruckt bey Joh. Tillern. Fol. 22 Bog. (Brügg. III, 311.)

- Schleicher. Laut- und Formenlehre der Polabischen Sprache von August Schleicher. St. Petersburg 1871.
- Schmolsiner Kirchenchronik. Jahrbücher über die Christliche Gemeine von Schmolsin. (Pappband mit Lederrücken im Format 19/22 cm.) Angelegt von den Schmolsiner Pastoren Edelbüttel, Wahlstab, Neumeister. Handschriftlich in Schmolsin, ebenso Schmolsiner Perikopenbuch und Gebetbuch.
- v. Sommerfeld. Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern oder Slawien bis zum Ablauf des 13. Jahrhunderts von W. v. Sommerfeld. Leipzig 1896.
- Stremler. Fonetika kaszebskago jazyka. Woroneż 1874.
- Tetzner. Die Kaschuben am Lebasee. Mit 1 Karte, 8 Bildern und 1 Melodie. Sonderabdruck aus dem Globus, hgg. von Dr. Andree. 70. Bd. 15.—18. Heft. 1896. Vgl. Bericht: Wissensch. Beil. der Leipz. Ztg. 1897, 240 (Dr. Eckert); u. Saalezeitung 1896, 10. Dez.
- In der Kaschubei. Leipzig 1897. Heft 10 und 11 der Zeitschrift Aus allen Weltteilen. Herausgeber: R. Fitzner, Verleger: H. Paetel, Berlin. Davon ging ein Stück über in III, 2.
- Ferdinand Edelbüttel (Schmolsiner Pastor) über die Leipziger Schlacht und die damalige Zeit. Leipz. N. Nachr. 18. Okt. 1896.
- Ein wiedergefundenes slowinzisches Buch. Münchner Allgemeine Zeitung, Beilage 1897, 135.
- Das kaschubische Sprachgebiet. Ebenda 1896, 220.
- Dainos, litauische Volksgesänge mit Einleitung, Abbildungen und Melodieen, hgg. von F. und H. Tetzner. Leipzig 1897, Reclam. Darin über Kaschubisches auf S. 55 und S. 101.
- Die Klucken. Beilage der Münchn. Allg. Ztg. 1896, Nr. 188—190.
- Die letzte Slaweninsel in Pommern. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1897, 127.
- Treichel. Die Schwedenschanzen bei Zedlin. Nachr. üb. deutsche Alt. 1894, 5.
- Circular d. dtsch. Fisch.-Vereins. Berlin 1879, 57 f.
- Collektendenkmal u. Uhl v. Charbrow. V. d. Berl. antr. Ges. 21.7.94.
- Virchenziner Eide. Handschriftl. bei Herrn Gustke-Virchenzin. Wienkowski. Die pommerschen Kaschuben von G. von Wienkowski. Mitteilungen der geogr. Ges. in Wien 1885. S. 537—555.
- Wutstrack. Kurze historisch-geographisch-statistische Beschreibung usw. von Pommern. Stettin 1793 und 1795. 2 Bände.
- Zezenower Schulchronik. Handschriftlich in Zezenow.
- Ziegler. 21 Predigten des Pastors Ziegler in Zezenow. Handschriftlich daselbst in 21 Oktavheften.



Das slawische Sprachgebiet in Hinterpommern.

Kluckener Rauchkate (Rückseite)



Czarłowski'scher Haas (Vorderseite)



Lischke.



Karine.



Hirtenhorn.



Kescher

Zese.



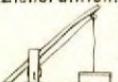
Handmühle.



Zezenower Tracht 1820 (n. Lorek.)



Ziehbrunnen.



Grabschmuck.



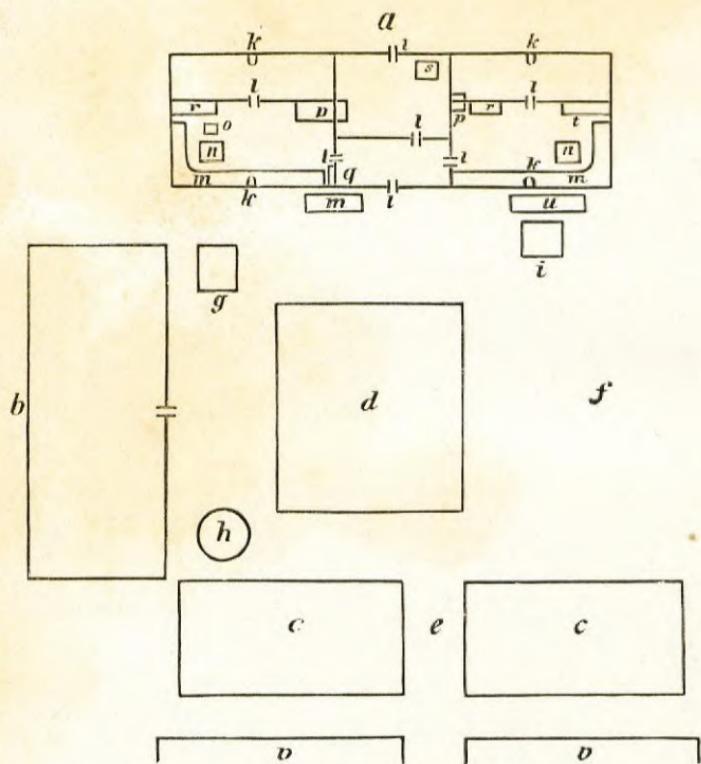
Schmolsin (vom Rekeköl aus)



Glowitz (vom Sandberg aus)

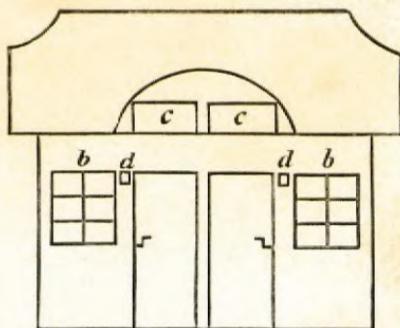


M. Pontanus

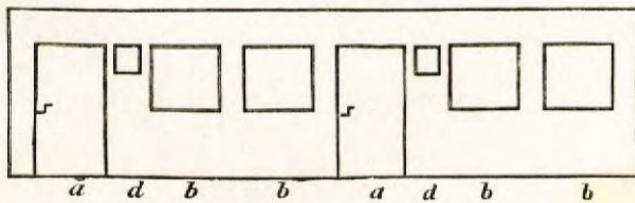
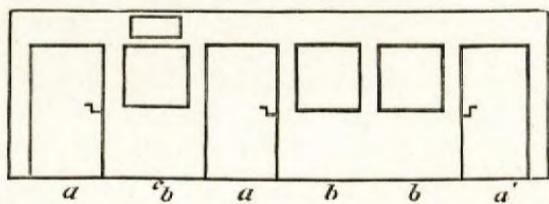
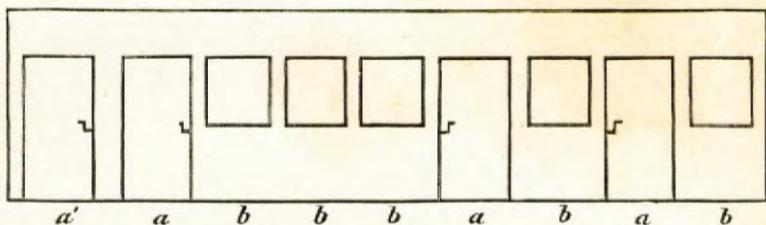


Grundriss eines Kluckener Gehöftes.

a Wohnhaus, links Wohnstube mit Arbeitsraum, rechts Altsitzersstube mit Kammer, in der Mitte (oft in der Richtung III geteilte) Hausflur und Küche, nach a zu häufig Backofen; **b** Stall, nach m zu Düngergrube, nach e Kartoffelmiete; **c** Schuppen; **d** Obst- und Gemüsegärtchen; **e** schmaler Weg nach der Landstrasse; **f** Eingang zum Gehöft; **g** Entenstall; **h** Keller; **i** Ziehbrunnen; **k** Fenster; **l** Thür; **m** Bank; **n** Tisch; **o** Stuhl; **p** Ofen und Herd; **q** Schrank; **r** Bett; **s** Treppe, daneben Handmühle; **u** Holz und Torf; **v** Kartoffelbeete.



Vorderseite eines Garder Hauses.



Vorderwände von Kluckener und Gieseitzer Häusern.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Socialgeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von
L. M. Hartmann und Stephan Bauer.

Heft 1: **Konrad Häbler**, Die Geschichte der Fugger'schen
Handlung in Spanien. 5.— M.

„ 2: **Gustav Schönfeldt**, Beiträge zur Geschichte des
Pauperismus und der Prostitution in Hamburg.
5.— M.

„ 3: **Ivo Pfaff**, Ueber den rechtlichen Schutz des wirt-
schaftlich Schwächeren in der römischen Kaiser-
gesetzgebung. 2.— M.

„ 4: **W. Claassen**, Schweizer Bauernpolitik im Zeit-
alter Ulrich Zwinglis. 5.— M.

„ 5/6: **M. Tugan-Baranowsky**, Geschichte der russi-
schen Fabrik im 19. Jahrhundert. Autorisierte
Uebersetzung aus dem Russischen von B. Minzès.

Eugen Fridrichowicz, Die Getreidehandelspolitik des
Ancien régime. 6.— M.

Thomas H. Huxley, Sociale Essays. Berechtigte deutsche
Ausgabe mit einer Einleitung von Alexander Tille.
5.— M., vornehm geb. 6.— M.

Inhalt: Die natürliche Ungleichheit der Menschen. — Natür-
liche und politische Rechte. — Kapital, die Mutter der Arbeit.
— Anarchie oder Bevormundung? — Staatsnihilismus. — Der
Daseinskampf in der menschlichen Gesellschaft. — Ethik und
Entwicklung. — Thomas H. Huxley von A. Tille.

Max Müller, Die Getreidepolitik, der Getreideverkehr und
die Getreidepreise in Schlesien während des 18. Jahr-
hunderts. 5.— M.

John Rae, Der Achtstunden-Arbeitstag. Autorisierte
Uebersetzung aus dem Englischen von Julian Borchard.
5.— M., geb. in Leinw. 6.— M.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

C. Brockelmann, Geschichte der arabischen Litteratur. I. Bd. 20.— M.
Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Festgabe für
Richard Heinzel. 14.— M.

Inhalt: J. J. David, An Richard Heinzel. — R. M. Werner, Die Gruppen im Drama. — E. Schmidt, Edward. — A. Brandl, Zur Kritik der englischen Volksballaden. — A. Hauffen, Zur Kunde vom Wassermann. — A. Petak, Zum Volkslied von den drei Winterrosen. — J. E. Wackernell, Ein Tiroler Passionsspiel in Steiermark. — F. Spengler, Kilian Reuther von Melrichstadt. — K. Luick, Zur Geschichte des englischen Dramas im XVI. Jahrhundert. — J. Wahle, Bürger und Sprickmann. — B. Hoenig, Glaube und Genie in Goethes Jugend. — E. Castle, Die drei Paria. — J. Zeidler, Eine Wiener Wertherparodie. — F. A. Mayer, Goethe auf dem Puppentheater. — E. Horner, Anton von Klein in Wien. — O. F. Walzel, Frau von Staëls Buch „De l'Allemagne“ und W. Schlegel. — A. Sauer, Neue Beiträge zum Verständnis und zur Würdigung einiger Gedichte Grillparzers. — J. Minor, Die Ahnfrau und die Schicksalstragödie. — A. v. Weilen, Friedrich Hebbels historische Schriften. — R. F. Arnold, Holtei und der deutsche Polenkultus. — M. Murko, Miklosichs Jugend- und Lehrjahre.

Reinhold Köhler, Kleinere Schriften. I. Band. Kleinere Schriften zur Märchenforschung, hersggb. von Johannes Bolte. 14.— M.

Percy's Reliques of ancient english poetry. Nach der ersten Ausgabe von 1765 mit den Varianten der späteren Original-Ausgaben herausgegeben und mit Einleitung versehen von M. M. Arnold Schröer. 2 Bde. 15.— M., geb. 17.— M.

Hermann Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten. 5., verbesserte Auflage.

Geheftet 6.— M., fein gebunden 7.— M.

Hermann Schrader, Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Geheftet 3.50 M., fein gebunden 4.50 M.

Hermann Schrader, Scherz und Ernst in der Sprache.

Geheftet 2.— M., fein gebunden 3.— M.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhäusen. Jährlich ein Band von 6 Heften zum Preise von 10 M.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Professor Dr. Max Koch. Jährlich ein Band von 6 Heften zum Preise von 14 M.

Alexander Tille, Die Faustsplitter in der Litteratur des 16. bis 18. Jahrhunderts. Nach den ältesten Quellen herausgegeben. 1. Abteilung. 5.— M.



